

„JE LÄNGER MAN HIER DRAUßEN IST, UMSO HÄRTER WIRD MAN“
Selbst- und Fremdbilder deutscher Soldaten in Feldpostbriefen des Zweiten Weltkriegs

Erster Gutachter: Prof. Dr. Rolf-Dieter Müller

Zweiter Gutachter: Prof. Dr. Clemens Schwender

Wissenschaftliche Hausarbeit zur Erlangung des akademischen Grades eines Magister Artium (M.A.) der Humboldt-Universität zu Berlin vorgelegt von Thomas Jander, Berlin 2007

1. EINLEITUNG, FRAGESTELLUNG, FORSCHUNGSSTAND UND METHODE	5
1.1 ÜBERBLICK ÜBER DIE FELDPPOSTFORSCHUNG	8
1.2 ARCHIVSITUATION	11
1.2.1 FELDPPOST-ARCHIV BERLIN	11
1.2.2 FELDPPOSTBRIEFE IN WEITEREN SAMMLUNGEN UND ARCHIVEN	12
1.3 EIGENE UNTERSUCHUNGSMETHODE	13
KAPITEL 2	15
QUELLENKORPUS. BRIEFE, SCHREIBER, SOZIALPROFIL UND VERTEILUNG	15
2.1 BENUTZTE BRIEFE: UMFANG UND VERTEILUNG	15
2.2 SIGNIFIKANTE BRIEFE: UMFANG UND VERTEILUNG	17
2.3 AUSWAHLKRITERIEN	18
2.3.1 UNTERSUCHUNGSFELD I: „GEGNERISCHE SOLDATEN“	18
2.3.2 UNTERSUCHUNGSFELD II: „JUDEN“	18
2.3.3 UNTERSUCHUNGSFELD III: „MILITÄRISCHES/SOLDATISCHES SELBSTBILD“	18
2.3.4 UNTERSUCHUNGSFELD IV: „ERNÄHRUNGSKRIEG“	19
2.4 BRIEFSCHREIBER: SOZIALPROFIL UND BRIEFVERTEILUNG	19
2.4.1 ALTERSTRUKTUR	20
2.4.2 KONFESSIONELLE HERKUNFT	22
2.4.3 BILDUNGSSCHICHTENZUGEHÖRIGKEIT	23
2.2.4 FAMILIENSTAND	24
2.2.5 MILITÄRISCHE RANGUNTERSCHIEDE	25
KAPITEL 3	26
FELDPPOSTBRIEFE. LEBENSZEICHEN, KOMMUNIKATIONSMITTEL UND HISTORISCHE QUELLE	26
3.1 KRIEG: KOMMUNIKATIONSEREIGNIS UND ALLTAG	26
3.2 DER BRIEF ALS KOMMUNIKATIONSMEDIUM ZWISCHEN PRIVATSPHÄRE UND ÖFFENTLICHKEIT	28
3.3. FELDPPOSTBRIEFE: FUNKTIONEN UND INHALTE EINER „WEICHEN“ HISTORISCHEN QUELLE	30
3.4 AUFBAU UND ARBEITSWEISE DER INSTITUTION FELDPPOST	32
3.5 FELDPPOST UND ZENSUR: BESTIMMUNGEN, DURCHFÜHRUNG UND WIRKUNG DER KONTROLLE	33
KAPITEL 4	37
FREMDBILDER-FEINDBILDER-SELBSTBILDER. WIRKSAMKEITEN UND BEGRIFFE	37
KAPITEL 5	40
SOLDATISCHE SELBSTBILDER. ELEMENTE, ENTWICKLUNGEN UND SPIEGELUNGEN	40
5.1 KOMPONENTEN UND ENTWICKLUNGEN DES (SELBST-)BILDES VOM SOLDATEN IN DEUTSCHLAND BIS ZUM ZWEITEN WELTKRIEG	41
5.1.1 „SCHULE DER MÄNNLICHKEIT - SCHULE DER NATION“. ALLGEMEINE WEHRPFLICHT UND MILITARISIERUNG DER GESELLSCHAFT NACH DEN NAPOLEONISCHEN BEFREIUNGSKRIEGEN	41
5.1.2 DER ERSTE WELTKRIEG UND DIE GEBURT DES „FRONTKÄMPFERMYTHOS“	43
5.1.3 WEHRSPORT STATT WEHRPFLICHT. PARAMILITÄRISCHE PARALLELGESELLSCHAFTEN IN DER WEIMARER REPUBLIK	46
5.1.4 DIE UNIFORMIERUNG DER GESELLSCHAFT. ÜBERNAHME UND UMBAU DES SOLDATENBILDES DURCH DIE NATIONALSOZIALISTEN	48
5.2 VIEL KONFORMITÄT, WENIG KRITIK. ERGEBNISSE DER FELDPPOSTFORSCHUNG	54
5.3 QUELLENBEFUNDE I. QUANTITATIVE ANALYSEERGEBNISSE	55

5.3.1 GESAMTVERTEILUNG DER „SIGNIFIKANTEN“ BRIEFE	55
5.3.2. SCHREIBERPROFIL: AKTEURE UND VERTEILUNG	56
5.3.2.1 Altersgruppen	56
5.3.2.2 Familienstand	57
5.3.2.3 Konfessionen	57
5.3.2.4 Bildungsschichten	57
5.3.2.5 Militärische Rangstufen	58
5.4. QUELLENBEFUNDE II. INHALTLICHE ANALYSE	59
5.4.1 BESCHREIBUNGSMUSTER UND BEWERTUNGSKRITERIEN	59
5.4.2 POLENFELDZUG: FÜHRERGLAUBE UND VERUNSICHERUNG	60
5.4.3 DAS GESICHT DES SIEGERS. FRANKREICHFELDZUG UND BESATZUNGSHERRSCHAFT 1940	62
5.4.4 SELBSTBILDER IM RUSSLANDFELDZUG I: UNTERNEHMEN „BARBAROSSA“ 1941-BEFREIER UND BESCHÜTZER	66
5.4.5 SELBSTBILDER IM RUSSLANDFELDZUG II: WINTERKRISE UND SOMMEROFFENSIVE 1942 - VERROHUNG UND HOFFNUNG	71
5.4.6 SELBSTBILDER IM RUSSLANDFELDZUG III: STALINGRAD UND TOTALER KRIEG 1943: „DOLCHSTOß“, STANDHAFTIGKEIT UND SIEGESZWEIFEL	74
5.4.7 SELBSTBILDER IN DER ENDPHASE DES KRIEGES: HOFFNUNGSLOSIGKEIT, FANATISMUS UND WUNDERGLAUBE 1944-1945	80
5.5 ZUSAMMENFASSUNG	82
 KAPITEL 6	 83
 DAS BILD DES GEGNERS. VORBILDER UND LEITMOTIVE DER FREMDWAHRNEHMUNG DEUTSCHER SOLDATEN IM ZWEITEN WELTKRIEG	 83
6.1. PRÄGUNGEN. LEITMOTIVE UND ENTWICKLUNGEN IN DER FREMDBILDKONSTRUKTION BIS ZUM ZWEITEN WELTKRIEG	83
6.1.1 „JUDEN UND FREISCHÄRLER“. DAS BILD VOM POLNISCHEN SOLDATEN IN DER WEHRMACHT	83
6.1.2 „ERBFEINDE“ UND „SCHWARZE BESTIEN“. DEUTSCHE ANSICHTEN ÜBER DIE FRANZÖSISCHE ARMEE	85
6.1.3 „TÖNERNER KOLOSS“ UND „ROTE HORDEN“. DIE ROTE ARMEE IN DEN AUGEN DER DEUTSCHEN WEHRMACHT	88
6.2 „DER GESICHTSLOSE GEGNER“. ERGEBNISSE DER FELDPPOSTFORSCHUNG	94
6.3 QUELLENBEFUNDE I. QUANTITATIVE ANALYSEERGEBNISSE	96
6.3.1 GESAMTVERTEILUNG DER „SIGNIFIKANTEN“ BRIEFE	96
6.3.2 SCHREIBPROFIL: AKTEURE UND VERTEILUNG	97
6.3.2.1 Altersgruppen	97
6.3.2.2 Familienstand	98
6.3.2.3 Konfessionen	98
6.3.2.4 Bildungsschichten	99
6.3.2.5 Militärische Rangstufen	99
6.4 QUELLENBEFUNDE II. INHALTLICHE ANALYSE	100
6.4.1 BESCHREIBUNGSMUSTER UND BEWERTUNGSKRITERIEN	100
6.4.2 DER GEGNER IM POLENFELDZUG UND „DRÔLE DE GUERRE“ 1939	101
6.4.3 DER GEGNER IM FRANKREICHFELDZUG 1940	102
6.4.5 DER GEGNER IN DER ERSTEN PHASE DES RUSSLANDKRIEGES 1941	104
6.4.6 DER GEGNER IN DER ZWEITEN PHASE DES RUSSLANDKRIEGES 1942 – 1943	109
6.4.7 DER GEGNER IN DER ENDPHASE DES KRIEGES 1944 -1945	114
6.5 ZUSAMMENFASSUNG	115
 KAPITEL 7	 117
 „HITLERS ZUFRIEDENE RÄUBER“ ODER „KÄMPFER UMS ÜBERLEBEN“? RAUB UND PLÜNDERUNGEN IN REALITÄT UND FELDPPOSTBRIEFEN	 117
7.1 ZIG MILLIONEN TOTE. DER ZWEITE WELTKRIEG ALS RAUBZUG UND ERNÄHRUNGSKRIEG	117
7.1.1 WILDES REQUIRIEREN. AUSNAHMEERSCHEINUNG ODER ALLTAG IM POLENFELDZUG?	118
7.1.2 „BEZAHLTES REQUIRIEREN“. EINKAUFEN IM WESTEN 1940	119

7.1.3 RESTLOSES REQUIRIEREN. AUSBEUTUNG UND PLÜNDERUNG ALS LEBENSGRUNDLAGE IM OSTFELDZUG 1941-44	120
7.2 „LEBEN AUS DEM LAND“. ERGEBNISSE IN DER FELDPSTFORSCHUNG	124
7.3. QUELLENBEFUNDE I. QUANTITATIVE ANALYSEERGEBNISSE	125
7.3.1 GESAMTVERTEILUNG DER „SIGNIFIKANTEN BRIEFE“	125
7.3.2 SCHREIBERPROFIL: AKTEURE UND VERTEILUNG	126
7.3.2.1 Altersgruppen	126
7.3.2.2 Familienstand	126
7.3.2.3 Konfessionen	127
7.3.2.4 Bildungsschichten	127
7.3.2.5 Militärische Ranggruppen	127
7.4 QUELLENBEFUNDE II. INHALTLICHE ANALYSE	128
7.4.1 BESCHREIBUNGSMUSTER UND BEWERTUNGSKRITERIEN	128
7.4.2 „SCHLARAFFENLAND“. REQUIRIEREN IN POLEN UND FRANKREICH 1939-1940	129
7.4.3 ÜBERLEBEN AUS DEM LAND. „UNTERNEHMEN BARBAROSSA“ 1941-1942	131
7.4.4 „DER KRIEG WIRD IMMER GEMÜTLICHER“. PLÜNDERUNGEN UND „VERBRANNT EERDE“ 1943-1944	135
7.5. ZUSAMMENFASSUNG	137
 KAPITEL 8	 139
 JUDENBILD UND JUDENVERNICHTUNG	 139
8.1 WEHRMACHT UND JUDENMORD. DIE VERNICHTUNGSPRAXIS IN DEN FELDZÜGEN	139
8.1.1 POLENFELDZUG 1939: OUVERTÜRE DES VERNICHTUNGSKRIEGES?	140
8.1.2 WESTFELDZUG 1940: AUSSETZUNGEN DER EXZESSE	141
8.1.3 UNTERNEHMEN BARBAROSSA 1941: MASSENKRIEG UND MASSENMORD	142
8.2 VERSCHWIEGENES WISSEN? ERGEBNISSE DER FELDPST-FORSCHUNG	143
8.3 QUELLENBEFUNDE I. QUANTITATIVE ANALYSEERGEBNISSE	146
8.3.1 GESAMTVERTEILUNG DER „SIGNIFIKANTEN“ BRIEFE	146
8.3.2 SCHREIBERPROFIL: AKTEURE UND VERTEILUNG	147
8.3.2.1 Analyse nach Altersgruppe	147
8.3.2.2 Familienstand	148
8.3.2.3 Konfessionen	148
8.3.2.4. Bildungsschichten	149
8.3.2.5 Militärische Rangstufen	149
8.4 QUELLENBEFUNDE II: JUDENBILD, ANTISEMITISMUS UND HOLOCAUST	150
8.4.1 BESCHREIBUNGSMUSTER UND BEWERTUNGSKRITERIEN	150
8.5.2 „DER KERN DES KRIEGES“. DEUTSCHE SOLDATEN UND JUDEN IM POLENFELDZUG 1939	151
8.5.3 ZWEI WELTEN: FRANKREICH UND POLEN 1940	152
8.5.4 BILDER VOM TÖTEN. OSTFELDZUG UND JUDENVERNICHTUNG 1941-1944.	154
8.6 ZUSAMMENFASSUNG	157
 9. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK	 159
 10. ANHÄNGE	 165
 11. QUELLEN UND LITERATURVERZEICHNIS	 170
11.1 UNVERÖFFENTLICHT E QUELLEN	171
11.2 VERÖFFENTLICHT E QUELLEN UND QUELLENEDITIONEN	172
11.2 LITERATUR	173

1. Einleitung, Fragestellung, Forschungsstand und Methode

Der Zweite Weltkrieg und die in seinem Schatten verübten Verbrechen haben auch heute, über sechzig Jahre nach seinem Ende, kaum etwas von ihrer öffentlichen Brisanz verloren. Die literarische, filmische und fernsehmediale Präsenz in vielfacher (oft aber nicht vielfältiger) Form¹, Gedenkveranstaltungen, Ausstellungen und Diskussionen beweisen, dass dieser Krieg Deutschland noch immer nicht verlassen hat. Im Laufe der Jahre traten unterschiedliche Facetten und Aspekte des NS-Regimes, des Krieges und der deutschen Besatzungsherrschaft in den Fokus von wissenschaftlicher Forschung und öffentlichem Diskurs. Der gesellschaftliche Sprengstoff dieses Themas liegt auch darin begründet, dass die Frage der Beteiligung und Mitschuld der Einzelnen, Soldaten wie Zivilisten, an den Verbrechen des Regimes immer wieder gestellt wird.² Aktive Täter, Mitläufer, Denunzianten, Attentisten, Resistente oder Widerstandskämpfer - die Möglichkeiten, sich gegenüber den Zielen und Vorstellungen der Nationalsozialisten zu verhalten, waren zahlreich. Die Motivationen für das jeweilige Verhalten sind *post festum* für den Historiker nur sehr schwer festzustellen. Dies liegt nicht zuletzt auch an der Quellenlage. Geben offizielle Dokumente - Akten, Protokolle, Befehle - Aufschluss über die Sachlagen und „harten“ Fakten (oder über das, was, die Überlieferung bzw. die Überlieferer erhalten wollten), so bleibt das, was die Handelnden antrieb, meist im Dunkeln der Geschichte verborgen.³ Seit geraumer Zeit sind auch in der Geschichtswissenschaft so genannte Ego-Dokumente - Tagebücher, private Aufzeichnungen, Briefe - immer mehr in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses gerückt. In ihnen wird nach den bisher unerzählten Geschichten gesucht, von ihnen erhofft man sich Aufklärung über Denkmuster und Motivlagen der Akteure. Besonders die Mentalitäts- und Alltagsgeschichte stützt

¹ Beispielhaft sei an dieser Stelle auf das „Lebenswerk“, d.h. die („Massen“-)Produktion von Geschichtsliteratur und -fernsehbeiträgen des Historikers und Chefs der ZDF-Abteilung „Zeitgeschichte“ Guido Knopp hingewiesen, der mit zahlreichen Dokumentationen zum Zweiten Weltkrieg, Hitler, der NS-Führungsriege und der deutschen Nachkriegsgegenwart die öffentliche Lesart der Geschichte zwischen 1933 und 1945 auf eine didaktisch nicht immer unproblematische Weise vorführt und den populärhistorischen Sektor geradezu dominiert. Vgl. dazu Karsten Linne: Hitler als Quotenbringer - Guido Knopps mediale Erfolge, in: 1999. Zeitschrift für die Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts (17/2002), S. 90-101. S.a. Wulf Kansteiner: Radikalisierung des deutschen Gedächtnisses im Zeitalter seiner kommerziellen Reproduktion: Hitler und das „Dritte Reich“ in den Fernsehdokumentationen von Guido Knopp, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (7/2003), S. 626-648.

² So hatten die „Goldhagen-Debatte“ und die Diskussion um die „Wehrmachtsausstellung“ Mitte der 1990er Jahre eine enorme Öffentlichkeitsrezeption. Zur öffentlichen Auseinandersetzung um die Goldhagen-These vgl. Julius H. Schoeps (Hg.): Ein Volk von Mördern. Dokumente zur Goldhagen-Kontroverse und die Rolle der Deutschen im Holocaust, Hamburg 1996. Eine Zusammenfassung der Auseinandersetzungen um die Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944“ ausgelöst hat bietet Hans-Günther Thiele (Hg.): Die Wehrmachtsausstellung. Dokumentation einer Kontroverse, Bonn 1997. Zu einzelnen Forschungsthemen und ihre (Neu-)Orientierung durch die Anstöße der Hamburger Forschungseinrichtung siehe Christian Hartmann/Johannes Hürter/Ulrike Jureit (Hg.): Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte, München 2005.

³ Vgl. Rolf-Dieter Müller: Die Wehrmacht - Historische Last und Verantwortung. Die Historiographie im Spannungsfeld von Wissenschaft und Vergangenheitsbewältigung, in: Ders. /Hans-Erich Volkmann: Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 3-35, hier S. 21 und 30. Zur Problematik der Motivforschung im Allgemeinen siehe Ulrike Jureit: Motive-Mentalitäten-Handlungskonzepte. Theoretische Anmerkungen zu Handlungsoptionen von Soldaten, in: Verbrechen, Bilanz, S. 163-170.

sich auf diese Quellen, die den viel beschworenen „kleinen Mann“ in den Mittelpunkt historischer Untersuchungen rückte. Damit reagierte sie auf einen Mangel der sozialgeschichtlichen Forschung, die sich - nicht ganz zu unrecht - immer wieder den Vorwurf machen lassen musste, aus ihr sei der „Mensch [...] verschwunden“ und außerdem die persönlichen und gruppenspezifischen Wahrnehmungen, Erfahrungen und Sinndeutungen in unzulässig verkürzender Weise zurückgetreten.“⁴

Militärgeschichtlich sind Feldpostbriefe eine wichtige Quellengattung für Einstellungen, Haltungen, Ansichten und Wahrnehmungen bzw. deren Wiedergabe von Frontsoldaten und - seltener überliefert - ihrer Angehörigen in der Heimat, geworden. Fragen nach dem „Kriegserlebnis“ an der Front und in der Heimat können mit der Heranziehung dieser Quellen differenzierter und treffsicherer beantwortet werden.⁵ Sie ergänzen die „offiziellen“ Archivalien - nicht mehr und nicht weniger. Ein ungefiltertes Bild des Krieges, eine Antwort auf die Frage nach dem Erleben, wie es - im rankeschen Sinne - „wirklich gewesen ist“, können diese Dokumente nicht geben.⁶

Das Zentrum dieser Arbeit bildet die Suche nach Wahrnehmungs-, Beschreibungs- und Deutungsmustern, von Selbst- und Fremdbildern, deutscher Frontsoldaten im Zweiten Weltkrieg.

Da ein abgerundeter Eindruck der Entwicklung dieser Bilder entstehen soll, war es durchaus sinnvoll, wenngleich auch sehr aufwendig, eine Untersuchung von Feldpostbriefserien verschiedener Schreiber zwischen 1939 und 1945 vorzunehmen. Dabei wurde bewusst darauf verzichtet, nur einen bestimmten Kriegsschauplatz oder einen bestimmten Feldzug zu untersuchen. Wie viele Briefe dafür zu lesen und analysiert werden müssten, stand zu Beginn der Arbeit nicht fest. Klar war nur, dass möglichst viele Briefe in die Untersuchung einzubeziehen wären. Dadurch sollte vermieden werden, dass sich das zu zeichnende Bild nur aus wohlselektierten Einzelbriefen und exemplarischen Zitaten zusammensetzt, die besonders

⁴ Wolfgang Hartwig: Alltagsgeschichte heute. Eine kritische Bilanz, in: Winfried Schulze (Hg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, Göttingen 1994, S. 19-32, hier S. 20. Hartwig benennt in seinem Beitrag gleich mehrere Perspektivwechsel und Neuansätze, die mit dem Blick der Alltagsgeschichte verbunden sind. Alltagsgeschichte, so Hartwig, heißt die Wiederkehr des Individuellen, das neue Interesse am Menschen mit Namen und unterscheidbarer Geschichte.

⁵ Zum alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Paradigmenwechsel in der Militärgeschichte und besonders der Weltkriegsforschung siehe Gerhard Hirschfeld: Erster Weltkrieg - Zweiter Weltkrieg: Kriegserfahrungen in Deutschland. Neuere Ansätze und Überlegungen zu einem diachronen Vergleich, in: Zeitgeschichte-online, Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsordnung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges, Mai 2004, URL: <<http://www.zeitgeschichte-online.de/md=EWK-Hirschfeld>>. Siehe auch Wolfram Wette (Hg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München² 1995, S. 9-47.

⁶ So z.B. wollte Stephen G. Fritz etwas naiv das „ungefilterte und nicht durch unverhältnismäßige Analysen belastete unmittelbare Erleben“ nachzeichnen, um so an die Wirklichkeit des Kampfgeschehens heranzukommen, wie es von den Männern in den Bunkern und Schützenlöchern erlebt worden ist. Siehe Ders.: Hitlers Frontsoldaten. Der erzählte Krieg, Berlin 1998, hier S. 6. Fritz verlässt sich dabei obendrein gänzlich auf veröffentlichte Quellen von zum Teil zweifelhaftem Echtheitswert. Eine Quellenkritik im eigentlichen Sinne fehlt in der gesamten Arbeit.

dramatische Berichte liefern. Gleichwohl gibt sich diese Studie nicht der Illusion hin, mit einer ganz gleich wie breiten Quellenbasis im strengen Sinne statistisch repräsentative Ergebnisse zu erzielen. Bei einer Grundgesamtheit von schätzungsweise 30 bis 40 Milliarden Feldpostsendungen, die von den insgesamt ca. 17 Millionen Wehrmachtssoldaten im Zweiten Weltkrieg geschrieben wurden,⁷ ist es statistisch gesehen unmöglich, eine Repräsentativität in der Quellenbreite sicherzustellen.⁸ Auch baut diese Arbeit sich nicht auf einer fest vorformulierte These auf, die mit Zitaten aus Feldpostbriefen unterfüttert und erhärtet werden sollte. Es fänden sich etliche Briefe, die fast jede denkbare These mit einem Quellengerüst stützen könnten. Vielmehr versteht sich diese Studie als Versuch, eine quantitative und qualitative Darstellung und Analyse vorzunehmen, die ein spezifisches Aussagenspektrum und dessen Häufung, Ballung und Verteilung in den Briefen deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg zu bestimmten begrenzten Themen herausarbeiten soll. Das Ziel ist es, eine Art „Mentalitätsprofil“ von Wehrmachtssoldaten anhand eigener Äußerungen in ihren Briefen zu erstellen.

„Selbstbilder“ und „Fremdbilder“ sind indes Untersuchungsfelder, die willkürlich begrenzt werden müssen, um sie bearbeiten zu können. Daher wurde in dieser Arbeit, um es vorwegzunehmen, fast gänzlich auf die Untersuchung der privaten Konversation verzichtet. Es findet keine Analyse des gesamten Inhalts der Feldpostbriefe statt. Gesucht wurde zielgerichtet einerseits nach Beschreibungen des Feindes. Hierzu zählen sowohl die gegnerischen Soldaten, Kriegsgefangene und Partisanen, als auch die Zivilbevölkerung der besetzten Länder und - denn sie wurden immer gesondert beschrieben und fast ausschließlich als Feinde wahrgenommen - die Juden. Andererseits steht die Suche nach Selbstbildmotiven im Mittelpunkt der Untersuchung. Wie bewerteten deutsche Soldaten jenen Krieg und ihre Rolle(n) darin? Beschrieben sie Ihren Angehörigen, was sie taten, wie und warum sie es taten. Wie deuteten sie es? Welche Muster lassen sich erkennen? In welchem Umfang kam es zu solchen Selbstbeschreibungen?

Im Laufe der Untersuchung hat es sich jedoch als unmöglich erwiesen, im Rahmen einer Magisterarbeit alle im Zusammenhang mit der Suche nach solchen Bildern zu untersuchende Aspekte (Partisanen, Kriegsgefangene, Zivilisten, Kriegsverbrechen usw.) darzustellen und auszuwerten. Daher wird die Untersuchung auf folgende vier Schwerpunkte: „Bild des

⁷ Vgl. Rüdiger Overmans, Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg, München 2000, S. 215 ff. Zum Vergleich: Die Bevölkerung des Deutschen Reiches (inkl. Österreichs) war nach der Volkszählung von 1938 75,8 Millionen Menschen stark. 37,1 davon waren Männer. Demnach dienten 46,66 Prozent aller deutschen Männer zwischen 1939 und 1945 in einer der Waffengattungen oder Gliederungen der Wehrmacht. Siehe Overmans, 219.

⁸ Umfassend zur Problematik der Repräsentativität und bei der Analyse von Feldpostbriefen siehe Klaus Latzel: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegung zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (56/1997), S. 1-30, hier S. 6-12.

militärischen Gegners“, „Militärisches /Soldatisches Selbstbild“, „Juden: Fremd- und Feindbild“ und „Selbstbild im Ernährungskrieg“ begrenzt.

Der formale „Ablauf“ der Studie gliedert sich wie folgt:

Im Anschluss an den nachfolgend dargelegten Forschungsstand zum Thema Feldpost, der Darstellung der Archivsituation und der Erörterung der eigenen Vorgehensweise, erfolgt in Kapitel zwei die formale, nicht inhaltliche, Vorstellung des hier untersuchten Quellenmaterials. Das folgende Kapitel drei steht unter der Überschrift: Quellenkritik. Auf einen kurzen theoretischen Abriss zum Thema Kommunikation allgemein und Briefkommunikation bzw. Kommunikation in Feldpostbriefen im Besonderen, folgt ein cursorischer Überblick über die Funktionsweise und die Geschichte der Institution Feldpost im Zweiten Weltkrieg und die damit verbundene Zensurpraxis. Über Verständnis und Verwendung der zentralen Begriffe dieser Studie: „Fremdbild“, „Feindbild“ und „Selbstbild“ wird in Kapitel vier theoretisch reflektiert. Die nächsten Kapitel fünf bis acht wenden sich den einzelnen Untersuchungsaspekten „Bild des militärischen Gegners“, „Militärisches/Soldatisches Selbstbild“, „Selbstbild im Ernährungskrieg“ und „Juden: Fremd- und Feindbild“ zu. Im Zentrum steht dabei die detaillierte quantitative und qualitative Auswertung und Analyse der Briefe und ihrer Inhalte. Zu den einzelnen Analyse Themen wird das Quellenmaterial in einen historischen Kontext eingebunden. Im quantitativen Analyseteil wird dann untersucht, wie sich die „signifikanten“ Briefe auf die jeweils nach ihren soziodemografischen Merkmalen differenzierten Briefschreiber verteilen. Die qualitative Analyse widmet sich im Anschluss daran, mehr impressionistisch, den verschiedenen inhaltlichen Beschreibungsmustern und ihrer Entwicklung im Kriegsverlauf.

Im Schlussteil, Kapitel 9, werden dann die gewonnen Erkenntnisse und Analyseergebnisse zusammengefasst und zu einem Gesamtbild verdichtet.

1.1 Überblick über die Feldpostforschung

Feldpostbriefe haben seit geraumer Zeit das Interesse der historischen Forschung gefunden. Besonders in der Öffentlichkeit finden die privaten Lebensdokumente starke Resonanz, sind sie doch mit dem Attribut behaftet, die „unmittelbare Nähe zum Geschehen“ wi-

derzuspiegeln.⁹ Diese Nähe, bzw. der daraus zu ziehende propagandistische Nutzwert, ist einer der Gründe dafür, dass Editionen von Feldpostbriefen bereits seit 1916 und von da an bis in die ersten Jahre des Zweiten Weltkrieges immer wieder angefertigt und in hohen Auflagenzahlen veröffentlicht worden sind.¹⁰ Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sind Kriegsbriefe aus verschiedenen Intentionen in den 1950er und 1960er Jahren kompiliert und veröffentlicht worden.¹¹

Ein Wandel in der Art und Weise des editorischen Umgangs trat seit der Publikation von Ortwin Buchbender und Reinhold Sterz, „Das andere Gesicht des Krieges“, ein.¹² Seit den 1980er Jahren ist diese Quelle von der historischen Forschung vor allem für die Beantwortung von Alltagsfragen und immer stärker als relevant und befragenswert erkannt und verwendet worden.¹³ Die militärsoziologische und militärgeschichtliche Forschung im Besonderen hat seit den Anregungen von Peter Knoch, diesen privaten Lebensdokumenten gesteigerte Aufmerksamkeit.¹⁴ In den Jahren 1988 bis 1991 erschienen zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze und Briefeditionen, auch in der DDR, die sich eingehender dem Forschungsblick „von unten“ zuwendeten.¹⁵ Es wurden Fragen nach dem subjektiven Kriegserlebnis der Soldaten und der Form der Wiedergabe in den Feldpostbriefen¹⁶ bzw. in der biografischen Erinnerung¹⁷ und nach dem Informationsgehalt für die Angehörigen in der Heimat¹⁸ gestellt und versucht, diese systematisch zu beantworten.

⁹ Vgl. Klaus Latzel: Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg, Warendorf 1988, S. 18.

¹⁰ Als Beispiel seien hier genannt: Philipp Wittkopp: Kriegsbriefe gefallener Studenten, Leipzig 1916; Rudolf Hoffmann, Der deutsche Soldat. Briefe aus dem Weltkrieg, München 1937; Wolfgang Diewerge: Feldpostbriefe aus dem Osten. Deutsche Soldaten sehen die Sowjet-Union, Berlin 1941. Eine genaue Auflistung und Auswertung der einzelnen Monografien bei: Katrin A. Kilian: Das Medium Feldpost als Gegenstand interdisziplinärer Forschung. Archivlage, Forschungsstand und Aufbereitung, Berlin 2001, S. 179-191.

¹¹ Als Auswahl: Wolfgang Strauß (Hg.): Letzte Briefe aus Stalingrad, Frankfurt a.M. 1952. Die Echtheit dieser Edition wird in der Forschung stark angezweifelt. Hans und Walter Bähr: Kriegsbriefe gefallener Studenten 1939-1945, Stuttgart 1952. Genauer dazu ebenfalls; Kilian, Medium, S. 193-198.

¹² Ortwin Buchbender/Reinhold Sterz (Hg.): Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945, München 1982.

¹³ Wolf-Dieter Moormann (Hg.): „Der Krieg ist hart und grausam!“. Feldpostbriefe an den Osnabrücker Regierungspräsidenten 1941-44, Osnabrück 1984.

¹⁴ Peter Knoch: Feldpost - eine unentdeckte Quellengattung, in: Geschichtsdiaktik (11/1986), S. 154-171. Ders.: Kriegserlebnis als biographische Krise, in: Andreas Gestrich/Peter Knoch/Helga Merkel: Biographie - sozialgeschichtlich, Göttingen 1988, S. 86-108.

¹⁵ Nachfolgend einige ausgewählte Beispiele: Peter Knoch (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung. Stuttgart 1989. Frank Schuhmann (Hg.): „Zieh Dich warm an!“ Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Chronik einer Familie, Berlin (Ost) 1989. Marlies Tremper (Hg.): Briefe des Soldaten N., Berlin (Ost) 1988; „Verheerungen. Kriegsleiden und Kriegsfolgen 1600-1900“. Sozialwissenschaftliche Informationen (2/1990); Konrad Köstlin: Erzählen von Krieg als Reise II, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History (2/1989), S. 173-182.

¹⁶ Klara Löffler: Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges, Bamberg 1992.

¹⁷ Hans-Joachim Schröder: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten, Tübingen 1992.

¹⁸ Anne Sattler: Und was erfuhrt des Soldaten Weib? Private und öffentliche Kommunikation im Kriegsalltag, Hamburg 1994.

Unter den mittlerweile äußerst zahlreichen Studien und Untersuchungen, die sich mit Kriegsbriefen befassen und sie auf verschiedene Art und Weise zum ‚Sprechen‘ bringen, bezeichnen drei Standardwerke den aktuellen Stand der Feldpostforschung.

Klaus Latzel¹⁹ und Martin Humburg²⁰ veröffentlichten beide 1998 ihre bis heute für die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Quelle Feldpostbrief maßgeblich gebliebenen Studien. Latzel untersucht in seiner Arbeit das graduelle Spektrum der Verinnerlichung und Umsetzungsbereitschaft nationalsozialistischer Gewaltpredigt durch die Soldaten der deutschen Wehrmacht.²¹ Seine Quellengrundlage sind 5110 Feldpostbriefe von 37 Soldaten. Davon stammen 17 Briefserien mit 2501 Briefen aus dem Ersten Weltkrieg, 22 Serien im Umfang von 2609 Feldpostsendungen haben ihren Ursprung im Zweiten Weltkrieg. Seine Auswahlkriterien sind relativ umfassend. Es wurden zur Untersuchung nur Briefe aus dem Heer herangezogen, die von Soldaten stammen, deren Dienstgrad nicht höher als Leutnant sein durfte, die auch körperlich an Kämpfen beteiligt waren und nur an Privatpersonen Briefe schrieben. Weiterhin sollte die regionale Streuung breit gefächert sein, weshalb die Briefserien - Einzelbriefe kamen nicht in Betracht - verschiedenen Archiven entnommen wurden.²² Vergleichend werden dafür die Briefe beider Kriege anhand eines 52 Themenkategorien umfassenden Katalogs²³, von militärischer Ausbildung über Kriegslage bis zu allgemeinem Zukunftserwarten, analysiert und in den jeweils dem Thema entsprechenden historischen Kontext eingebettet. Die Briefe des Ersten Weltkrieges dienen dabei als Referenzrahmen für das Erforschen der Erfahrungswelt der Soldaten des Zweiten Weltkrieges. Dabei kommt Latzel zu dem Ergebnis, dass die Radikalität der Kriegführung einerseits der soldatischen Gewalterfahrung im Ersten Weltkrieg und deren gesellschaftlicher Verarbeitung in der Folgezeit zuzuschreiben ist. Andererseits ist sie nach Latzel als eine Folge der unübersehbaren inhaltlichen und habituellen Verwandtschaft der Wehrmachtssoldaten mit dem Nationalsozialismus anzusehen.²⁴

Martin Humburgs Umgang mit dieser Quelle weicht ein wenig vom dem Latzels ab. Sein Blick ist auf die zeitliche Entwicklung von Briefthemen im Russlandkrieg gerichtet und soll besonders deren Wert als Instrument für Stress(-bewältigung) und Selbstwertschutz herausstellen. Bei den inhaltlichen Themenbereichen trifft der Verfasser keine spezifische Aus-

¹⁹ Klaus Latzel: Deutsche Soldaten - nationalsozialistischer Krieg? Kriegerlebnis - Kriegserfahrung 1939-1945, Paderborn u.a. 1998.

²⁰ Martin Humburg: Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941-1944, Opladen 1998.

²¹ Daneben will er mit seiner Beleuchtung der Innenansichten der „Gewaltmaschine“ zu einer historischen Anthropologie des Krieges beitragen. Latzel, Soldaten, S. 19.

²² Ebd., S. 106 f. u. 392.

²³ Die Themenkategorien entwickelte Latzel entlang der Lektüre der Briefe. Er verwirft dabei nicht explizit einen Vollständigkeitsanspruch, sondern stellt lediglich fest, dass hier und da Unschärfen aufträten, da die Soldaten nicht für ein Kategorienschema schrieben. Ebd., S. 116.

²⁴ Ebd., S. 373.

wahl. Vielmehr versucht er alle in den Briefen angesprochenen Bereiche zu kodieren. Zur Untersuchung wählte Humburg einen interdisziplinären Ansatz aus Psychologie und Geschichtswissenschaft.²⁵ Zu diesem Zwecke wurden 739 als Original erhaltene Briefe ausgewertet, die von 25 Soldaten zwischen Juni 1941 und September 1944 niedergeschrieben worden sind. Sein Analyserahmen umfasst insgesamt 90 Themenbereiche.²⁶ Dabei koppelt er stärker als Latzel auch die Briefinhalte an die soziodemografischen Merkmale der Schreiber (Alter, Adressatenbezug, soziale Herkunft/Beruf usw.).²⁷ Humburg kommt abschließend zu dem Ergebnis, dass die Briefe einen Abstumpfungs- und Gewöhnungsprozess widerspiegeln, der eigenes und fremdes Leiden zunehmend ausblendete und insgesamt zu einer Verwischung der Persönlichkeitsstrukturen führte.²⁸

Die dritte Arbeit, von Katrin A. Kilian, die sowohl den Forschungsstand wiedergibt, als auch Teil desselben ist, beschäftigt sich nicht inhaltlich mit einzelnen Briefserien.²⁹ Die Autorin unternimmt den Versuch, den bis dato heterogenen wissenschaftlichen Umgang mit der Quelle Feldpostbrief umfassend vorzustellen, Begriffsfassungen zu entwerfen und Vorschläge für eine einheitlichere Arbeit mit den Lebensdokumenten anzubieten.³⁰ Neben einer umfassenden historischen Kontextualisierung bietet die Arbeit einen außerordentlich umfangreichen Überblick über die einzelnen Archive und ihre Bestände, vor allem aber werden die Veröffentlichungen rund um die Thematik Feldpost *en detail* dargestellt.³¹

1.2 Archivsituation

1.2.1 Feldpost-Archiv Berlin

Die für diese Arbeit verwendeten Dokumente stammen aus dem Bestand des Feldpost-Archivs Berlin. Dieses Archiv wurde auf Initiative von Wissenschaftlern des Instituts für Kommunikationswissenschaft der Technischen Universität Berlin im Jahre 2001 ins Leben

²⁵ Humburg, Gesicht, S. 11 f.

²⁶ Zum Aufbau und der Konstruktion seiner Analyse: Martin Humburg: Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg - Werkstattbericht zu einer Inhaltsanalyse, unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/beitrag/essays/feld.htm> (Stand: 22.03.2002). Im Ganzen wurden den 739 Briefen mittels eines recht komplizierten Kodierungsschemas das die 90 Kategorien mit 10 Vektoren, also „emotionalen“ Richtungsanzeigern, fast 13000 Kategorien zugeordnet. Das Instrumentarium ist im Vergleich zu Latzels weitaus differenzierter, für den Laien aber umso schwerer verständlich. Ebd., S. 3-6. Humburg, Gesicht, S. 76-80.

²⁷ Latzel nimmt zwar eine ebensolche Zuordnung vor, unterlässt es aber, diese Merkmale als Rahmen bei der Analyse heranzuziehen. Latzel, S. 107 ff. Humburg, Gesicht, S. 83, passim.

²⁸ Ebd., S. 253 ff.

²⁹ Kilian, Medium.

³⁰ Ebd., S. 6 f.

³¹ Ebd., S. 147-308.

gerufen.³² Der Bestand an Briefen, Postkarten und anderen Alltags-Quellen dieses Archivs setzt sich aus privaten Schenkungen aus der Bevölkerung und Leihgaben zusammen. Nach dem derzeitigen Erschließungsstand kann von einem Quellenvolumen von weit mehr als 60000 Selbstzeugnissen³³ aus dem Zweiten Weltkrieg gesprochen werden. Der Vorteil dieser Sammlung ist ihre Aufbereitung. Das Material ist hier nicht bloß zusammengetragen und mit einer Archivsignatur versehen worden. Es sind möglichst viele soziodemografische Merkmale, d.h. Geburtsdatum und -ort, Familienstand, Konfession, Angaben zu Schulbildung und Beruf, aber auch militärische Merkmale wie Einberufungsdatum, Einheit, Dienstgrad, Funktion usw. erhoben worden.³⁴ Die Dokumente liegen in erster Linie in Form von Originalen vor. Daneben existieren auch digitalisierte Briefe auf CD-Rom als Datenträger, Fotokopien und Transkriptionen.

Seinen Standort hat das Feldpost-Archiv in den Depoträumen des Museums für Kommunikation Berlin, das gleichsam als Kooperationspartner dieses Projekts an „der Wiege“ der Sammlung stand und nunmehr in der Hauptsache diese Sammlung betreut und weiterführt.

Im Folgenden soll ein kursorischer Überblick über die bundesweite Archivsituation für den Forschungsgegenstand Feldpost dargestellt werden.

1.2.2 Feldpostbriefe in weiteren Sammlungen und Archiven

Die Bibliothek für Zeitgeschichte in der Stuttgart beherbergt die bisher größte Sammlung von Kriegsbriefen aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg in Deutschland. Sie umfasst ca. 84 000 Dokumente. Davon stammen rund 65 000 Quellen von Teilnehmern des Zweiten Weltkrieges. Diese wiederum teilen sich auf in zwei Einzelsammlungen: Die Sammlung „Sterz“ und die Sammlung „Schüling“ - 25000 bzw. 40000 Dokumente stark. Entstanden sind die Sammlungen aus Privatkäufen des Materials auf Märkten und Privathaushalten. Sterz fertigte Exzerpte aus den Originalbriefen an und ordnete diese nach thematischen Schwerpunkten. Die Briefe dieser Sammlung sind erschlossen nach den Feldpostnummern und Truppenbezeich-

³² Vgl. Katrin A. Kilian/Clemens Schwender: Ein Paradigmenwechsel in der Archivierung. Das Feldpost-Archiv Berlin geht neue Wege im Umgang mit Dokumenten, in: *Der Archivar* (3/2002) S. 237-239.

³³ Als historische Quelle lassen sich Selbstzeugnisse, oder Ego-Dokumente, nicht eindeutig der (von Bernheim und Droysen geschaffenen) Einteilung nach unbewusst überlieferten „Überresten“ und willkürlich hinterlassener „Tradition“ zurechnen. Einerseits können sie mit Blick auf die Nachwelt als Memoiren verfasst worden sein oder sie sind, wie in diesem Fall, als Reste menschlicher Kommunikation mehr zufällig erhalten geblieben. Gemeinsam ist ihnen indes, wie Wilhelm Bauer feststellte, dass sie „sowohl nach ihrem Erfahrungsgehalt, wie auch nach der zeitlichen und stofflichen Begrenzung niemals die Beziehung zu ihrem Autor aus dem Auge verlieren“. Zit. nach Eckart Henning: Selbstzeugnisse, in: Friedrich Beck/Eckart Henning (Hg.): *Die archivalischen Quellen. Eine Einführung in ihre Benutzung*, Weimar 1994, S. 107-114, hier S. 107.

³⁴ Kilian/Schwender, S. 239. Dort, wo von den Spendern keine bzw. nur unzulängliche Angaben gemacht werden konnten, sind die Einheiten aber auch anhand der in den Briefen oder auf den Briefkuverts erhaltenen Feldpostnummern ermittelt worden. Grundlage dafür ist die von der Feldpost aufgestellte und von Norbert Kannapin bearbeitete und herausgegebene Feldpostübersicht. Diese verzeichnet die einzelnen Feldpostnummern und ordnet ihnen die ihr im Laufe der Kriegsjahre zugeordneten Verbände zu. Siehe Norbert Kannapin (Hg.): *Deutsche Feldpostübersicht 1939-1945. Vollständiges Verzeichnis der Feldpostnummern*, 3 Bde., Osnabrück 1980-1982.

nungen, sowie mit Orts-, Namens-, und Schlagwortsystem versehen.³⁵ Daneben existiert der Nachlass von Peter Knoch mit ca. 5000 Feldpostbriefen. Die Sammlungen „Sterz“ und „Knoch“ werden als vergleichsweise gut, die „Sammlung Schöling“ als „nicht erschlossen“ beschrieben.³⁶

Weitere umfangreichere Sammlungen lagen in einzelnen staatlichen Archiven. Insgesamt 12500 Feldpostbriefe des Zweiten Weltkrieges finden sich im Landeshauptarchiv Koblenz. Indes fehlen zu den seit 1985 gesammelten Briefen jegliche Angaben zu den Verfassern, so dass sie lediglich inhaltlich ausgewertet werden können.³⁷ Das Niedersächsische Staatsarchiv in Osnabrück besitzt ebenfalls eine teilweise inhaltlich erschlossene Sammlung von ca. 3000 bis 4000 Briefen mit deutlich regionalem Bezug.³⁸ Als „beispielhaft für deutsche Archive“ wird die Erschließung der Feldpostbriefe in den 18 Nachlässen bezeichnet, die im Münchner Institut für Zeitgeschichte aufgehoben sind.³⁹ Im Freiburger Militärarchiv kann auf einen Bestand von ungefähr 3000 Briefen⁴⁰ zurückgegriffen werden, die aber als „nicht erschlossen“ bezeichnet werden.⁴¹ Das Bundesarchiv Berlin besitzt zwar Kriegsbriefe, indessen sind sie nicht gesondert erschlossen, sondern in den Einzelbeständen zu suchen.⁴²

Im Ganzen stellt sich die Landschaft der Feldpostbriefsammlungen in Deutschland recht fragmentiert dar und die Erschließung der Bestände muss wohl insgesamt als unzureichend bezeichnet werden. Nicht zuletzt diesem Grund war es sinnvoll, für diese Arbeit den Bestand des Feldpost-Archivs Berlin zu nutzen.

1.3 Eigene Untersuchungsmethode

Diese Studie wird, ähnlich, wie es in den hier als Standardwerke vorgestellten Arbeiten praktiziert wurde, durch die Kombination von qualitativer und quantitativer Briefanalyse und Analyse des Sozialprofils der Briefschreiber strukturiert. Zunächst geht es im Kapitel 2, das den Quellenkorpus vorstellt, darum, die Gesamtzahl der Briefe und die Anzahl der Briefe,

³⁵ Reinhold Sterz begann 1973 mit dem Sammeln von Feldpostbriefen zunächst im Kreis der Familie und Bekannten, dann auch über Inserate in der Presse und auf Flohmärkten. Siehe Reinhold Sterz: Vom Aufbau einer Briefsammlung aus dem Zweiten Weltkrieg, in: Peter Knoch (Hg.): *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung*, Stuttgart 1989, S. 20-24. Siehe auch Martin Humburg/Peter Knoch: Sammlung Sterz in der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart, in: *Der Archivar*, (4/1991), Sp. 699-700.

³⁶ Katrin A. Kilian: Kriegsbriefe und Lebensdokumente aus dem Zweiten Weltkrieg. Überlieferungssituation in öffentlichen Institutionen in Deutschland, in: *Der Archivar* (1/2003), S. 28-32, hier S. 29.

³⁷ Ebd.

³⁸ Vgl. Wolf-Dieter Mohrmann: Die Sammlung von Feldpostbriefen im Niedersächsischen Staatsarchiv in Osnabrück. Gedanken zur Genese, Quellenwert und Struktur, in: *Kriegsalltag*, S. 25-39, hier S. 30.

³⁹ Kilian, Medium, 156.

⁴⁰ Kilian, *Kriegsbriefe*, S. 30.

⁴¹ Svenja Ahlborn: *Inhaltliche Erschließung im Feldpost-Archiv Berlin. Entwurf eines Thesaurus*, Diplomarbeit, Potsdam 2003, S. 14.

⁴² Kilian, Medium, S. 155.

die signifikanten Inhalts sind, anteilmäßig auf die Schreiber zu ,verteilen“. Dies soll einen Rahmen für die Analyse zu schaffen, durch den die Einzelthemen mit ihren Ergebnissen erst ihre Relevanz gewinnen. D.h., die Schreiber werden nach fünf soziodemografischen/militärischen Merkmalen in fünf verschiedene Gruppen strukturiert. Die Merkmale: „Alter“, „Familienstand“, „Religionszugehörigkeit“, „Bildungsstand“, „militärischer Rang“ sind deshalb ausgewählt worden, weil herausgefunden werden soll, ob sie Einfluss auf das Schreibverhalten der Soldaten besitzen. Dass es genau diese Merkmale sind, liegt nicht zu letzt daran, dass sie für die hier untersuchten Briefschreiber zugänglich waren. Zu jedem Merkmal werden vergleichend Werte anderer vorliegender Studien zu diesen Merkmalen herangezogen, die zeigen sollen, ob sich die hier untersuchte Schreibergruppe soziodemografisch, wenigstens in der Tendenz, in anderen Grundgesamtheiten (z.B. Infanteriedivision, Wehrmacht, deutsche Bevölkerung) wiederfindet oder eklatant davon abweicht. Schließlich hängt der Wert der gewonnenen Erkenntnisse auch von der Möglichkeit der Einordnung jener Schreibergruppe in ihren militärischen bzw. gesellschaftlichen Kontext ab.

Nachdem nun festgestellt wurde, wie sich das Sozialprofil der Schreibergruppe gestaltet und wie sich die Briefe auf die verschiedenen Merkmalsgruppen und -untergruppen verteilen, werden die vier verschiedenen Themenfelder: „Der gegnerische Soldat“, „Militärisches/Soldatisches Selbstbild“, „Fremd- und Feindbild: Jude“ und „Ernährungskrieg“ einzeln analysiert. Das geschieht auf folgende Weise: Zu Beginn der Darstellung erfolgt jeweils eine umfassende historische Kontextualisierung. Bei den Untersuchungsaspekten „gegnerischer Soldat“ und „soldatisches Selbstbild“ bedeutet dies, dass historische Entwicklungslinien herausgearbeitet werden, die zu den jeweiligen Fremd- und Selbstbildvorlagen geführt haben konnten. Es geht hierbei vor allem darum, zu zeigen, mit welchem psychosozialen „Rüstzeug“ die deutschen Soldaten in die jeweiligen Feldzüge gingen und ihre Erlebnisse zu erzählbaren Erfahrungen strukturierten und in den Feldpostbriefen wiedergaben. Dabei wird dies für die Fremdbildkonstruktionen vom „Feind“ auf die verschiedenen Länder bzw. Armeen bezogen. Bei dem Feld „soldatische Selbstbilder“ wird die Aufmerksamkeit auf die historische Entwicklung deutscher bzw. nationalsozialistischer Soldatenbilder gelegt.

Bei den Aspekten „Juden“ und „Raubkrieg“ wird demgegenüber nicht die Entstehung bestimmter (Vor-)Bilder herausgearbeitet. Wenn solches für das Thema Antisemitismus möglich wäre, so gab es kein präexistierendes *Bild* des „Raubkrieges“. Daher erfolgt an dieser Stelle eine historische Kontextualisierung, die zeigen soll, wie die Soldaten in den verschiedenen Feldzügen mit Juden und Judenvernichtung in Berührung kamen bzw. welche unterschiedlichen Praktiken im „Ernährungskrieg“ in Polen, Frankreich oder Russland angewendet

wurden. Damit sollen die Briefe jenen historischen Hintergrund erhalten, ohne den sie wenig Aussagekraft besäßen. Zu jedem der vier verschiedenen Bereiche wird vor der eigentlichen Analyse ein kurzer Überblick über den jeweils themenspezifischen Forschungsstand gegeben um die eigenen Ergebnisse zu verorten.

Im Anschluss wird gezeigt, wie sich die „signifikanten Briefe“ zum jeweils untersuchten Thema auf die verschiedenen Merkmalsgruppen und -untergruppen verteilen.

Der nächste Schritt ist danach die Vorstellung der Briefinhalte. Es werden zu den einzelnen Kriegsschauplätzen, d.h. zu den Schwerpunkten, Polen-, Frankreich- und Russlandfeldzug, die hervorstechendsten Beschreibungsmuster impressionistisch über den Kriegsverlauf, also chronologisch, vorgestellt und analysiert. Dabei erfolgt immer auch eine Analyse der für die verschiedenen Muster hauptsächlich „verantwortlichen“ Schreibergruppen. Mit anderen Worten, es wird untersucht und dargestellt, welche Merkmalsgruppen tendenziell für bestimmte Äußerungen stehen. Am Schluss jeder Teilanalyse werden die gewonnenen Ergebnisse zusammengefasst.

Im Abschlussresümee werden dann die Teilergebnisse mit den Voranalysen des Quellenkorpus verglichen und zu einem Gesamtbild verdichtet. Dabei wird es vor allem darum gehen welchen Aussagewert die untersuchten Quellen und Erkenntnisse besitzen und welche Ausblicke, so sich solche ergeben, für weitere Untersuchungen zu erkennen sind.

Kapitel 2

Quellenkorpus. Briefe, Schreiber, Sozialprofil und Verteilung

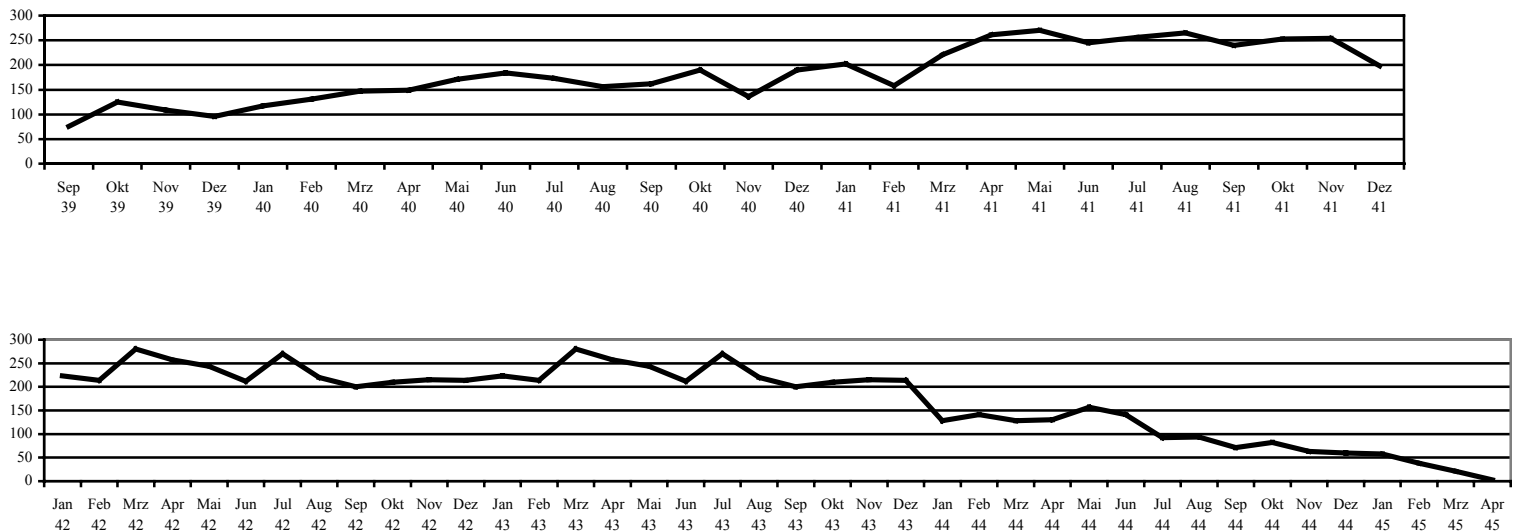
2.1 Benutzte Briefe: Umfang und Verteilung

Die Quellengrundlage dieser Arbeit sind 11285 Feldpostbriefe, die von 38 Soldaten zwischen September 1939 und April 1945 geschrieben wurden. Die Jahre mit dem stärksten „Briefaufkommen“ sind 1941 und 1942, aus denen jeweils rund 2800 Briefe stammen. Vom Jahr 1945 wurden lediglich 120 Stück überliefert (Abb.1). Die Anzahl ergab sich aus der Stärke der einzelnen Briefserien und war nicht von vornherein absehbar bzw. beabsichtigt.



(Abb.1)

Die monatliche Verteilung der Briefe schwankte zwischen höchstens 280 Feldpostbriefen im März 1942 und 3 Feldpostbriefen im April 1945 (Abb. 2). Im Anhang wird die monatliche Briefverteilung von 1939 bis 1945 gesondert in tabellarischer Form dargestellt (siehe Anlage 1).



(Abb. 2)

Die Briefe sind in vier verschiedenen Überlieferungsformen ausgewertet worden. Teils waren sie als originale Quelle vorhanden, teils als digitalisiertes Faksimile, andere als Fotokopie und schließlich einige als Transkription in maschinenschriftlicher Ausfertigung bzw. als datenverarbeitetes Dokument im *doc-Format. Ausgewählt wurden die Dokumente nach dem Zufallsprinzip, das heißt, das einzige Auswahlkriterium war, dass die Schreiber eine Serie von Briefen hinterlassen haben sollten. Einzelbriefe oder „Kleinstkonvolute“ mit einem Umfang von fünf bis zehn Briefen kamen nicht in Frage, da sie nur eine wenig aussagekräftige schlaglichtartige Momentaufnahme liefern können.

Dabei schwankt der Umfang der einzelnen Serien beträchtlich. Die umfangreichste Briefserie besteht aus 817 Briefen, die „schwächste“ aus 41 Briefen. Auch die Schreibdauer, also die Anzahl der „Schreibjahre“ und die Zeiträume des Briefschreibens variieren. Von Fünf der 38 Soldaten sind Briefe von 1939 bis 1945 erhalten. Drei Schreiber hinterließen Briefe nur aus einem Kriegsjahr (siehe Anlage 2).

2.2 Signifikante Briefe: Umfang und Verteilung

Nach den frageleitenden Begriffen „Selbstbild“ und „Fremdbild“ sind die Briefe in insgesamt neun Themenbereiche: „Judenbild/Antisemitismus“, „Partisanenkrieg“, „Kriegsgefangene“, „Raubkrieg/Beutemachen/Plünderungen“, „Gegnerisches Militär“, „nichtmilitärische Fremdbilder (Zivilbevölkerung)“, „individuelles/kollektives Selbstbild (militärisch/nichtmilitärisch)“, „eigene/fremde Brutalisierung im Kampf“ und „eigene/fremde Kriegsverbrechen“ untersucht worden. Insgesamt konnten mehr als 1500 Briefe mit einem „signifikanten“ Inhalt festgestellt werden (Tab. 1). Ähnlich wie bei den Briefen ist die größte Anzahl von Briefen mit „signifikantem“ Inhalt 1941 geschrieben worden (Abb. 3).

Kategorie	Juden	Partisanen	Kriegsgefangene	Raubkrieg	Gegnerisches Militär	Brutalisierung des Krieges(Gesamt)	Kriegsverbrechen (Gesamt)	Zivilisten	Selbstbild (soldatisch/nichtmilitärisch)
Anzahl	86	182	66	89	177	80	76	364	427

(Tab. 1)



(Abb. 3)

In den folgenden Kapiteln werden diese Kategorien einzeln analysiert, um herauszuarbeiten, ob und wie die Schreibhäufigkeit und Mitteilungsbereitschaft bezüglich bestimmter Themenbereiche mit der Zugehörigkeit der Schreiber zu einzelnen soziodemografischen Merkmalen zusammenhängt. Da jedoch der Umfang einer Masterarbeit begrenzt ist, musste für die detailliertere Darstellung und Analyse eine Auswahl der Kategorien getroffen werden. Um also den Anspruch der Studie, Selbst- und Fremdbildern deutscher Soldaten in ihren Briefen auf die Spur zu kommen mit der Begrenzung ihres Umfangs in Einklang zu bringen, beschränkt sich die eingehendere Analyse exemplarisch auf die Themenbereiche „Eigene Truppen“ und „Gegnerisches Militär“ als direkte Gegenüberstellung der frageleitenden Untersuchungskomplexe. Unabhängiger voneinander werden als Beispiele im Anschluss daran für

den Komplex „Fremdbild“ die Beschreibung der Juden in den deutschen Kriegsbriefen und für den Komplex „Selbstbild“ die Wahrnehmung, Deutung und Darstellung eigener Handlungen im sogenannten „Ernährungskrieg“ als Selbstbildkonstruktion in den Mittelpunkt gestellt.

2.3 Auswahlkriterien

Nachfolgend wird erläutert, welche Briefe bzw. Aussagen als relevant im Sinne der Untersuchung befunden werden. Damit soll die Auswahl der Briefaussagen transparent gemacht werden, denn die Kriterien bestimmen maßgeblich die Untersuchungsergebnisse.

2.3.1 Untersuchungsfeld I: „Gegnerische Soldaten“

In diese Kategorie zählen Briefstellen dann, wenn der militärische Gegner charakterlich beschrieben wurde, d.h. wenn ihm in der Darstellung eine bestimmte Eigenschaft zugeordnet war. Reine Nennungen, wie etwa *„Wir sind heute den ersten Russen begegnet...“* zählen nicht, erst wenn durch einen Zusatz wie *„...und es waren viele übel aussehende Typen unter ihnen.“* ihnen ein „Gesicht“ gegeben wurde. Nicht berücksichtigt wurden Briefe, die einfach den sowjetischen Soldaten als „Iwan“ oder französischen als „Franzmann“ bezeichneten, da diese Formulierungen mehr oder weniger allgemeiner Sprachgebrauch waren und noch kein spezifisches Fremdbild erkennen lassen.

2.3.2 Untersuchungsfeld II: „Juden“

In diesem Fall ist das Auswahlkriterium schnell beschrieben: Alle Briefe, die in irgendeiner Weise Juden beschrieben oder auch nur von ihrer Existenz sprachen, sind in diese Kategorie aufgenommen worden. Äußerungen, welche die Darstellungen von Juden in Literatur oder Film (z.B. „Jud Süß“) reproduzierten, wurden nicht berücksichtigt. In der Einzelanalyse der ausgewählten Briefstellen werden dann ihre inhaltlichen Differenzen herausgearbeitet.

2.3.3 Untersuchungsfeld III: „militärisches/soldatisches Selbstbild“

Bei diesem Analyseaspekt stehen Selbstbeschreibungen und -darstellungen der deutschen Soldaten im Zentrum der Untersuchung. Dabei wurden in die Analyse solche Briefe bzw. Textstellen aufgenommen, in denen sich die Schreiber entweder explizit ein bestimmte „Rolle“ zuweisen, oder durch Charakterisierungen wie „hart“, „rücksichtslos“ oder „mitfühlend“ ein bestimmtes Bild von sich selbst beschreiben. Dabei wird unterschieden, ob der

Schreiber von sich als Person oder im Plural die Wehrmachtsoldaten als Einheit meint. Nicht berücksichtigt wurden Briefe, die vordergründig äußere Veränderungen, wie „Verlausung“ u.ä. anzeigen. Zwar sind diese Äußerungen auch ein Hinweis auf eine Selbstbildverschiebung, verweisen aber nicht auf (innere) Haltungen oder Ansichten über sich und die soldatische Umgebung.

2.3.4 Untersuchungsfeld IV: „Ernährungskrieg“

Unter dieser Rubrik sind aus den Briefen die Stellen kodiert worden, die explizit eine Aussage zur Ausbeutung des besetzten Landes beinhalteten. Ausbeutung umfasst hier einerseits das ganz persönliche, private „Beutemachen“, die Ausbeutung der besetzten Gebiete durch bzw. für die Truppe, also das „Leben aus dem Land“ und die systematische „großwirtschaftliche“ Ausnutzung der vorhandenen Ressourcen für deutsche Interessen. Die Unterscheidungen zwischen „privatem Beutemachen“ und solchem für bzw. durch die Truppe sind oft schwierig zu treffen gewesen, da oft das anonymisierende Pronomen „wir“ als Akteur genannt wird. „Wir“ kann aber heißen, „wir“ als einzelne nichtorganisiert handelnde Soldaten, „wir“ als Zug, Kompanie, Bataillon etc. und „wir“ als Deutsche Wehrmacht oder Deutsche allgemein. Als „privat“ wurden daher solche Aussagen gekennzeichnet, aus denen hervorgeht, dass tatsächlich nur für den Eigenverbrauch organisiert oder requiriert wurde, was zumeist durch die geringen Mengen (eine Gans oder ein paar Hühner) möglich war. Die Abgrenzung zwischen den Begriffen „Rauben“, „Requirieren“, „Organisieren“, „Beute(-machen)“ ist indes nicht trennscharf vorzunehmen gewesen, da die Soldaten sie synonym verwendeten. Obwohl „Leerkaufen“ zwar auch zu einer Form der Ausbeutung werden konnte, aber nicht als Beute sondern als normales Einkaufen wahrgenommen wurde, zählen solche Mitteilungen nicht in diese Rubrik.⁴³

2.4 Briefschreiber: Sozialprofil und Briefverteilung

Die 38 Schreiber der Briefe werden im Anschluss auf die insgesamt fünf soziodemografischen bzw. militärischen Merkmale (Alter, Familienstand, Konfession, Bildungsschicht, militärischer Rang) aufgeteilt. Gleichzeitig wird gezeigt, welchen - zunächst rein quantitativen - Einfluss die jeweiligen Merkmale auf die allgemeine „Produktion“ der Briefe und der „signifikanten“ Briefe besaßen.

⁴³ Es ist unbedingt davon auszugehen, dass sich die Anzahl der kodierten Stellen weit höher läge, würden reguläre Einkäufe hinzugezählt.

Die höchste Anzahl an Schreibern war im Jahr 1942 (32) festzustellen, die geringste im Jahr 1945 als nur noch zehn Soldaten Briefe verfassten. Über die Kriegsjahre 1939 - 1945 stellt sich die Anzahl der Schreiber so dar:



(Abb. 4)

2.4.1 Alterstruktur

Die Altersspanne der 38 Schreiber reichte von 14 bis 44 Jahren zu Kriegsbeginn. Der Generationsrahmen umfasst also vom Geburtsjahr des ältesten Schreibers (1897) bis zum Geburtsjahr des jüngsten (1925) fast 30 Jahre. Um eine grobe Zusammenfassung von Soldaten mit weitgehend ähnlicher sozialer Prägung vorzunehmen bzw. sie nach ihrer Sozialisation, die ab dem 15. Lebensjahr dauerhafte Einstellungen entwickeln lässt, zu differenzieren, sind drei Generationstypen unterschieden worden.⁴⁴

Die erste Untergruppe ist eine Mischung aus der sogenannten „Frontgeneration“⁴⁵, d.h. der Soldaten, die schon im Ersten Weltkrieg aktiv teilgenommen hatte und der „überflüssigen“⁴⁶ bzw. „Kriegsjugendgeneration“⁴⁷. Diese Soldaten wurden zwischen 1897 und 1910 geboren, waren also zu Kriegsbeginn 1939 älter als 30 Jahre. Insgesamt umschließt diese Un-

⁴⁴ Die Dreiteilung der Altersgruppen orientiert sich einerseits an der Untersuchung zum Sozialprofil der 253. Infanteriedivision von Christoph Rass: „Menschenmaterial“: Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939-1945, Paderborn 2003, S. 90 ff. Im weiteren Verlauf soll diese sehr ausführliche und differenzierte Sozialprofilanalyse weiter als Vergleich bzw. Referenz dienen. Vgl. allgemein zum historischen Generationenbegriff Hans Jaeger: Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einer umstrittenen Konzeption, in: Geschichte und Gesellschaft (3/1977), S. 429-452. Jaeger stellt fest, dass der Generationenbegriff, wenn er zeitlich prägnant und nach Jahrgängen begrenzt zur Anwendung kommt, durchaus zur Klärung historischer Prozesse beitragen kann. Ebd., S. 447 ff. Ulrich Herbert bezeichnet den Generationenbegriff als generell „problematisch, weil weder exakt definiert werden kann, was eine Generation ausmacht [...] noch Auswirkungen einer kollektiven Generationserfahrung einigermaßen präzise herausgestellt und als solche von anderen Einflüssen getrennt betrachtet werden können“. Wenn jedoch die Verwendung des Begriffs auf solche Fälle begrenzt würde „in denen »Generation« auf evidente Weise als historisch wirkungsmächtiger Faktor hervortritt, wenn nämlich besonders bedeutsame [...] Ereignisse [...] die Erfahrungen einer zu dieser Zeit heranwachsenden Altersgruppe geprägt und dadurch relativ scharf von den Erfahrungen anderer Altersgruppen unterschieden haben.“. Zit. nach Ulrich Herbert: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn 2001, S. 42. Zum aktuellen Forschungsstand des Generationenbegriffs siehe Jürgen Reulecke/Elisabeth Müller-Luckner (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003.

⁴⁵ Rass, S. 91, bei Herbert „junge Frontgeneration“, S. 43.

⁴⁶ Die Ältesten dieser Einstufung haben noch in der Endphase des Ersten Weltkrieges bewusste Erfahrungen gesammelt, während die Jüngsten zwar Erinnerungen an die Kriegs- und Kaiserzeit besaßen, ihre Sozialisation aber in der Weimarer Republik erfuhren. Rass, S. 91.

⁴⁷ Diese Generation, der im Allgemeinen, die direkte individuelle (Front-)Kriegserfahrung fehlte, hatte sich solche nur „erleisen“ können und hatte dadurch das (literarische) Ideal des kalten, entschlossenen Kämpfers übernommen und sich mit dieser Kühle, Härte und Sachlichkeit von der als zu emotional und als zu sehr personenbezogenen empfundenen älteren Generation abgegrenzt. Herbert, S. 43 f.

tergruppe 11 Schreiber (29 Prozent). Diese schreiben 3403 „normale“ Briefe (30 Prozent) und 535 „signifikante“ (35 Prozent).

In der nächsten Untergruppe sind die zwischen 1910 und 1921 geborenen Schreiber, also Soldaten die der „Nachkriegsgeneration“, zusammengefasst.⁴⁸ Sie waren bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges volljährig. Zu dieser Untergruppe gehören 19 Schreiber (50 Prozent), die 6175 Briefe schrieben (55 Prozent), davon 786 „signifikante“ Briefe (50 Prozent).

Die zahlenmäßig kleinste Untergruppe ist die der 1939 noch Minderjährigen, also nach 1921 geborenen - die „HJ-Generation“.⁴⁹ Aus dieser stammen 8 Schreiber (21 Prozent), 1703 Briefe (15 Prozent), 228 „signifikante“ Briefe (15 Prozent) (Abb. 5 bis 7).

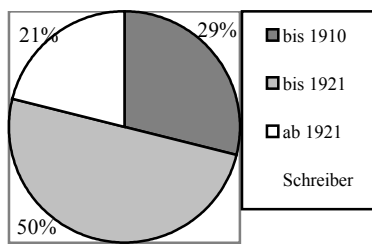
In der von Christoph Rass für die 253. Infanteriedivision erstellten Sozialprofilanalyse ergaben sich folgende Werte in der Alterstruktur: 21,6 Prozent fielen auf die Geburtsjahrgänge bis 1910, 67,5 Prozent auf die Jahrgänge 1911 bis 1920 und 10,9 Prozent auf die Jahre 1921 bis 1926.⁵⁰ Für die gesamte Wehrmacht zwischen Kriegsbeginn und Kriegsende stellen sich die Verteilungen wie folgt dar. Die Jahrgänge 1900 bis 1910 machten 36 Prozent aus, die von 1911 bis 1920 40 Prozent und die Jahrgänge 1921 bis 1925 21 Prozent.⁵¹ Die hier ermittelten nur von 38 Schreibern stammenden Alterswerte stimmen in der Tendenz hiermit überein. Das bedeutet statistisch gesehen noch nicht, dass hier eine repräsentative Stichprobe gezogen wurde, gleichwohl spiegelt sie die Altersgruppenzusammensetzung im Ganzen ungefähr wider.

⁴⁸ Diese hatten in ihrer Jugend in Teilen noch Berührungen mit dem Krieg und seinen Auswirkungen auf die Heimat, aber ihre Sozialisation in den Inflationsjahren und Bürgerkriegswirren bzw. in den prosperierenden Jahren der Weimarer Republik oder aber bereits in den wirtschaftlichen Krisenzeiten nach 1929 erhalten. Herbert, S. 43, Rass, S. 91 f.

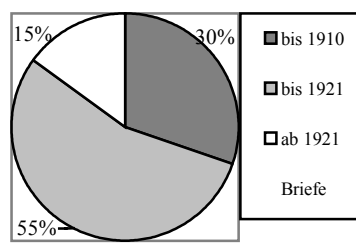
⁴⁹ Da ein sehr großer Teil seine schulische und außerschulische Sozialisation unter den Bedingungen des NS-Staates erhielt und viele Jungen die vormilitärische Prägung der NSDAP-Jugendorganisationen, die seit 1936 die einzige staatliche Jugendorganisation war, durchliefen, wird dieser Begriff für sie verwendet. Die Organisation der HJ umfasste nach der Machtergreifung 1934 rund 3,6 Millionen Jungen, nach dem Anschluss Österreichs stieg ihre Mitgliederzahl noch einmal auf 8,7 Millionen männliche Jugendliche an; zum Vergleich die männliche Jugend „Großdeutschlands“ zählte 1939 8,87 Millionen 10- bis 18-jährige Mitglieder. Vgl. Arno Klönne: Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner, Köln 1982. S. 34 ff. Zu Erziehung und Sozialisation siehe Elisabeth Rosenthal (Hg.): Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung, Essen 1986, S. 35-54, S. 73-102.

⁵⁰ Rass, S. 92.

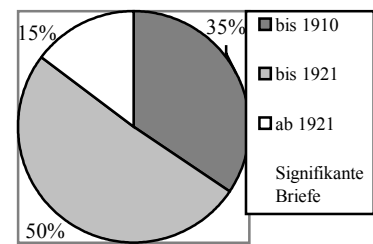
⁵¹ Overmans, S. 220. Eine genaue Aufschlüsselung der Altersschichtung des Feldheeres für das Jahr 1943 findet sich bei: Bernhard R. Kroener: „Menschenbewirtschaftung“, Bevölkerungsverteilung und Personelle Rüstung in der Zweiten Kriegshälfte (1942-1944), in: Ders./Rolf-Dieter Müller/Hans Umbreit (Hg.): Organisation und Mobilisierung des Deutschen Machtbereichs. Kriegsverwaltung, Wirtschaft und Personelle Ressourcen 1942-1944/45 (= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5/2), Stuttgart 1999, S. 777-1001, hier S. 975 und 977.



(Abb. 5)



(Abb. 6)



(Abb. 7)

2.4.2 Konfessionelle Herkunft

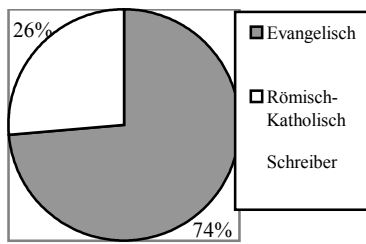
Über die generationsbedingten Prägungen hinaus sind weitere Herkunftsmerkmale der Soldaten ausschlaggebend für ihre Einstellungen und Wahrnehmungen. Gerade in Bezug auf Zugänglichkeit zum bzw. Abschottung gegen das NS-Regime spielt die Zugehörigkeit zu einer der beiden großen Religionsgemeinschaften eine nicht geringe Rolle.⁵² Zunächst soll ein Blick auf die konfessionelle Zusammensetzung der Schreibergruppe geworfen werden. Alle hier untersuchten Schreiber ließen sich einer der beiden großen Religionsgruppen „Protestantismus“ und „Katholizismus“ zuordnen. Dabei stellte sich heraus, dass 28 Schreiber, das sind 74 Prozent, Anhänger des evangelischen Glaubens bzw. unter dieser Konfession getauft waren. Von ihnen stammen 8351 Briefe (74 Prozent) und 1114 signifikante Briefe (72 Prozent). 10 Soldaten, also 26 Prozent waren römisch-katholischen Glaubens. Sie hinterließen 2934 Briefe (26 Prozent) und 435 signifikante Briefe (28 Prozent) (siehe Abb. 8 bis 10).

Ein vergleichender Blick auf die 253. Infanteriedivision zeigt, dass dort, bedingt durch die regionale Herkunft, die Soldaten mit römisch-katholischem Hintergrund überwiegen. Sie stellen dort knapp 52 Prozent der Soldaten, während die Protestanten 42 Prozent ausmachen.⁵³ Bernd Wegners Studie zur sozialen Zusammensetzung der Waffen-SS ergab indes ein dem hier gezeigten ähnliches Bild. 74 Prozent der höheren SS-Dienstgrade vom Sturmbannführer (Major) aufwärts waren ebenfalls protestantisch. In der Tendenz findet sich darin eine Übereinstimmung mit dem Reichsdurchschnitt, der im Jahr 1910 61,6 Prozent protestantische Bevölkerung auswies.⁵⁴

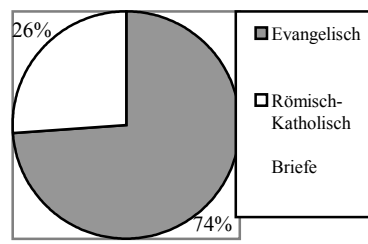
⁵² Siehe dazu Ulrich von Hehl: Die Kirchen in der NS-Diktatur. Zwischen Anpassung, Selbstbehauptung und Widerstand, in: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hg.): Deutschland 1933-1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft, Bonn² 1993, S. 153-181.

⁵³ Da das Rheinland eine Bevölkerung von nahezu 70 Prozent Katholiken aufwies und es das Hauptrekrutierungsgebiet der „rheinisch-westfälischen“ Infanteriedivision war, erklärt sich der überdurchschnittlich hohe Anteil der Katholiken in diesem Verband. Vgl. Rass, S. 108.

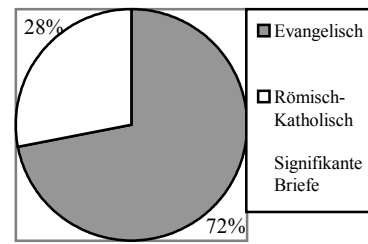
⁵⁴ Siehe Bernd Wegner: Hitlers politische Soldaten. Die Waffen-SS 1933-1945, Paderborn 1982, S. 220. Katrin Kilian gibt mit Quellenbezug auf das Statistische Jahrbuch 1940 folgende Verteilung für 1933 an: Protestanten - 41,5 Millionen, Katho-



(Abb. 8)



(Abb. 9)



(Abb. 10)

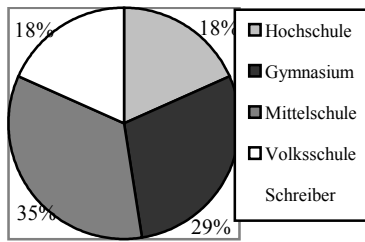
2.4.3 Bildungsschichtenzugehörigkeit

Als weiteres prägendes Sozialmerkmal soll nun die Zuordnung der Schreiber zu unterschiedlichen Bildungsschichten im Mittelpunkt stehen. Unterteilt wird dabei in die vier Klassen: „Hochschulbildung“, „Abitur“, „Mittelschule“, „Volksschule“. Im Einzelnen gestaltet sich folgendes Bild: sieben Soldaten besaßen einen Universitätsabschluss (18,5 Prozent), von ihnen wurden 2279 „allgemeine“ (20 Prozent) und 284 „signifikante“ Briefe (18,3 Prozent) geschrieben. Über einen Abschluss der allgemeinen Hochschulreife verfügten elf Männer (29 Prozent). 3008 Briefe (27 Prozent) und 436 Feldpostbriefe „signifikanten“ Inhalts (28 Prozent) kamen aus den Händen dieser Abiturienten. Die 13 Soldaten (34 Prozent), welche die Mittelschule absolvierten, verfassten mit 3380 Sendungen 30 Prozent aller Briefe, davon waren 524 (34 Prozent) solche, die als relevant im Sinne der Untersuchung bezeichnet werden können. Volksschüler gab es unter den Schreibern ebenso viele wie Akademiker, d.h. sieben Mann bzw. 18,5 Prozent. Sie hinterließen mit 2618 Briefen (23 Prozent) ein wenig mehr als jene und auch ihr Anteil bei „signifikanten“ Briefinhalten liegt mit 305 (19,7 Prozent) leicht über dem Wert der Hochschulabsolventen (Abb. 11 bis 13).

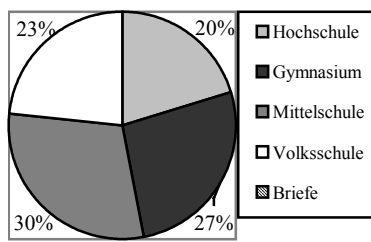
Aufgrund unzureichenden Quellenmaterials konnte für die hier zum Vergleich herangezogene Untersuchung der „rheinisch-westfälischen“ Infanteriedivision kein verlässliches Bild erzeugt werden. Die Daten weisen für diesen Verband lediglich einen Anteil von 0,52 Prozent Akademikern aus, dafür aber mit 45,7 Prozent einen sehr hohen Wert für „Volksschü-

liken - 31 Millionen.⁵⁴ Das wäre ein Verhältnis von 56 zu 44 Prozent und erscheint leicht zu hoch gegriffen. Bei der Addierung der Primärquellenwerte für die verschiedenen Landesteile, ergibt sich aber für den katholischen Bevölkerungsanteil eine Korrektur auf 23,5 Millionen. Das Verhältnis der beiden Gruppen wäre danach für 1933 mit 66 Prozent protestantischer Bevölkerung zu 33 Prozent katholischer anzusetzen und entspräche sehr viel eher den anderen Referenzwerten. Vgl. Kilian, Medium, S. 422.

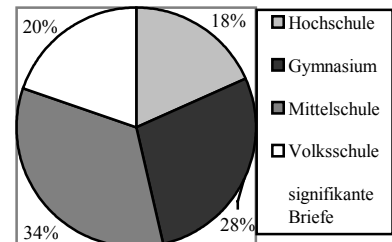
ler“.⁵⁵ Wegners Studie zur Waffen-SS zeigt indes ein ganz ähnliches Bild: 23 Prozent Akademiker, 25 Prozent Abiturienten, 32 Prozent Realschüler und 21 Prozent Volksschüler.⁵⁶



(Abb. 11)



(Abb. 12)



(Abb. 13)

2.2.4 Familienstand

Ob ein Soldat verheiratet war oder nicht, beeinflusste maßgeblich sein Schreibverhalten, da in der Regel bei den verheirateten Soldaten die Ehefrau der Briefpartner war. Ledige schrieben an ihre Eltern, Geschwister, Freunde und andere Verwandte (in den hier untersuchten Briefen sind es fast ausschließlich Eltern und Geschwister, die meist gemeinsam die Adressaten der Briefe waren). Die geringe Mehrheit von 20 Schreibern (52,6 Prozent) waren unverheiratet. 18 (47,4 Prozent) waren 1939 oder im Kriegsverlauf den Ehestand eingegangen. Ehemänner schrieben dafür indessen deutlich mehr Briefe: 6700 (59,4 Prozent) aller Briefe und 847 (54,7 Prozent) der inhaltlich signifikanten Briefe waren für die Ehefrauen bestimmt. Die Ledigen verfassten dagegen nur ca. 40 Prozent der Briefe (4585) und lagen mit 702 Briefen „besonderen“ Inhalts auch hinter den Verheirateten. (Abb. 14 bis 16).

In der Tendenz weist auch das Quellenmaterial für die 253. Infanteriedivision eine Dominanz der nichtverheirateten Soldaten aus. Diese ist indessen weitaus deutlicher als in der hier vorliegenden Untersuchung. Der Anteil an unverheirateten Soldaten beträgt bei Rass ca. 60 Prozent.⁵⁷ Für das gesamte Deutsche Reich bestand 1939 hingegen ein fast vollkommen ausgeglichenes Verhältnis von verheirateten zu ehelosen Männern.⁵⁸ Einerseits also stimmt die Schreibergruppe in der Tendenz mit dem für 1933 gültigen Reichsdurchschnitt überein, weicht aber andererseits vom militärischen Referenzwert ab. In welchem Maße also die jewei-

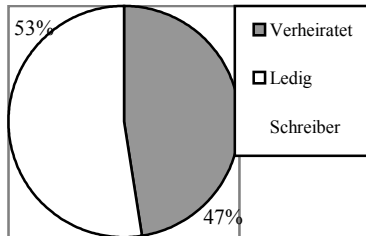
⁵⁵ Dieser Mangel an Daten entspringt der Form der Musterungspapiere, die in den meisten Fällen die Schulbildung des Rekruten nicht vermerkten. Siehe Rass, S. 115.

⁵⁶ Wegner, S. 227. Inwieweit die hier vorgenommene (Zufalls-)Auswahl die Verteilung der Bildungsschichten innerhalb des Heeres oder der gesamten Wehrmacht widerspiegelt, kann daher nicht mit Genauigkeit gesagt werden. Es muss aber angenommen werden, dass die höher Gebildeten eher über- und die unteren Bildungsschichten eher unterrepräsentiert ist.

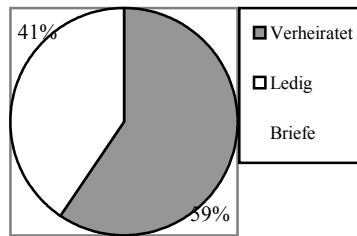
⁵⁷ Rass, S. 111.

⁵⁸ In Zahlen ausgedrückt waren es 18,8 Millionen Ledige gegenüber 18,4 Millionen Ehemännern. Siehe Kilian, Medium, S. 428.

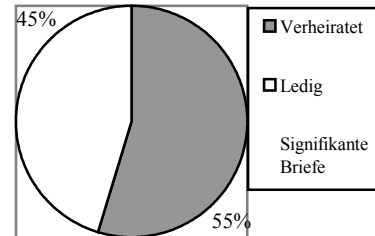
ligen unterschiedlichen Ergebnisse einer allgemeinen Realität entsprechen, lässt sich insofern schwer sagen, als dass es keine weitere Quelle zum Sozialprofil von Wehrmacht und deren Verbänden hinsichtlich dieses Merkmals gibt.



(Abb. 14)



(Abb. 15)



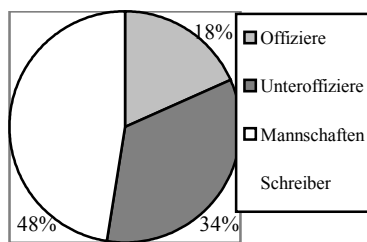
(Abb. 16)

2.2.5 Militärische Rangunterschiede

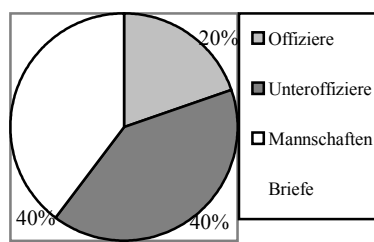
Nach der Zugehörigkeit zu den militärischen Dienstgradgruppen Offizierskorps, Unteroffizierskorps, Mannschaftssoldaten getrennt, teilt sich die Gruppe der 38 Soldaten wie folgt auf: sieben Mann waren Offiziersdienstgrade bzw. Offiziersanwärter. Von ihnen stammen insgesamt 2219 Briefe (20 Prozent), darunter wurden 297 (19 Prozent) davon als signifikant im Sinne der Kategorienverteilung festgestellt. Dreizehn Schreiber gehörten zum Unteroffizierskorps (34,2 Prozent). Sie hinterließen 4578, also rund 40 Prozent, der Briefe. 616 Briefe, ebenfalls rund 40 Prozent, lassen sich zu den „nichttrivialen“ zählen. Mannschaftssoldaten machten wie zu erwarten mit 47 Prozent, d.h. 18 Mann die größte Gruppe aus. Von den 4488 Briefen die von dieser Untergruppe geschrieben wurden (40 Prozent), besaßen 636 (41 Prozent) einen „besonderen“ Inhalt. (siehe Abb. 17 bis 19)

Für eine Panzergrenadierdivision des Jahres 1944 führt Martin van Creveld ein Verhältnis von 402 Offizieren zu 2766 Unteroffizieren und 10797 Mannschaftssoldaten an, also rund 1:4.⁵⁹ Die Zusammensetzung der hier untersuchten Schreibergruppe zeigt ein anderes Verhältnis. In ihr sind die Mannschaftsdienstgrade mit 18 zu 12 Unteroffizieren eindeutig unterrepräsentiert. Selbst wenn 1944 zehn Soldaten und Gefreite fünf Unteroffizieren gegenüberstehen bleibt das Verhältnis im Ganzen unausgewogen.

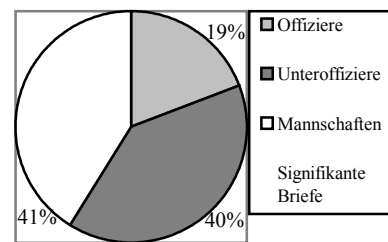
⁵⁹ Martin van Creveld: Kampfkraft. Militärische Organisation und militärische Leistung 1939-1945, Freiburg 1982, S 68.



(Abb. 17)



(Abb. 18)



(Abb. 19)

Es kann qua Zufallsstichprobe nicht darum gehen, ein genaues Abbild der Wehrmacht oder des Heeres in der Größe eines Zuges widerzuspiegeln und die hier untersuchte Stichprobe als *pars pro toto* für alle 17 Millionen Soldaten der Wehrmacht hinzustellen. Das wäre geradezu absurd. Es sollte nur anhand der vorgenommenen Sozialstrukturierung überprüft werden, wie sich die Gruppe zusammensetzt und inwieweit sie mit einer anderen, größeren Gruppe, deren *tertium comparationis* Wehrmachtssoldat heißt, ansatzweise vergleichbar ist. Dennoch war dieser Vergleich notwendig, um einen Überblick zu erhalten, wo es größere und weniger größere Abweichungen gibt sind und wie sich das möglicherweise in der Analyse der Feldpostbriefe niederschlägt.

Kapitel 3

Feldpostbriefe. Lebenszeichen, Kommunikationsmittel und historische Quelle

3.1 Krieg: Kommunikationsereignis und Alltag

Es mag zunächst verwundern den Zweiten Weltkrieg als kommunikatives Ereignis zu bezeichnen, verbindet man mit ihm doch in erster Linie massenhaftes Leid, Verbrechen und nie gekannte Zerstörungen. Dennoch förderten die Kriege des 20. Jahrhunderts immer auch Entwicklungen auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Kommunikation.⁶⁰ Kommunikation ist, wenn man den Begriff aus seiner (oft zu) engen Fassung des Sender-Empfänger-Modells⁶¹

⁶⁰ Vgl. Siegfried Quandt/Horst Schichtel (Hg.): Der Erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis, Gießen 1993.

⁶¹ Ein Sender bzw. ein Kommunikator wählt eine Botschaft aus einer Anzahl möglicher Nachrichten aus. Zum Zwecke der Übermittlung wird die Botschaft codiert, so dass sie über einen Kanal übertragen werden kann. Unter Codierung ist dabei die Transformation bzw. Umwandlung einer Information oder Nachricht in eine andere Form zu verstehen, die nach bestimmten Regeln erfolgt. Das heißt, die Botschaft wird in übermittlungsfähige Signale übersetzt. Der umgekehrte Vorgang ist die Entschlüsselung. Während des Übertragungsvorgangs können Störungen die Signale verrauschen bzw. beeinflussen und verändern. Der Empfänger decodiert die Botschaft und rekonstruiert sie damit aus den im Falle von Störungen mehr oder minder

löst, sehr viel mehr als ein Informationsaustauschprozess. (Sozial-)psychologisch ist es sicher nicht zu weit gegriffen, beschreibt man Kommunikation als eine Grundvoraussetzung menschlicher Existenz überhaupt.⁶² Eine (Haupt-)funktion zwischenmenschlicher Kommunikation scheint für den vorliegenden Untersuchungsgegenstand am wichtigsten zu sein: Die Bestätigung der eigenen Identität durch die kommunikative Interaktion mit sogenannten „signifikanten Anderen“, also Familienmitgliedern, Freunden, kurz: Mitmenschen aus der nächsten Umgebung.⁶³ Durch diesen ständigen Prozess des Sich-Aufeinander-Beziehens und -Austauschens versichert sich das Individuum seines während seiner Sozialisation erworbenen „sozialen Wissens“⁶⁴ und verortet sich permanent in seiner ureigenen Lebenswelt. Es schafft/konstruiert sich eine mit Sinn gefüllte, (selbst-)verständliche Wirklichkeit. Dies geschieht ganz nebenbei im alltäglichen Gespräch.⁶⁵ Der Krieg unterbricht diese alltäglichen Gespräche und durchbricht die bekannte Lebenswelt mit ihren Plausibilitätsstrukturen. Der Alltag weicht, so will es scheinen, dem Ausnahmezustand. Dabei wird der Alltag nicht aufgegeben, sondern lediglich - kommunikativ - umstrukturiert. Eine neue, nur eben andere Form des Alltags tritt an die Stelle des bis dato Gewohnten.⁶⁶ Kriegsalltag, so wird die neue Form der Lebenswelt der Individuen nach dem Beginn bewaffneter Auseinandersetzungen von Peter Knoch genannt. Die Gegenwärtigkeit von Tod, Entbehrung und Trennung, Leid und Bedrohung bzw. Verlust der körperlichen und materiellen Sicherheiten trennen diesen von der „Behäbigkeit“ des außerhalb des Krieges dahinfließenden Alltags.⁶⁷ Indes ist diese „nichtalltägliche Alltäglichkeit“ keineswegs gesamtgesellschaftlich gleich verteilt. Es gibt genauso

veränderten Signalen. Sodann führt er die Botschaft einem Zielort zu und der Sender erhält eine irgendwie geartete Rückinformation. Vgl. Lothar Wate: Kommunikation und kommunikatives Handeln. Grundlagen, Entwicklungslinien und Perspektiven, Bd. 1- Der Mensch in seiner Welt, Potsdam 2004, S. 8.

⁶² Wate, S. 10. Wate erläutert ausführlich in seiner mehrbändigen Analyse von Kommunikation die Einflüsse kommunikativen Verhaltens auf neurologische, kognitive und psychologische menschliche Entwicklung, auf die hier im einzelnen nicht näher eingegangen werden kann.

⁶³ So die Formulierung nach George Mead, zit. nach Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a.M. 1998, S. 160. Die „signifikanten Anderen“ unterscheiden sich von den „sonstigen Anderen“ in ihrer Beziehung zum Individuum, d.h. sie sind in seiner alltäglichen Lebenswelt vorhanden und strukturieren das „gewohnte Bild“, versichern also Normalität, ohne dass eine aktive Kommunikation stattfinden muss. Berger/Luckmann, S. 161.

⁶⁴ Soziales Wissen ist nach Berger/Luckmann sowohl Folge als auch Bedingung des niemals abgeschlossenen Sozialisationsprozesses und stellt die aus diesem Prozess geronnenen, stets „gefährdeten“ Inhalte subjektiver Wirklichkeit dar. Dieses Wissen reguliert das individuelle Verhalten in der Alltagswelt und beinhaltet Wahrnehmungs-, Handlungs- und Deutungsmuster. Dazu auch Gerhard Lamprecht: Feldpost und Kriegserlebnis. Briefe als historisch-biographische Quelle, Göttingen 2001, S. 34 ff. Vgl. Berger/Luckmann, S. 21; Latzel, Soldaten, S. 32.

⁶⁵ Zum konstruktivistischen Ansatz in der Kommunikationstheorie siehe Wate, Bd. 3, Kommunikationswissenschaft, S. 69-76. Siehe auch Berger/Luckmann, S. 157-166.

⁶⁶ Gegen den Gebrauch von „Alltag“ als Oppositions- und Abgrenzungsbegriff wendet sich Norbert Elias, der die meist unklare Definition dieses Begriffes im Bezug darauf kritisiert, dass dabei nie wirklich erklärt wird, „was dieser Nicht-Alltag eigentlich ist“. Vgl. Norbert Elias: Zum Begriff des Alltags, in: Kurt Hammerich/Michael Klein (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie; Sonderh. 20), Opladen 1978, S. 22-29, hier S. 25, 28. Alltag, so sieht es Elias, beschreibt einen Prozess der Wandlungen der sozialen Kanons, die Verhalten und Empfinden von Menschen in ihren elementaren Lebensverrichtungen bestimmen. Ebd., S. 24.

⁶⁷ So beschreibt Peter Knoch das Konzept „Kriegsalltag“, das er zwar nicht als Oppositionsbegriff zum „Friedensalltag“ versteht, gleichwohl aber diesem umfassend entgegengesetzt. Siehe dazu: Peter Knoch: Kriegsalltag, in: Ders. (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 222-251, hier S. 223 und 244, passim.

wenig *einen* Kriegsalltag, wie es *einen* normalen Alltag gibt. Leid und Tod, Entbehrung und Verunsicherung sind ganz immens abhängig von Zeit, Raum, sozialer Zugehörigkeit und vielen anderen Faktoren. Dennoch, und das meint Knoch im Kern, betrafen die Veränderungen durch die Kriegführung früher oder später alle Schichten, wenn auch in unterschiedlicher Intensität.

Die Veränderung in der Kommunikation betraf vor allem ihre Mittel, ihren Umfang und nicht zuletzt ihre Art und Weise. Das Gespräch mit den „signifikanten Anderen“ zuhause verlagerte sich von der mündlichen Ebene auf die schriftliche - das bisher vorwiegendgesprochene Wort wurde nun geschrieben.

3.2 Der Brief als Kommunikationsmedium zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit

„Der Brief ist zunächst nichts als ein durch bestimmte Merkmale gekennzeichnetes Mittel, mit dem ein Mensch mit einem anderen kommunizieren kann, der räumlich von ihm getrennt ist.“ So definiert es Karl Ermert. Weiter sagt er: „Dabei ist die Häufigkeit des Auftretens bestimmter (Ausdrucks)Formen und Funktionen von Briefen und die Häufigkeit des Briefes als Kommunikationsform in einer Gesellschaft allgemein abhängig von bestimmten historisch gesellschaftlichen Situationen.“⁶⁸

Mit dem Brief als Kommunikationsmedium, gemeint ist hier der Privatbrief,⁶⁹ reduziert sich das Gespräch sowohl in der Häufigkeit, Regelmäßigkeit und Gleichzeitigkeit wie auch der spontanen Reziprozität.⁷⁰ Doch auch metasprachlich, durch den Wegfall der sprachbegleitenden Faktoren wie Mimik, Gestik, Tonfall, erfährt das „Rattern der Konversationsmaschine“⁷¹ einen Wandel.⁷²

Texte in Privatbriefen befinden sich auch immer in einem Spannungsfeld zwischen Fiktionalität und Faktizität. Sie sind zwar nicht als literarisches Ästhetikum dichterischer Fiktion zu betrachten. Durch ihre einem bestimmten Individuum zugewandte Bezogenheit und die daraus resultierenden stilistischen und formalen Differenzen, verraten sie dennoch die

⁶⁸ Zit. nach Karl Ermert: Briefsorten. Untersuchungen zur Theorie und Empirie der Textklassifikation, Tübingen 1979, S. 9.

⁶⁹ Der „Alltagsbrief“ hat immer einen spezifischen Sender, der schreibt, spricht, agiert, usw. und richtet sich immer an einen festen, bestimmten, individuellen Adressaten, der liest, hört, reagiert usw. Vgl. Peter Bürgel: Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (50/1976), S. 281-297, hier S. 285. Persönlichkeitsbezogenheit ist demnach auch das stärkste Abgrenzungsmerkmal zu anderen Briefsorten wie dem Kunstbrief bzw. dem „Offenen Brief“, welcher von vornherein auf eine spätere Veröffentlichung geschrieben wurde, dem Geschäftsbrief, der keine persönliche, sondern sachliche und wie der Behörden- oder „amtliche“ Brief den Charakter eines urkundlichen und gerichtsfähigen Dokuments darstellt, also i.e.S. kein Brief mehr ist. Siehe dazu näher Ermert, S. 175-195.

⁷⁰ Das heißt, die Konversation wird seltener und unregelmäßiger geführt. Auch ist sie dem normalen Muster: Aktion - Reaktion enthoben, zwischen den Briefen und damit den Gesprächsbeiträgen lagen bestenfalls Tage, oft aber Wochen oder sogar Monate. Siehe Latzel, Soldaten, S. 34; Bürgel, S. 286.

⁷¹ Lamprecht, S. 36.

⁷² Siehe Georg Simmel: Exkurs über den schriftlichen Verkehr, in Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin 1958, S. 288.

Individualität des Schreibers gleichermaßen wie seine Sozialität.⁷³ Der Bezug zur Gesellschaft, der den „Alltagsbrief“ aus seiner Privatsphäre heraushebt, ist indessen auch auf anderen Ebenen vorhanden. Gesellschaftliche Ereignisse, die zwischen dem Abschicken des Briefes und dem Empfang stattfinden, verändern u.U. den emotionalen oder sachlichen Bezug zum Inhalt bei Sender wie Empfänger.⁷⁴ Seitdem der Brief nicht mehr nur exklusives Austauschmedium höfischer, klerikaler oder hochgebildeter bürgerlicher Kreise war,⁷⁵ sondern als Mittel der Massenkommunikation in Erscheinung getreten ist, findet die „Vergesellschaftung des Individuellen“ oder, wie Jürgen Habermas es ausdrückt, die „publizitätsbezogene Subjektivität“ immer stärker Einfluss in die Art des Briefschreibens. Mit dem 19. Jahrhundert wurde der Brief und das Schreiben zu einer Angelegenheit, die sich an der immer schwieriger bestimm- baren Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit bewegte.⁷⁶ Ein Ausdruck dessen sind die sogenannten Universalbriefsteller, schriftliche Ratgeber, die als billige Massenware für je- dermann erhältlich, auch jenen die Wege zur gesellschaftsfähigen Briefkommunikation öffnen sollten „...denen das Briefschreiben noch nicht durch Familienüberlieferung zur gewohnten Übung ge- worden ist.“⁷⁷ Die aufgrund solcher Schablonen verfassten Privatbriefe bedienten sich also ei- ner gesellschaftlich normierten Ausdrucksform, Wortwahl und Wendungen, die keineswegs mehr individuell genannt werden können, dennoch aber nach ihren äußeren Kriterien als per- sönliche Korrespondenz gelten müssen.

Die Verquickung von Privatsphäre und Öffentlichkeit trifft in besonderem Maße auch auf Feldpostbriefe zu. Zum einen existierte nach Art der Briefsteller publiziertes Material, das bestimmte Formen des Briefschreibens musterartig vorgab bzw. das Schreibverhalten steuern sollten.⁷⁸ Zum anderen waren sie dem öffentlichen Zugriff der Zensurbehörden jederzeit aus- geliefert. Seinen Wert als historische Quelle gewinnt der Brief nicht zuletzt also aus seiner Stellung als textliche Spiegelung der individuellen Wahrnehmung von Gesellschaft. Wenn-

⁷³ Bürgel, S. 291.

⁷⁴ Aber auch nichtintendierte Eingriffe wie Verlust oder Verzögerung stellen einen Einbruch der Gesellschaft in den privaten Briefverkehr dar, wie Bürgel anmerkt: Ebd. S. 287 f. Andererseits gäbe es ohne die Gesellschaft, d.h. eine vermittelnde Insti- tution überhaupt keinen brieflichen Verkehr.

⁷⁵ Siehe zur historischen Entwicklung des Briefes und seinen formalen Merkmalen: Irmtraud Schmidt: Briefe, in: Die Archi- valischen Quellen, S. 99-106, hier S. 100 ff.

⁷⁶ So betrachtet Habermas den Brief allgemein als ein transformatorisches Medium im bürgerlichen Zeitalter. Die im 19. Jahrhundert populäre literarische Massengattung „Briefroman“ führte zu einer Schreibhaltung, die Textform und -inhalte der Briefe in einen von vornherein auf ein (wenn auch nicht erreichtes) Publikum bezog und die Briefe gleichsam in einen (virtu- ellen) öffentlichen Raum stellte. Damit wurde der Brief gleichsam ein Instrument, bürgerliche Öffentlichkeit zu inszenieren. Vgl. Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1990, S. 61 f., 115.

⁷⁷ Die Zielgruppe dieser Bücher war vor allem der zu Wohlstand und gesellschaftlichem Ansehen gekommene kleine Mit- telstand im Grunde aber jedermann, der es sich leisten konnte, Briefe zu schreiben. Vgl. dazu Susanne Ettl: Anleitungen zu Schriftlicher Kommunikation. Briefsteller von 1880 bis 1980, Tübingen 1984, S. 23-30.

⁷⁸ Dies galt nicht nur für die deutsche Feldpost sondern auch für Briefe der Alliierten. Vgl. Margretta Jolly: Briefe, Moral und Geschlecht. Britische und Amerikanische Diskurse über das Briefeschreiben im Zweiten Weltkrieg, in: Detlef Vo- gel/Wolfram Wette (Hg.): Andre Helme - Andre Menschen? Heimatfernung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Essen 1995, S. 173-203.

gleich Briefe nicht zu „Zwecken der historischen Vergegenwärtigung angefertigt worden sind, [transportieren sie] gleichwohl aber einen Subtext der Vergangenheit [...]“.⁷⁹

3.3. Feldpostbriefe: Funktionen und Inhalte einer „weichen“ historischen Quelle

Die immer wieder beobachtbare inhaltliche Ähnlichkeit der Feldpostbriefe lässt sich, trotz des gesellschaftlichen Konsenses über die Form des Briefschreibens bzw. des Vorlagenangebots dazu, vor allem auf ihre Funktion zurückführen. Sie waren nicht etwa *in erster Linie* „zu allen Zeiten für Bevölkerung und Soldaten [...] eine nicht-offizielle Informationsquelle“, wie Klara Löffler meint.⁸⁰ In der Forschung wird mehr oder weniger unisono, so wie es Aribert Reimann formuliert hat, die Bedeutung der Feldpostbriefe wie folgt betrachtet: „Die Feldpost war kein Medium der Berichterstattung. [...] Sie war eine Art »Kitt« der Kriegsgesellschaft.“⁸¹ Im Krieg bildeten die Briefe den Raum, in dem das „signifikante Gespräch“ der Vorkriegszeit weitergeführt wurde. Sie waren gleichsam Anschlussstelle und Schnittpunkt mit der individuellen Wirklichkeit aus der Zeit vor dem Krieg, die den Schreibern bei der Einordnung der Kriegserlebnisse half.⁸² Diese konnten mittels der schriftlichen Reflexion und Deutung anhand von „vorgegebenen Erfahrungsmöglichkeiten“ zu einer ins Bewusstsein gehobenen Erfahrungswelt verdichtet werden.⁸³

Eine weitere Funktion, die in der Wahrnehmung der Schreiber wohl an erster Stelle stand, war die simple Signalbedeutung der Briefe als Lebenszeichen. Diese besonders daran ablesbar ist, wie sehr ausbleibende Post die Adressaten in der Heimat, seit dem verstärkten Luftkrieg über dem Deutschen Reich auch an den Fronten, beunruhigen konnte.⁸⁴

⁷⁹ Zit. nach Harald Welzer: Das soziale Gedächtnis, in: Ders. (Hg.): Das soziale Gedächtnis, Hamburg 2001, S. 9-21, hier S. 17.

⁸⁰ Mit dieser Behauptung übersieht Löffler die Tatsache, dass in vielen Briefen gar kein Informationsgehalt i.e.S. vorzufinden ist, sondern diese reines „Konversationsrauschen“ sind. Vgl. Klara Löffler: Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg, Bamberg 1992, S. 51.

⁸¹ Aribert Reimann: Wenn Soldaten vom Töten schreiben - Zur soldatischen Semantik in Deutschland und England, 1914-1918, in: Thomas Kühne/Peter Gleichmann (Hg.): Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert, Essen 2004, S. 307-319, hier S. 310 f. Siehe auch Isa Schikorsky: Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: Wirkendes Wort. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre (2/1992), S. 295-315, hier S. 297; Latzel, Soldaten S. 30.

⁸² Lamprecht, S. 38 f.

⁸³ Reinhard Koselleck: Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewusstsein, in: Krieg des kleinen Mannes, S. 324-343, hier S. 330. Erfahrungen definiert Koselleck als: „gegenwärtige Vergangenheit, deren Ereignisse einverleibt worden sind und erinnert werden können. Sowohl rationale Verarbeitung wie unterbewußte Verhaltensweisen, die nicht oder nicht mehr im Wissen präsent sein müssen, schliessen sich der Erfahrung zusammen. Ferner ist in der eigenen Erfahrung, durch Generationen oder Institutionen vermittelt, immer fremde Erfahrung erhalten und aufgehoben.“ Zit. nach Ders.: „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ - zwei historische Kategorien, in: Ders. Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M.² 1992, S. 349-375, hier S. 354. Zugleich kann das Erlebte in seiner überwältigenden Eindrucksraft, die menschliche/individuelle Fähigkeit, sie zu reflektieren bzw. verbalisieren übersteigen. Das Verhältnis von Reden und Schweigen in Feldpostbriefen wäre demnach eine Messlatte für gelungene oder misslungene Erfahrungsproduktion bzw. Sinnstiftung. Siehe Latzel, Kriegserlebnis, S. 14 f. und 25.

⁸⁴ Lamprecht, S. 39.

Inhaltlich führt die Quelle den Leser in ein Dickicht immer wiederkehrender, höchst persönlicher Themenbereiche. Die Lektüre kann daher bisweilen, wie bereits Knoch beklagte, „über weite Strecken ermüdend“ sein.⁸⁵ Martin Humburg hat in seiner umfassenden Analyse einer größeren Anzahl von Feldpostbriefen zehn Standardthemen herausgefiltert, die in Feldpostbriefen immer wieder auftauchen. Hauptsächlich versichern sich demnach die Schreiber ihrer Zuneigung und Treue, bestätigen sich gegenseitig den Erhalt der Briefe und beruhigen den Partner in Bezug auf die jeweils eigene Lage.⁸⁶ Trivialität bestimmt also das Erscheinungsbild der Briefe. Da es sich um private, personenbezogene Dokumente handelt, ist dies nur zu verständlich. Wie sie indessen ihre Funktionen erfüllen, hängt von verschiedenen Faktoren ab. In erster Linie ist es die unterschiedliche Sprachfertigkeit der Briefschreiber, die die Komplexität der Mitteilungen beeinflusst. Gleiches gilt für die Fähigkeit, wahrzunehmen bzw. für die Mitteilsamkeit der Soldaten.

Abhängig sind Form und Inhalt der Briefe und damit das „signifikante Gespräch“ vom Adressaten. Es spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle, ob die Briefe an die Ehefrau, die Mutter oder an Freunde und Bekannte geschrieben wurden.⁸⁷ Beim Entwurf eines Funktionen und Bedingungen zusammenfassenden Gesamtbildes der Kommunikation in Feldpostbriefen kommt Isa Schikorsky zu dem paradoxen Ergebnis, dass auf der einen Seite ein gesteigertes Bedürfnis nach kommunikativem Austausch existiert, während sie andererseits vor allem durch äußere Bedingungen und psychische Belastungen einen stark eingeschränkten Kommunikationsspielraum feststellt.⁸⁸ Aufgelöst würde dieses Paradoxon durch eine „Beschwörung von Alltäglichkeit“, die, banale Verrichtungen verbalisierend, eine Normalität des Lebens darzustellen versuchte, welche mit der Wirklichkeit schlechthin nichts zu tun hätte.⁸⁹ Dabei übersieht sie, dass der Alltag im Krieg ganz erheblich von diesen „Banalitäten“ strukturiert wurde. Für die meisten Soldaten der Wehrmacht bestand der Krieg – wie wohl zu allen Zeiten - aus Langeweile und schwerer Arbeit.⁹⁰ Wovon, muss man fragen, sollten die Soldaten schreiben, wenn nicht über die täglichen Dinge des Lebens? Gleichwohl ist Schikorsky recht zu geben, wenn sie behauptet, Feldpostbriefe seien als eine authentische Quelle zu betrachten - authen-

⁸⁵ Knoch, Kriegsalltag, S. 223.

⁸⁶ Humburg, Gesicht, S. 89.

⁸⁷ Latzel, Soldaten, S. 34 f.

⁸⁸ Schikorsky, S. 300.

⁸⁹ Ebd., S. 301. Schikorsky stellt für die Feldpostbriefe folgende „Konversationsmaximen“ auf: Fehlinformation, Lüge, Irrelevanz, Unklarheit, Undeutlichkeit und stellt diese gegen die (wie sie implizit meint) in Friedensbriefen vorhandenen Maximen: Wahrhaftigkeit, Relevanz, Klarheit, Deutlichkeit. Ob diese Behauptung überhaupt zutreffend ist, muss stark bezweifelt werden. Weiterhin unterstellt diese Kategorisierung eine bei allen Soldaten in gleichem Maß vorhandene Wahrnehmungs- und Ausdrucksfähigkeit und vergisst, dass Soldaten die in ruhigen Besatzungsgebieten auch Feldpostbriefe schrieben, die naturgemäß voller (scheinbarer) Banalitäten sind. Ihre Behauptung, dass, wenn es zum Einsatz kam, die Schreiber gleichsam verstummen ist schlicht falsch.

⁹⁰ Vgl. Rolf-Dieter Müller: Der Zweite Weltkrieg 1939-1945 (= Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte; Bd. 21), Stuttgart¹⁰ 2004, S. 303.

tisch in Bezug auf die Bemühungen der Soldaten außergewöhnliche, extreme und lebensbedrohende Erlebnisse durch Sprache zu bewältigen.

Letztlich sind sie Essenz dessen, was sich die Briefpartner gegenseitig mitteilen wollten (und konnten).⁹¹ Die Briefe bilden, wie Humburg feststellt, die „Grenze, bis zu der ein Autor bereit war, sich mitzuteilen [...] und dies einer bewussten Interpretation seines Gegenübers auszusetzen.“⁹²

3.4 Aufbau und Arbeitsweise der Institution Feldpost

Im folgenden soll in Kürze die Arbeit der Feldpost und ihr organisatorischer Aufbau erläutert werden.

Seit 1936 hatte die Wehrmacht in Übungen und Manövern immer wieder die Postversorgung der Soldaten unter den Bedingungen im Felde geprobt. Am 22. Juli 1938 wurde die für den Feldpostverkehr maßgebliche Heeresdienstvorschrift (HDv 84 genannt „Feldpostvorschrift“) in Kraft gesetzt.⁹³ An der Spitze der Organisation stand seit dem 24. August 1939 der Heeresfeldpostmeister (HPM) ⁹⁴ Ihre eigentliche Tätigkeit nahm die Feldpost am 2. September 1939 auf. Ihre Tätigkeit erstreckte sich auf alle Kriegs- und besetzten Gebiete. Dabei blieb sie auf ihre postalischen Tätigkeitsfelder beschränkt, d.h. sie nahm keinerlei militärische Aufgaben wahr.⁹⁵ Hierarchisch folgten dem HPM die Armeefeldpostmeister (APM), die den Armeeoberkommandos beigeordnet waren. In enger Verbindung zu den APM wurden die Armeebriefleitstellen eingerichtet, welche die Post der Heeres- und Armeetruppen⁹⁶ bearbeiteten. Alle übrige Post ging über die Feldpostleitstellen, den Verteilungsknotenpunkten zwischen Reichspost und Feldpost, bis hinunter an die den verschiedenen Divisionen zugeteilten Feldpostämter.⁹⁷ Der Personalbestand der gesamten Einrichtung Feldpost wuchs von 7 000 Mitarbeitern im Jahr 1939 auf 12 000 im Laufe des Krieges an. Die Beamten waren für die Dauer des Krieges Wehrmachtsangehörige mit Soldbuch und Erkennungsmarke. Die insge-

⁹¹ Vgl. Martin Humburg: Die Bedeutung der Feldpost für die Soldaten in Stalingrad, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt a.M 1993, S. 68-79, hier S. 69.

⁹² Vgl., Ders.: Deutsche Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg. Eine Bestandsaufnahme, in: Andre Helme, S. 13-35, hier S. 28.

⁹³ Dazu: Bodo Gericke, Die deutsche Feldpost im Zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation über Aufbau, Einsatz und Dienste, Darmstadt 1971, S. 4.

⁹⁴ Der HPM war dem Stab des Generalquartiermeisters beim Oberkommando des Heeres (OKH), zugeordnet. Dieses Amt bekleidete bis zum Kriegsende der Präsident der Reichspostdirektion Köln, Karl Ziegler, der bereits im Ersten Weltkrieg die Postverwaltung im Gebiet Oberbefehlshaber (OB) Ost für 2 Jahre leitete. Vgl. Karl Ziegler, Erinnerungen an die Feldpost im Kriege 1939-1945, masch. Manuskript, o. J. S. 2 ff. Siehe auch Gerd R. Ueberschär: Die Deutsche Reichspost 1933-1945. Eine politische Verwaltungsgeschichte, Bd. II 1939-1945, Berlin 1999, S. 37. Ziegler stand damit im Rang eines Generalleutnants. Vgl. Gericke, S. 117.

⁹⁵ Gericke, S. 5. Indessen sei angemerkt, dass natürlich die mehr oder weniger reibungslose Versorgung mit Briefen und Päckchen, die Kampfmoral erheblich beeinflusste und somit der Tätigkeit der Feldpost ein zumindest indirekter hoher militärischer Wert beizumessen ist.

⁹⁶ Dies waren Verbände, die direkt den Heeresgruppen /OKH bzw. den AOK unterstellt waren.

⁹⁷ Ausführlich zur personellen Besetzung und Aufgabenverteilung siehe Gericke, S. 10-12.

samt 400 Feldpostämter waren durchschnittlich mit je 18 Beamten besetzt und bearbeiteten in der Regel die Post für 100 Feldpostnummern.⁹⁸

Mit den Feldpostnummern wurden Truppeneinheiten kodiert. Somit konnte die gesamte Post ohne jeden weiteren Adresszusatz als den Namen des Schreibers, dessen Dienstgradbezeichnung und dessen fünfstelliger Feldpostnummer befördert und ausgeliefert werden.⁹⁹ Es existierten nach der Feldpostnummernübersicht über 70 000 Feldpostnummern. Durch Neuvergabe von Nummern aufgelöster Truppenteile wird von einem Gesamtumfang von ca. 200 000 bis zum Ende des Krieges ausgegangen.¹⁰⁰

Alle Feldpostsendungen hatten sichtbar mit dem Vermerk „Feldpost“ als militärdienstliche Post gekennzeichnet sein und durften nicht in die Briefkästen der Reichspost eingeworfen, sondern mussten auf die zuständigen Feldpostämter gebracht zu werden.¹⁰¹ Bis zu einem bestimmten Gewicht waren sie gebührenfrei.¹⁰² Je nach Kriegsschauplatz und Feindlage verlängerte oder verringerte sich die Beförderungsdauer für die Postsendungen. Briefe aus Dänemark oder Frankreich erreichten ihre Adressaten unter Umständen schon nach drei Tagen, auf die Post aus dem Kaukasus warteten die Empfänger mitunter bis zu drei Wochen und länger.¹⁰³ Kampfhandlungen, Frontveränderungen, Truppenverschiebungen und Partisanenüberfälle auf die Schienenverbindungen und Nachschubwege bzw. Transportmittel sorgten mit zunehmender Kriegsdauer immer öfter für Verzögerungen oder Totalausfälle bei der Postversorgung.¹⁰⁴ De Facto blieb die Feldpost bis in die letzten Kriegstage im Dienst, auch wenn die Briefübermittlung seit April 1945 kaum noch zu bewerkstelligen war. Die Verhaftung des HPM am 8. Mai 1945 durch die Alliierten, beendete schließlich auch die Existenz der Institution Feldpost.¹⁰⁵

3.5 Feldpost und Zensur: Bestimmungen, Durchführung und Wirkung der Kontrolle

Den Quellenwert der Feldpostbriefe muss man nicht zuletzt wegen der Zensur, der sie unterlagen, kritisch beurteilen.¹⁰⁶ Mit anderen Worten: Das, was die Soldaten in den Briefen

⁹⁸ Hinter jeder Feldpostnummer stand eine Truppeneinheit in Kompaniestärke. Die Zahl der tatsächlich versorgten Einheiten war indes meist größer. Es wird von bis zu 200 Truppeneinheiten gesprochen. Vgl. Gericke, S. 11 f.

⁹⁹ Die einzelnen Kompanien wurden durch einen Buchstaben am Ende des Zahlencodes identifiziert. Verbände der Luftwaffe und der Kriegsmarine wurden durch ein vorangestelltes L bzw. M gekennzeichnet. Vgl. Gericke, S. 20 f.

¹⁰⁰ Siehe Kilian, Medium, S. 114.

¹⁰¹ Ueberschär, Reichspost, S. 48.

¹⁰² Zu den genauen Gebührenstaffelungen und weiteren formalen Aspekten der Sendungskennungen siehe Kilian, Medium Feldpost, S. 135-142.

¹⁰³ Einen zeitgenössischen Überblick zur die Transportdauer bietet Ueberschär, Reichspost, S. 43.

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ Ziegler, S.

¹⁰⁶ Vgl. Wolfram Wette: „Unsere Stimmung ist auf dem Nullpunkt angekommen“. Berichte von Feldpostprüfstellen über die „Kessel-Post“ in: Stalingrad, S. 90-101, hier S. 90.

schrieben, musste nicht immer zwangsläufig widerspiegeln, was sie dachten und empfanden. Häufig liest man in den Feldpostbriefen Formulierungen wie: *„näheres darf ich darüber nicht schreiben“*.¹⁰⁷ Die Nachrichten von der Front - und der Heimat - liefen also nicht ungefiltert vom Schreiber zum Empfänger. Um dem Gegenüber unangenehme Einzelheiten und schlechte Stimmung vorzuenthalten oder weil das Kriegserleben schlicht nicht mit eigenen Worten zu beschreiben war, beschränkten sich nicht wenige Soldaten darauf, in solchen Fällen dem Leser in Form von Andeutungen und Gedankenstrichen die Ausformulierung des Nichtgeschriebenen selbst zu überlassen.

Generell unterlagen die Feldpostsendungen strengen Bestimmungen, was ihre Inhalte anbetraf, in erster Linie, um die militärische Geheimhaltung aufrechtzuerhalten. Die gesetzliche Grundlage dafür war die „Verordnung über den Nachrichtenverkehr“ vom April 1940.¹⁰⁸ Die offizielle Postkontrolle der Soldaten und ihrer heimatlichen Schreibpartner oblag gemäß einer vom OKW-Amt Ausland/Abwehr ebenfalls im Frühjahr 1940 erlassenen Dienstvorschrift den sogenannten Feldpost-Prüfstellen. Diese der Wehrmacht, und nicht der Feldpost und damit der Deutschen Reichspost unterstellten Zensurbehörden, prüften sämtliche Korrespondenz zwischen Front und Heimat stichprobenartig.¹⁰⁹ Dass dieses Verfahren bei geschätzten 30 bis 40 Milliarden Briefen im Zweiten Weltkrieg kaum eine lückenlose Überwachung gewährleisten konnte, steht außer Frage. Vor allem die Äußerungen, die nach Ansicht der Prüfer den Straftatbestand „Zersetzung der Wehrkraft“¹¹⁰ erfüllten, zogen auch die Todesstrafe nach sich. Die Anzahl der Verfahren, die wegen „Wehrkraftzersetzung“ anhängig waren und zu einem Urteilsspruch gelangten, wird auf bis zu 40 000 geschätzt. Mehr als ein Zehntel davon wurde durch die Meldungen dieser Kontrollorgane verursacht.¹¹¹ Gleichwohl waren die Bestimmungen der Feldpost-Prüfstellen relativ zurückhaltend. Bei augenscheinlichen Verstößen sollte auch immer der „seelische Zustand“, „das Einsichts- und Urteilsvermögen“ der Person des Briefschreibers und dessen Lebensumstände berücksichtigt werden. Daher sollten die

¹⁰⁷ Zu den verschiedenen „Grenzen des Schreibens“, siehe Humburg, *Gesicht*, S. 95-116.

¹⁰⁸ Verboten war das Mitteilen von Aufenthaltsorten, Stimmungen, Dienststellenbezeichnungen, militärischen Einheiten. Ebenso durften keine Fotografien oder Flugblätter mitgeschickt werden. Siehe Ueberschär, *Reichspost*, S. 43.

¹⁰⁹ Durchschnittlich sind scheinbar nur selten mehr als ca. 170 Briefe pro Prüfer täglich in den Feldpostprüfstellen kontrolliert worden. Siehe Buchbender/Sterz, S. 27. Die von den Prüfstellen untersuchten Briefe wurden mit einem Verschlussstreifen mit der Aufschrift „Geöffnet - Feldpost-Prüfstelle“ und einem Stempel des OKW versehen. Beanstandete Textstellen wurden geschwärzt.

¹¹⁰ Am 26. August 1939 trat die gut ein Jahr zuvor erlassene Kriegssonderstrafverordnung (KSSVO) in Kraft. § 5 KSSVO sah nun u.a. für die Aufforderung zum Ungehorsam grundsätzlich die Todesstrafe vor. Das Reichskriegsgericht erblickte in diesem Paragraphen ein Instrument „zum Schutz der Wehrkraft in ihren physischen und seelischen Grundlagen“ und zwar, wie ein Kommentar zur Gesetzgebung es beurteilte, mit der „Rücksichtslosigkeit und Energie“, die im Ersten Weltkrieg fehlte. Vgl. Manfred Messerschmidt, *Die Wehrmachtsjustiz 1933-1945*, Paderborn 2005, S. 72 f. Ausführlicher zur Urteilspraxis, Ebd., S. 199-210. Der ohnehin sehr eng gefasste Zusatz „öffentlich“ wurde mit zunehmender Kriegsdauer faktisch ausgeblendet. Jede so zu interpretierende Äußerung in Privatbriefen galt als öffentlich. Siehe Christian Zentner/Friedemann Bedürftig (Hg.): *Das große Lexikon des Zweiten Weltkrieges*, München 1988, S. 592.

¹¹¹ Diese Angabe basiert auf der Grundlage von Daten eines Wiener Militärgerichts. Vgl. Benjamin Ziemann, *Feldpostbriefe und ihre Zensur in den zwei Weltkriegen*, in: Klaus Beyer/Hans-Christian Täubrich (Hg.): *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*, Heidelberg², S. 163-171, hier S. 164 f.

Maßnahmen bei Vorkommnissen den unmittelbaren Disziplinarvorgesetzten überlassen werden, „[...] der allein den Briefschreiber kennt und alle Umstände berücksichtigen kann.“¹¹²

Gerade aber diese Disziplinarvorgesetzten sollten mit dem Beginn des Russlandfeldzuges die Überwachung der ausgehenden Soldatenpost selbst in die Hand nehmen. Damit sollte noch vor den Prüfstellen ein zusätzlicher Kontrollmechanismus in Kraft treten.¹¹³ So schreibt ein Soldat im Frühsommer 1942 an seine Eltern: „Heute [...] bekam [ich] einen Brief, den ich gestern geschrieben habe zurück. Der Kompaniechef dieser Kompanie [...] hat ihn kontrolliert und dabei gefunden, daß ich Dinge schrieb, die geheim zu halten seien. [...] Es ist mir ja allerdings ein Rätsel, wie meine vielen Briefe alle heil durch die Zensur gegangen sind, wenn derartige Angelegenheiten verboten sind. [...] Sicher ist ja mancher davon geöffnet worden. Aber nie habe ich irgendeine Beanstandung bekommen [...] Nun muß man ja mit einer Zensur der Briefkontrollstelle jederzeit rechnen. Aber das geschieht ja in vollkommen anonymer Weise, sodaß ich mir nichts daraus mache. Hier aber ist es anders, da ich ja in diesem Falle den Zensor persönlich kenne.“¹¹⁴ Inwieweit die Prüfstellen in der Wahrnehmung der Soldaten allgemein eine eher großzügig urteilende Institution blieben, im Gegensatz zu den Kontrollen vor Ort, lässt sich anhand dieser einen Äußerung schwer abschätzen und hing ganz sicher mit den persönlichen Erfahrungen zusammen. Die Vertrauensbasis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen wurde bei einer sich immer ungünstiger entwickelnden Kriegslage zunehmend wichtiger. Damit aber diese nicht durch derartige Kontrollen nachhaltig zerstört würde, unterband das OKW solche „Verletzungen des Briefgeheimnisses“ als unzulässig.¹¹⁵ Von allen in dieser Studie untersuchten Briefen ist der oben zitierte der einzige, der eine solche Praxis beschreibt und man wird davon ausgehen können, dass es eine sehr von der Person des Vorgesetzten abhängige Art der Überwachung war, die, so scheint es, bei weitem nicht überall zur Anwendung kam.

Wenn jemand aber in den Briefen etwas wirklich „Zersetzendes“ schrieb (oder um sie einfach nur besonders schnell und sicher nach Hause befördern zu lassen), wurden sie - zur Umgehung jeglicher Zensur - einem Urlauber mit auf die Heimreise gegeben.¹¹⁶ Diesen Weg wählte ein Schreiber für einen besonders kritischen Brief im Jahr 1943: „Meine Liebsten! Über-

¹¹² Somit konnten Äußerungen, die sonst als „zersetzend“ gewertet würden, als „seelische Erleichterung“ aufgefasst werden. Die freie Meinungsäußerung der Soldaten sollte von den Prüfstellen in „tragbaren Grenzen“ zugelassen werden. Vgl. Messerschmidt, Zeit, S. 313. Messerschmidt bemerkt dazu, dass diese Regelung und ihre Handhabung auch dazu gedient haben mochte, politische Verfahren nicht überhand nehmen zu lassen, um das Heer nicht als unzuverlässig im NS-Sinne größerer Kritik seiner Gegner auszusetzen.

¹¹³ Grundlage für diese Überwachung bilden die „Besonderen Anordnungen Nr. 1 des Chefs des OKW zur Weisung 21 vom 19. Mai 1941“, in denen eine Feldpostüberwachung durch die Disziplinarvorgesetzten ausdrücklich vorgesehen ist. Dieser Befehl umschreibt zwar nur den Zeitraum bis zum Beginn der Operationen auf sowjetischem Gebiet, faktisch ist die Kontrolle indessen beibehalten worden. Siehe dazu: Norbert Müller (Hg.): *Okkupation, Raub, Vernichtung. Dokumente zur Besatzungspolitik der faschistischen Wehrmacht auf sowjetischem Territorium 1941 bis 1944.* (Ost-)Berlin² 1980, S. 46.

¹¹⁴ Helmut P. an seine Eltern am 11. Juni 1942.

¹¹⁵ Ueberschär, Reichspost, S. 44.

¹¹⁶ Wie viele Briefe auf diese Weise nach Deutschland gelangten ist naturgemäß nicht festzustellen. In den untersuchten Briefen fand sich jedoch oft die Bemerkung, dass der Brief einem Urlauber gegeben wurde.

sende Euch diesen Brief durch einen Kameraden [...] Wie lange wird wohl der Krieg oder besser gesagt der Schwindel dauern, bis halt die Städte alle vernichtet sind, denn unsere verfluchten Dickköpfe, die geben nicht nach, bis sie der Teufel einmal holt, die Lumpen. [...] wehe denen, die heute immer meckern, wenn der Krieg zu unseren Gunsten ausginge. [...] In diesen Brief kann ich ja schreiben, was ich will, weil er ja nicht durch die Zensur geht. [...] Nun habe ich Euch genug geschrieben, diesen Brief wenn sie ihn lesen würden, dann würde ich den Genickschuß bekommen!“¹¹⁷

Eine weitere Möglichkeit, die Zensur zumindest ‚auszutricksen‘ war das kodierte Schreiben. Das heißt es wurden Tarnnamen verwendet um bestimmte Personen oder Orte zu bezeichnen. Nach der Kapitulation Italiens schrieb ein Soldat nach Hause: „Wenn Gott uns mit Christus das Himmelsheil sandte, warum sollte er uns nicht mal den Teufel auf den Hals jagen. Hätte er doch so wenig Anhänger wie Jesus! Ja, Ja, dieser verdammte Churchill! [...] Bob könnte auch eins aufs Dach kriegen. Vor allem Brown, diese blöde Pflaume.“¹¹⁸ Um seiner Frau von der Massenvernichtung der Juden mitzuteilen, wählte ein Offizier den Bezug zu einem Verwandtenschicksal: „Am Abend erzählte ein Fahrer mir, was er vom Ergehen der Verwandten Flatows gesehen hat. Es ist wohl das Schicksal Onkel Traugotts und seiner Gefährten, nur ins Gigantische gesteigert. Das ist erschreckend!“¹¹⁹

Hauptsächlich aber war ganz ohne jeden Zweifel die Angst davor, von der offiziellen Kontrolle beim Schreiben verbotener Nachrichten erappt zu werden, bestimmend für die Zurückhaltung, sich über bestimmte Tatsachen in seinen Briefen zu äußern. Diese Abschreckung sollte im Idealfall dazu dienen, die Zensurbestimmungen so zu internalisieren, dass sie gleichsam zu einer ‚Schere im Kopf‘ wurden und „geheimzuhaltende und Nachrichten zersetzenden Inhalts“ von vornherein ausblendeten. Dieses Verbindung von Sozialdisziplinierung und selbstauferlegten Vorsichtsmaßnahmen wird als „innere“ Zensur bezeichnet.¹²⁰

Feldpostbriefe unterlagen zwar einer offiziellen Zensur, von Truppenführern wie Prüfstellen und einer ‚inneren‘, die mehr eine Hemmung war, die Schreiber persönlich betreffende schlechte Nachrichten zu verschweigen oder die Lage zu beschönigte.

Dennoch wurde die Bevölkerung durch Feldpostbriefe auch in größerem Umfang von der „wirklichen“ Situation informiert.¹²¹ In seinen Tagebuchnotizen erregte sich Reichspropa-

¹¹⁷ Otto M. an seine Frau am 9. September 1943.

¹¹⁸ Hans St. an seine Eltern am 6. September 1943. Aus dem restlichen Briefwechsel geht ein eindeutig ironischer Schreibstil und eine allgemein kritische Haltung gegenüber dem Regime hervor. Hans St. desertierte im Januar 1944 und lief zu den amerikanischen Truppen über. Darüber, ob mit „Bob“ und „Brown“ NS-Größen, etwa Himmler oder Hitler gemeint gewesen waren, kann nur spekuliert werden.

¹¹⁹ Heinz R. an seine Frau am 29. September 1942. „Flatow“, ein Bekannter des Schreibers, war evangelisch-lutherischer Pastor in Köln, den die Nationalsozialisten als Juden einstufen, weswegen er bereits 1933 seines Dienstes enthoben wurde. „Onkel Traugott“ meint einen baltendeutschen Verwandten, der 1919 in Dorpat von den Bolschewiki erschossen worden. Ich möchte hier für diesen Hinweis und für seine Unterstützung dieser Arbeit Dr. Konrad Rahe herzlich danken.

¹²⁰ Latzel, Deutsche Soldaten, S. 28.

¹²¹ So beklagte der Sicherheitsdienst der SS in seinen Stimmungsberichten, nach dem Scheitern der Blitzkriegstrategie in Russland, am 11. September 1941, Feldpostbriefe würden „vielfach zur Stimmungsbeeinträchtigung der Bevölkerung“ beitragen, da sie Versorgungsmängel, die Härte der Kämpfe, die Stärke der Roten Armee und die länger anhaltende Dauer des

gandaminister Joseph Goebbels im Januar 1942: „Der OKW-Bericht wird unentwegt weiter kritisiert, weil er kein klares Bild von der Lage entwirft. Demgemäß wirken auch die Feldpostbriefe geradezu verheerend. Was unsere Soldaten von der Front in die Heimat schreiben, ist überhaupt nicht mehr zu beschreiben.“¹²²

Allgemein lässt sich also nach dem bisher Dargestellten festhalten, dass die Wirksamkeit der Zensur - ‚innerer‘ wie ‚äußerer‘ - auf die Briefinhalte, zwar vorhanden war, sie jedoch immer umgangen werden konnte und daher keinesfalls exakt bestimmbar ist. Deswegen sollte, wie Klaus Latzel es vorschlägt, bei der Analyse von Feldpostbriefen diese Frage immer präsent bleiben, ohne den Aussagewert der Briefe als historische Quelle von vornherein in Frage zu stellen.¹²³

Kapitel 4

Fremdbilder-Feindbilder-Selbstbilder. Wirksamkeiten und Begriffe

Fremdes erscheint in der Welt in vielerlei Gestalt. Verhalten, Erscheinung, Sprache, Gesten und Bräuche - mithin kommunikative Codizes - divergieren unter Menschen und Menschengruppen. Dort, wo verschiedenartige Codizes aneinandergrenzen und nicht auf Anhieb von beiden Seiten verstanden werden können, entsteht der individuelle oder kollektive Eindruck von Fremdheit. Das Erfahren, Verstehen und Deuten von „Fremdem“ ist aber immer auch zugleich ein Ausdruck und Abbild von „Vertrautem“. Die Beziehung des Subjekts zur Welt ist als Spannungsbogen in verschiedenen graduellen Abstufungen zwischen den Extremen Fremd“ und „Vertraut“ zu betrachten, wobei die beiden Extreme nie vollkommen erreicht sind. Nichts ist ausschließlich fremd bzw. vertraut.¹²⁴ „Die soziologische Form des Fremden“ schreibt Georg Simmel, stellt die Einheit zwischen „Gelöstheit“ und „Fixiertsein“ in einer „besonderen Wechselwirkungsform“ dar.¹²⁵ Fremdheit ist kann als ein Wahrnehmungsgrad verstanden werden, der eine Andersartigkeit gegenüber der subjektiv eigenen Wirklichkeit herund feststellt. Dabei ist es völlig gleichgültig, ob Fremdheit intra- oder interkulturell erlebt

Krieges gehäuft zum Ausdruck brächten. Auch im Zusammenhang mit der Kapitulation der 6. Armee im Januar 1943 in Stalingrad, erreichten die Heimat besonders düstere Schilderungen, die in der Bevölkerung zu großer Besorgnis führten. Auch wenn diese Berichte die Wirklichkeit nicht immer in vollem Umfang widerspiegeln, da sie oft aus politischem Interesse der Beobachter unter- oder übertrieben wurden, kann man mit Recht annehmen, dass besonders bei tiefgreifenden Ereignissen die Soldatenpost zur Grundlage informeller Kommunikationsstrukturen wurde. Siehe Heinz Boberach (Hg.): *Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945*, Herrsching 1984, S. 2744, 4968. Zum Quellenwert der SD-Berichte siehe Steinert, S. 40-48.

¹²² Elke Fröhlich (Hg.): *Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Diktate 1941-1945, Teil II/Bd.3*, München u.a. 1994, S. 166 (22. Januar 1942).

¹²³ Latzel, *Deutsche Soldaten*, S. 30.

¹²⁴ Vgl. Jens Loenhoff: *Interkulturelle Verständigung. Zum Problem grenzüberschreitender Wahrnehmung*, Opladen 1992, S. 13, 220.

¹²⁵ Georg Simmel: *Exkurs über den Fremden*, in: *Soziologie*, S. 509-512, hier S. 509.

wird. Mit dem Anlegen eigener „Raster“ auf das „Fremde“ wird dieses „ent-fremdet“, d.h. erfahrbar gemacht. Damit entsteht gleichwohl kein Zustand des „Vertraut-Seins“. Aber das nicht Zuzuordnende kann in das eigene System der Erfahrungen integriert und gleichsam abgegrenzt werden. „Selbst- und Fremdbezeichnungen gehören zum alltäglichen Umgang der Menschen. In ihnen artikuliert sich die Identität einer Person und ihre Beziehung zu anderen“.¹²⁶ Kommt es jedoch zu interkulturellen Kontakten und bezieht sich die Wahrnehmung von Fremdheit auf so viele kommunikative Codizes, scheinen sich die bisherigen Mittel der Kontrolle über die (soziale) Umwelt nicht mehr zu eignen. Kulturelle Verbindlichkeiten verlieren sich an ihren Grenzen und treten dort in ein Spannungsverhältnis zu einer als fremd empfundenen Umwelt.¹²⁷ Die durch den Kontrollverlust entstehende Unsicherheit im Umgang mit dem „Fremden“ kann schlimmstenfalls zu ausschließenden oder gar „ausmerzenden“ Haltungen bzw. Handlungen gegenüber der fremden Gruppe führen.¹²⁸ Wenn mit der Wahrnehmung des „Fremden“ zugleich eine Kodifizierung und Identifizierung mit „feindlich“ stattfindet, kann das Fremdbild nur auf einer Negativfolie „ent-fremdet“ werden. Diese Negativfolie lässt sich als Vorurteil oder Stereotyp bezeichnen, ohne dass dies reziprok bedeutet, dass Stereotype oder Vorurteile per se negative Besetzungen mit sich ziehen müssen. Wird nun die Wahrnehmung des „Fremden“ auf eindimensionale Weise, abgekoppelt von der Fähigkeit zur Selbstkorrektur durch ausgleichende, gegenteilige Informationen und zu einer starren Verkrustung unangemessen wertender Einstellungen verdichtet, entstehen Feindbilder. Deren Hauptcharakterzug ist eine vollkommene Reduzierung aller Wirklichkeitsebenen auf ein „Gut-Böse“ bzw. „Freund-Feind-Schema“, welches das „Fremde“ gleichsam als schädlich und übermächtig erscheinen lässt. Beim Feindbild ist die Unsicherheit gegenüber der Andersartigkeit des Fremden zu einer Furcht vor der Allmacht des vermeintlichen Feindes gesteigert.¹²⁹ Indessen entstehen Feindbilder nicht aus einem „luftleeren Raum“. Ihre Aufrichtung bedarf einer – meist gesellschaftlichen oder politischen - krisenhaften Erschütterung großer Gruppen von Menschen. Durch dieses Anknüpfungspotential an einen harten Kern von realen oder als real empfundenen Problemen, erzielen sie gleichzeitig auch ihre über das Individuum hinausgehende gesellschaftliche Wirksamkeit. Sie versprechen über die Konstruktion eines Feindes die Neuidentifikation und -konstitution der erschütterten Gruppe, deren Probleme auf diese

¹²⁶ Zit. nach Reinhard Koselleck: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe, in: Ders.: *Vergangene Zukunft*, S. 211-259., hier S. 211.

¹²⁷ „Die kulturelle Grenze trennt vom Fremden. Sie ist meist die Zone des Übergangs, manchmal eine scharfe Linie. Kulturen unterscheiden sich zu bestimmten Zeitpunkten durch das Maß an Schroffheit, mit dem sie sich vom Fremden abgrenzen, durch ihre Exklusivität.“ Zit. nach Jürgen Osterhammel: *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats*, Göttingen 2001, S. 220.

¹²⁸ Ebd., S. 223.

¹²⁹ Vgl. Hans-Michael Bernhardt: Voraussetzungen, Struktur und Funktion von Feindbildern. Vorüberlegungen aus historischer Sicht, in: Christoph Jahr/Uwe Mai/Kathrin Roller (Hg.): *Feindbilder in der deutschen Geschichte. Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin 1994, S. 9-24, hier S. 13.

„Feind-Manifestation“ abgewälzt werden können und durch diese Personifizierung lösbar erscheinen. Zugleich festigt ein mehr oder weniger anschlussfähiges Feindbild die „Freund-Gruppe“. Es unterzieht komplexe Situationen, die für den Einzelnen unüberschaubar sind oder scheinen, einer radikalen Reduktion, die gruppeninterne Widersprüche gleichsam zurückgedrängt, wenn nicht aufgelöst.¹³⁰ Je größer das Bedrohungspotential durch den Feind/den Fremden gezeichnet wird, je hässlicher seine Fratze ist, umso schneller ist im Handlungsspielraum gegen ihn ein Radikalisierungsprozess in Gang zu bringen, der bis zur Extremsituation der Ausrottung des scheinbaren Aggressors führen kann. Gleichwohl entwickeln Feindbildkonstruktionen, einmal in Gang gesetzt, nicht zwangsläufig eine selbstperpetuierende Dynamik. Wenn das auf ein Feindbild rückbezogene Übel trotz der Bekämpfung seiner scheinbaren Wurzeln weiterbesteht oder durch gegenteilige Informationen konterkariert wird, erweist es sich irgendwann als untauglich, für politische Zwecke instrumentalisiert zu werden. Das heißt aber nicht, dass Feindbilder unausweichlich vergehen müssen. Greifen sie auf tief liegende Ängste und Abneigungen zurück, besteht immer wieder die Gefahr, dass sie aufflammen und in gleichsam „sanierter“ Form erneut wirksam werden.

Dennoch sagen Feindbilder über die mentalen Dispositionen der Wahrnehmenden sehr viel mehr aus, als über die „Portraitierten“. Je nachdem, ob Feindbilder auf innere oder äußere Ängste hindeuten, bzw. - wie dies etwa beim Marxismus/Bolschewismus und dem Judentum für die Deutschen bis 1945 (und beim Marxismus auch noch lange Zeit danach) der Fall war - beidseitig anwendbar sind, lassen sich Begehr- und Befindlichkeiten der „Betrachter“ erkennen. Feindbilder verweisen so auf innere oder äußere Selbstfindungs- wie Selbststabilisierungsprozesse. Durch die Markierung der Feinde findet gleichsam eine Selbstverortung und -aufrichtung statt.¹³¹ Das Selbstbild erscheint dabei umso positiver und zuspruchsfähiger, je verzerrter, bedrohlicher und düsterer der Feind dargestellt wird.

Selbstbild ist indessen ebenfalls kein klar konturierter Begriff. Genaugenommen gibt es kein Selbstbild, es gibt - ob individuell oder kollektiv - immer nur eine Anzahl verschiedener Selbstbilder bzw. Selbstkonzepte. Diese können als Attitüden, d.h. Kognitionen, Emotionen und Verhalten zur eigenen Person (bzw. Gruppe) verstanden werden. Aus ihrer Summe, so könnte man sagen, formiert sich der vielschichtige Begriff „Identität“. Selbstbilder sind somit ein organisches Muster, das sich auf eine Vielzahl von Bereichen des Bezugssubjekts bzw. -objekts richtet, deren Bestandteile miteinander interagieren und sich in unterschiedlichem Maße beeinflussen. Emotionalität als Komponente erhält wegen der Nähe zur eigenen

¹³⁰ Ebd. S. 14.

¹³¹ Vgl. auch hierzu insgesamt Iring Fetscher: Feindbild- Freundbild und Realismus in der Politik, in: Psychosozial (12/1998), S. 9-18, hier: S. 10-12. S.a. Gert Sommer: Feindbilder und politisches Bewusstsein, in: Ebd., S. 19-36, hier S. 19 ff.

Gruppe/Nation in diesem Bezugssystem eine herausragende Bedeutung.¹³² Genauso wie also das individuelle Selbstbild bzw. die Selbstbilder ein dauerhaft veränderbares Sozialisationsprodukt sind, entstehen auch die kollektiven Selbstkonzepte in einem Prozess der Selbstabgrenzung und Selbstfindung unter sich wandelnden (politischen, ökonomischen und sozialen) Bedingungen immer wieder neu. Demnach dienen Fremd- und Selbstbilder demselben Zweck: sie stiften Identität und Kontinuität, indem sie neue Erfahrungen in ein bestehendes Koordinatensystem bisheriger Erfahrungen einordnen.¹³³ Im Unterschied jedoch zu der introspektiven Selbstbildgenese, die durch direkte Erfahrbarkeit immer wieder an Situationen angepasst werden kann, fehlt beim Fremdbild oder bei den Fremdkonzepten die korrigierende Anschauung. Daher ersetzt das Fremdbild eigentliches Wissen durch Wirklichkeitskonstruktionen zweiter Ordnung. Kollektive Fremdbilder sind mithin deswegen nicht weniger real, weil sie „nur“ diskursive Wirklichkeiten darstellen, denn „Wirklichkeit wird nach Maßgabe der Diskurse gestaltet“.¹³⁴ Die Vielzahl verschiedener Diskursformen und -ebenen kann den individuellen Mangel an Informationen ausgleichen. Wird der (nationale) Diskurs in Bezug auf ein bestimmtes Fremdbild verengt und einseitig geführt und wird das stark verzerrte Fremdbild auf existierende Ängste aufgesattelt, erhält es den Charakter eines Feinbildes.

Selbstbilder, Fremdbilder und Feindbilder stellen also nichts anderes dar, als aufeinander bezogene Punkte im Koordinatensystem dynamischer Identitätskonstruktion. Je stärker die Motivation eines Individuums oder einer Gruppe ist, sich abzugrenzen und selbst zu bestätigen, wächst bei fehlendem Selbstwertgefühl die Gefahr negativer Projektionen und steigender Aggressionen.¹³⁵ Die Zählebigkeit bestimmter Feindbilder ist damit immer auch ein Ausdruck tiefreichender Verunsicherungen.

Kapitel 5

Soldatische Selbstbilder. Elemente, Entwicklungen und Spiegelungen

Im folgenden Abschnitt soll es darum gehen, den Entwicklungslinien des deutschen „Soldatenbildes“ bis zu den Anfängen des Zweiten Weltkrieges nachzugehen. Ziel ist es, herauszuarbeiten, mit welchem Leitbild vom Soldaten die deutschen Männer in diesen Krieg

¹³² Vgl. Ingrid M. Deusinger: „Locus of Control“ - ein Selbstkonzept, in: Dies./Henning Haase (Hg.): Persönlichkeit und Kognition. Aspekte der Kognitionsforschung, Göttingen 1996, S. 86-110, hier S. 88 f.

¹³³ Vgl. Sigrun-Heide Filipp: Entwurf eines heuristischen Bezugsrahmens für Selbstkonzept-Forschung: Menschliche Informationsverarbeitung und naive Handlungstheorie, in: Dies. (Hg.): Selbstkonzept-Forschung. Probleme, Befunde, Perspektiven, Stuttgart² 1984, S. 129-152, hier S. 149.

¹³⁴ Vgl. Siegfried Jäger: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Duisburg 1993, S. 169.

¹³⁵ Zur Bedeutsamkeit des Selbstwertgefühls für die Identitätskonzeption siehe Seymour Epstein: Entwurf einer integrativen Persönlichkeitstheorie, in: Selbstkonzept-Forschung, S. 15-45, hier: S. 18-20.

zogen und aus welchem ideologischen Nährboden die Selbstbilder der Soldaten in ihren Feldpostbriefen sich entwickelten.

5.1 Komponenten und Entwicklungen des (Selbst-)Bildes vom Soldaten in Deutschland bis zum Zweiten Weltkrieg

5.1.1 „Schule der Männlichkeit - Schule der Nation“. Allgemeine Wehrpflicht und Militarisierung der Gesellschaft nach den napoleonischen Befreiungskriegen

Mit dem Untergang des altpreußischen Staates 1806, dessen Sinnbild der zur uhrwerksmäßigen ‚Schießmaschine‘ gedrillte Grenadier war, fand nicht nur ein endgültiger Abschied von der Kriegführung im sogenannten ‚Kabinettilstil‘ statt. Auch die Aufstellung und Aushebung der Heere orientierten sich vollkommen neu. Nach dem französischen Vorbild der *levée en masse*, wurden durch die Nachwirkungen der napoleonischen Besatzung und der folgenden Befreiungskriege, die Ideen der Heeresreformer um Scharnhorst und Boyen in gesetzliche Bestimmungen umgesetzt. 1814 kam das preußische Wehrgesetz und im Jahr darauf die Landwehrordnung zustande, die in Preußen schließlich die allgemeine Wehrpflicht durchsetzte.¹³⁶ Die Abkehr vom Kantonssystem und dem überaus harten altpreußischen Militärstrafrecht bildeten die wichtigsten Eckpunkte des neuen erzieherischen Rahmens, in dem der ‚gemeine Mann‘ militärische Tugenden aus innerer Überzeugung entwickeln sollte. Der Soldat müsse, so die Forderungen Boyens, nunmehr als ‚Mann von Ehre‘ anerkannt werden, damit er seine Pflichten für das Vaterland aufopferungsvoll und im Zweifelsfall mit der freiwilligen Hingabe seines Lebens erfüllen würde.¹³⁷

Diese Reorganisation des Militärs brachte, weil nun ganze Alterskohorten von preußischen und deutschen Männern Jahr für Jahr durch diese Institution gezogen wurden, eine tiefgreifende Wandlung des gesellschaftlichen Männerbildes mit sich.¹³⁸ Die Prägung des modernen Männerbildes in den napoleonischen Befreiungskriegen fand neben bzw. vor den militärischen Umgestaltungen im gesellschaftlichen Diskurs statt. Durch Deutschland zog sich, wie

¹³⁶ Scharnhorst, der ‚Vater‘ der preußischen Militärreformen erkannte frühzeitig die Notwendigkeit, mit „den ganzen Hilfsquellen der ganzen Nation“, Krieg zu führen. Vgl. dazu: Hansjürgen Usczek: Scharnhorst über die Ursachen des französischen Sieges im Feldzug 1794, in: Militärgeschichte (6/1980), S. 726-732. Hermann von Boyen, 1814 preußischer Kriegsminister, wird dabei in der Forschung nicht selten als ‚Vollstrecker‘ des scharnhorstischen Werkes betrachtet. Vgl. Heinz Stübig: Heer und Nation. Zur Entwicklung der pädagogisch-politischen Ideen Hermann von Boyens, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (58/1999) S. 1-22.

¹³⁷ Ebd., S. 21.

¹³⁸ Allgemein dazu: George L. Mosse: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt a.M. 1996. Mosse datiert die Bildung des neuen Männlichkeitsideals in die Zeit zwischen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und die Anfänge des 19. Jahrhunderts. Ebd., S. 12 ff.

Karen Hagemann beschreibt, ein wahrer „Männlichkeitsrausch“.¹³⁹ In Lyrik und Prosa, besonders in den weit verbreiteten Gedichten und Liedern von Ernst Moritz Arndt, wurde die (allgemeine) „Wehrhaftigkeit“ des Mannes zu einem bis dato neuen Leitmotiv.¹⁴⁰ „Patriotismus“, das zeitgenössische Schlagwort mit Hochkonjunktur, war von vornherein „Männersache“. In der enorm beschleunigten gesellschaftlich-politischen Umbruchsituation um die Jahrhundertwende, erwachte gleichsam der Begriff „Nation“ als neue (kollektive) Identität zum Leben. In der Verbindung mit dem Krieg gegen die Franzosen, erhielt auch dieses Deutungsschema eine maskuline Definition: „Nation“, das war künftig eine männlich-militärische Angelegenheit, deren Wiege der „Nationalkrieg“ als Bewährungsprobe „wahrer Männlichkeit war“.¹⁴¹ Neu an der diskursiven Praxis war auch der Griff auf eine neue biologistische, die körperlichen Unterschiede von Mann und Frau herausstellende, Geschlechterbestimmung. Der Mann galt als Symbol für Tat, Kraft, Aggressivität und Tapferkeit: kurzum, ein kriegerischer Tugendkatalog, der im „Schmelztiegel“ der antinapoleonischen Befreiungskriege die Attribute „männlich“, „wehrhaft“ und „deutsch“ auf das Engste miteinander verkoppelte.¹⁴²

Die Wehrpflicht bzw. das Heer wurde damit zum allgemeinen „Motor“ für die Durchdringung der (männlichen) Nation mit neuen militärischen Normen und Werten. Sie universalisierte die Funktion des Mannes als Krieger und wertete damit gleichsam den Soldatendienst, im Sinne Boyens, als „ehrentvoll“ und „ehregebend“ auf und so den unkriegerischen Habitus als Unmännlichkeit ab.¹⁴³ Darüber hinaus stiftete die Einziehung ganzer Jahrgänge eine „männliche Vergemeinschaftung“, d.h. eine gesellschaftliche, religiöse und politische Differenzen tendenziell aufhebende Verbindung qua Geschlecht.¹⁴⁴ Mehr noch wurde die Wehrpflicht zu einer Art Initiationsinstanz. Das Tor der Kaserne als der Ort der „totalen Institution“¹⁴⁵ mit eigenen Regeln und Riten, die den Einzelnen mittels eines ausgeklügelten Systems von Demütigungen und Unterwerfungen drohte und einen enormen Anpassungsdruck ausübte, wurde gleichsam der Eintrittsweg in die Männergesellschaft. Durch Brechung und Umformung der Persönlichkeit strebte man die Zerstörung der zivilen Identität an, und hoffte so, Platz zu schaffen für die militärische Funktionalität. Aus dem

¹³⁹ Karen Hagemann: „Heran, Heran, zu Sieg oder Tod!“. Entwürfe patriotisch-wehrhafter Männlichkeit in der Zeit der Befreiungskriege, in: Thomas Kühne (Hg.): Männergeschichte- Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a.M. 1996, S. 51-68.

¹⁴⁰ Ebd., S. 54-60.

¹⁴¹ Siehe ausführlich dazu Dies.: „Männlicher Muth und Teutsche Ehre“. Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn 2002, S. 271-350.

¹⁴² Ebd., S. 237-242; Dies., Entwürfe, S. 63

¹⁴³ Vgl. Ute Frevert: Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Männergeschichte, S. 69-87.

¹⁴⁴ Landarbeiter waren hier ebenso wie Fabrikantensöhne, oder Juden und Christen bzw. Liberale und Konservative nichts anderes als Rekruten, die in den gleichartigen Uniformen und Drillichanzügen den gemeinsamen Dienst und die militärische Ausbildung zu überstehen hatten. Siehe Dies.: Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001, S.68-81

¹⁴⁵ Der Begriff stammt von Erving Goffmann: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt a.M. 1972, S. 13 –122.

Platz zu schaffen für die militärische Funktionalität. Aus dem bloßen „biologischen“ sollte der „soziale“ Mann entstehen. Denn erst wer bei »Preußens« gedient“ hatte, durfte sich vom eigentlich noch geschlechtslosen Knaben zum „ganzen Mann“ und eigentlichen Staatsbürger gereift betrachten.¹⁴⁶ Gleichzeitig, denn nur mit den Mitteln rigider Zwangsanstaltsbehandlung wäre ein dauerhafter Erfolg dieser Einrichtung niemals möglich gewesen, fand auf der internen Ebene eine Parallelsozialisation statt. Der Einzelne wurde, im günstigen Fall, zum Teil einer sich deckenden und schützenden Kameradschaft. Diese männliche „Ersatzfamilie“ bildete, wie es Wilhelm Reiberts „Handbuch für den deutschen Soldaten“ anpries, „das unentbehrliche Bindemittel“, das „nächst der Mannszucht [...] eine Armee zusammenhält“. Ohne die Kameradschaft, so der Herausgeber, wäre das Militärleben ein geradezu unerträgliches Dasein.¹⁴⁷

Durch diese Installierung eines unvermeidbaren und sozialisierenden Teils des männlichen Lebenszyklus wurde die Wehrpflichtigenarmee aber nicht nur eine „Schule der Männlichkeit“, sie nahm weiter ausgreifend die Stellung einer gesellschaftlichen „Sozialdisziplinierungsanstalt“ ein. Die Erziehung der Nation durch die Erziehung ihrer Soldaten zu einem „unbedingten“ Gehorsam fand als monarchistische Gesinnungsschulung in einer praktischen Form statt. Da aber die „Anhänglichkeit“ der Soldaten zum Monarchen als oberster Staatsrepräsentanz keinerlei ablenkenden Beeinflussungen ausgesetzt werden durfte, blieben Gesellschaft und Armee, also Staatsbürgerverband und Soldatenstand strikt voneinander getrennt.¹⁴⁸ Das deutsche Kaiserreich schuf und hielt sich den Soldaten als einen besonders hervorgehobenen Repräsentanten seiner selbst. Die Soldaten in ihrem Selbstverständnis betrachteten sich als Mitglieder einer besonderen Institution, in der Subordination, Disziplin, patriarchalische Gewohnheiten und, trotz des Siegels des „Unpolitischen“, ein meist unausgesprochenes konservatives politisches Engagement herrschte, das eine besondere politische Einstellung verlangten.¹⁴⁹

5.1.2 Der Erste Weltkrieg und die Geburt des „Frontkämpfermythos“

Der Erste Weltkrieg, die „Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts“, erschütterte in seinen direkten Wirkungen und Nebenwirkungen das gesellschaftliche Leben des gesamten

¹⁴⁶ Frevert, S. 82.

¹⁴⁷ Zit. nach Thomas Kühne: Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 82.

¹⁴⁸ Der Soldat blieb trotz der „demokratischen“ Aushebungsweise der allgemeinen Wehrpflicht vollkommen und bedingungslos der Kommandogewalt des obersten Kriegsherrn unterworfen, die ihrerseits keinerlei Kontrolle anderer Instanzen, wie etwa des Parlaments erdulden musste. Vgl. Messerschmidt, Zeit, S. 202.

¹⁴⁹ Ebd., S. 203.

Kontinenten.¹⁵⁰ Viele bis dahin herrschende Selbstverständlichkeiten des Lebens waren durch ihn verdrängt oder entwertet. Doch der Krieg selbst war nach wie vor ein genuin männliches Ereignis und der Krieger der Inbegriff der Männlichkeit.¹⁵¹ In den Schützengräbern wurde gleichsam ein, wie es in der zahlreichen Erinnerungsliteratur widerscheint, geradezu neuer Typus des soldatischen Mannes - der Frontkämpfer - geboren.¹⁵²

Dieser Krieg wurde in seiner bis dato ungekannten Grausamkeit als eine ganz besondere „Schule der Männlichkeit“. Konservative Schriftsteller, wie Ernst Jünger, gaben diesem Typus das literarische Antlitz: „Der Geist der Materialschlacht und des Grabenkampfes, der rücksichtsloser, brutaler, wilder ausgefochten wurde als je ein anderer erzeugte Männer, wie sie bisher die Welt nie gesehen. Es war eine ganz neue Rasse, verkörperte Energie, mit höchster Wut geladen. [...] Sie waren Überwinder, Stahlnaturen, eingestellt auf den Kampf in seiner grässlichsten Form.“¹⁵³ Doch nicht nur rechts-konservative Literaten wie Jünger, sondern auch links-pazifistische Antikriegsautoren blieben dem männlichen Tugendkanon treu. So leben, zum Beispiel, die Figuren in Ludwig Renns Roman: „Krieg“, oder in Erich Maria Remarques populärem Werk: „Im Westen nichts Neues“, wenn auch unter anderen Vorzeichen, von Männlichkeitsattributen, wie ‚Mut‘, ‚Stärke‘, und ‚Durchhaltevermögen‘. Ungewollt verkörperten sie damit, gleich Jüngers ‚Stahlnaturen‘, ein Bild von Härte und Freiheit.¹⁵⁴

So hatte sich das Bild und das Selbstbild der Soldaten stark verändert. Die Sehnsucht nach einer Parteien und soziale Schichten übergreifenden Gemeinschaft schien sich für viele Soldaten in den Schützengräben an der Front erfüllt zu haben.¹⁵⁵ Das (preußische) Soldatenbild vom Staatsrepräsentanten *par excellence*, wurde um einige Facetten erweitert. Hinzu traten „Frontkamerad“ und „Frontkämpfer“ gleichsam wie zwei unterschiedliche Seiten derselben Medaille.

Doch nicht nur auf der Diskurs- oder Mentalitätsebene vollzog sich ein Wandel des (Selbst-)Bildes der Soldaten durch den Ersten Weltkrieg. Ganz buchstäblich veränderten sich ab 1916 die grafischen und malerischen Darstellungen des Soldaten ganz entschieden. Dominierten Nahkampfgefecht und Schlachtszenen mit stürmenden Truppen noch die kaiserzeitliche Kriegsmalerei von 1870/71 und 1914/15, fand parallel zum Übergang von der Pickelhau-

¹⁵⁰ George F. Kennan bezeichnete diesen Krieg als „the great seminal catastrophe in this century“. Zit. nach Ernst Schulz: Die Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, Weyarn 1997, S. 3-27, hier S. 26.

¹⁵¹ Vgl. Thomas Kühne: Kameradschaft - „das Beste im Leben eines Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: Geschichte und Gesellschaft (22/1996), S. 504-529, hier S. 511; Mosse, S. 143.

¹⁵² Ebd., S. 145.

¹⁵³ Zit. nach Ernst Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, in: Ders.: Sämtliche Werke, 2. Abt., Bd. 7, Essays 1, Stuttgart 1980, S. 11-103, hier S. 37.

¹⁵⁴ Mosse, S. 144 ff.

¹⁵⁵ Vgl. Kühne, Kameradschaft, S. 52; Ders., „das Beste“, S. 509. S.a. Messerschmidt, Zeit, S. 205.

be des 19. Jahrhunderts zum markanten Stahlhelm des 20. Jahrhunderts auf den Schlachtfeldern auch ein Wandel in der Ikonografie statt.¹⁵⁶ Nach den Kämpfen bei Ypern und an der Marne schufen verschiedene Künstler indessen auch einen neuen Typus des Soldaten. Präsentiert wurde von jetzt an immer häufiger der jugendliche und einzeln abgebildete Krieger. War diese Form der Darstellung anfangs noch eine Reaktion der Maler auf das tatsächlich immer weiter abnehmende Alter der Frontsoldaten, wurde sie sich in der Folgezeit zu einem Sinnbild des Soldaten schlechthin.¹⁵⁷ Wiederum war es Ernst Jünger, der diesem Typus sein literarisches Gepräge gab. Das Gesicht des „Arbeiterkriegers“ beschreibt er so: „Es hat in der Skala seiner Ausführungen, [...] an Mannigfaltigkeit und damit an Individualität verloren, während es an Schärfe und Bestimmtheit der Einzelausprägung gewonnen hat. Es ist metallischer geworden, auf seiner Oberfläche gleichsam galvanisiert, der Knochenbau tritt deutlich hervor, die Züge sind ausgespart und angespannt. Es ist dies das Gesicht einer Rasse, die sich unter den eigenartigen Anforderungen einer neuen Landschaft zu entwickeln beginnt und die der Einzelne nicht als Person oder als Individuum, sondern als Typus repräsentiert.“¹⁵⁸ Die Bilder vom Krieg und von den Kämpfern sollten nicht mehr wie ehemals konkrete Situationen zeigen, in denen die Tapferkeit reifer Männer den Sieg gegen den Feind einbringt und damit soldatische Tugend ist, sondern es sollten Härte, Pflichtbewusstsein, Gehorsam und Opferwilligkeit dauerhaft als männliche bzw. soldatische Tugenden verinnerlichen lassen. Der Wandel von Reife zu Jugendlichkeit ist sicher einerseits eine Abkehr von der dumpfen Kaiserzeit und das Herbeisehnen eines Aufbruchs in eine von Jugend bestimmte Welt, gleichsam aber wird die Jugendlichkeit verschmolzen und zerschmolzen im „Stahlbad“ des Krieges, der nach wie vor als Katalysator des männlichen Reifungsprozesses verstanden wird.¹⁵⁹

¹⁵⁶ Die Darstellungen zeigten fast immer Männer, die Bärte trugen und damit als reife Familienoberhäupter zu identifizieren waren. Das präsentierte Waffenarsenal bestand vorderhand aus Bajonetten, Säbeln oder Faustwaffen. Die Abnahme der sogenannten „Sturmbilder“ ging einher mit einer Zunahme an „Grabenbildern“. Dazu Jürgen Reulecke: Vom Kämpfer zum Krieger. Zur Visualisierung des Männerbildes während des ersten Weltkrieges, in: Siegfried Quandt/Horst Schichtel (Hg.): Der erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis, Gießen 1993, S. 158-175, hier: S. 161. Die Mentalitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts, so Reuleckes These, bleibt ohne die zentrale Berücksichtigung des massenhaft internalisierten Männerbildes völlig unverständlich. Die Ästhetisierung der Politik kreiste seit Beginn des Jahrhunderts um den Krieg, womit „die eigene Vernichtung ästhetischer Genuss ersten Ranges“ wurde. In Deutschland wurde aus dem temporären Kämpfer der permanente Krieger der Soldat auf Lebenszeit.

¹⁵⁷ Ebenso tritt Waffentechnik und Kriegsgerät als Bildmotiv sehr viel stärker in Erscheinung – keine Bajonette sondern Scherenfernrohre, Mörser und U-Boote beherrschten zukünftig die bildnerische Szenerie. Ebd., S. 167.

¹⁵⁸ Ernst Jünger: Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt, Stuttgart 1982, S. 112 f. Mit ganz ähnlichen Worten beschreibt Alfred Rosenberg, Chefideologe der NSDAP, das spätere nationalsozialistische Soldaten-Leitbild: „Die Gesichter, die unterm Stahlhelm auf den Kriegerdenkmälern hervorschauen, sie haben fast überall eine mystisch zu nennende Ähnlichkeit. Eine steile durchfurchte Stirn, eine starke gerade Nase mit kantigem Gerüst, ein festgeschlossener schmaler Mund mit der tiefen Spalte eines angespannten Willens. Die weitgeöffneten Augen blicken geradeaus vor sich hin. Bewußt in die Ferne, in die Ewigkeit. [...] Aus den Todesschauern der Schlachten, aus Kampf, Not und Elend ringt sich ein neues Geschlecht empor, das endlich einmal ein arteigenes Ziel vor Augen sieht, das ein arteigenes alt-neues Schönheitsideal besitzt, das von einem arteigenen Schöpferwillen beseelt ist. Diese willentliche Männlichkeit [...] die innere Kraft [...] ist noch deutlicher geworden.“ Zit. nach Alfred Rosenberg: Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit, München 1935, S. 448.

¹⁵⁹ Reulecke, Vom Kämpfer, S. 173.

5.1.3 Wehrsport statt Wehrpflicht. Paramilitärische Parallelgesellschaften in der Weimarer Republik

Mit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages kam, zumindest vorübergehend, das Aus für die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland. Das Heer, 1919 noch 800 000 Mann stark und bis 1921 auf 100 000 Mann reduziert, war nicht länger Träger der militärischen Sozialisation der jungen Männer. Das Selbstbild dieses „Rumpfheeres“ blieb geprägt von der Auffassung, eine, wenn nicht *die* besondere Repräsentanz des Staates zu sein. Gerade das Auftreten der extremen linken und rechten Parteien erhielt dieses Bild lebendig.¹⁶⁰ Leitbegriff und Grundlage für die soldatische Erziehung und innere Führung in der Reichswehr wurde aber keineswegs das demokratische Prinzip der neuen Republik. Ganz bewusst orientierte sich die Reichswehr an einem, „idealistisch eingefärbten Macht-Staatsbegriff“. Das „Vaterland“, nicht aber die „wesensfremde Institution“ der Reichsverfassung wurde zum Fixpunkt der eigenen beruflichen Idee erkoren.¹⁶¹

Wer nun annimmt, die deutsche Jugend wäre, gesamtgesellschaftlich gesehen, froh gewesen, nicht mehr den Dienst mit der Waffe antreten zu müssen, der irrt. Anhand der Schrecken des Krieges, die für jedermann in Gestalt der zahlreichen, das Straßenbild prägenden Kriegsversehrten, sichtbar waren, wäre eine Ablehnung des Militärdienstes, aus heutiger Sicht, nur zu verständlich gewesen.¹⁶² Doch das von fast allen Deutschen als Schmach empfundene Kriegsende und die umgreifende Enttäuschung über die ausgebliebene Glorie des Sieges lies den Kriegerkult besonders bei den Jugendlichen, also den künftigen Soldaten weiterleben.¹⁶³ Die eine Seite dieser parallel zur Reichswehr verlaufenden gesellschaftlichen Erziehung zur „militärischen Tugenden“, wie Gehorsam und Härte, waren die zahlreichen Kriegervereine, deren bedeutsamstes Zentrum der „Stahlhelm“ war. In ihnen fanden sich fast 3 Millionen Männer, vorderhand ehemalige Frontsoldaten, später aber auch (junge) Männer ohne aktive Fronterfahrung.¹⁶⁴ Dieses Phänomen war nicht nur bei rechten Jugendgruppen zu beobachten, sondern zog sich quer durch die politischen bzw. religiösen Lager. So pflegte der Katholische Jungmännerverein (KJMV) bei seinen öffentlichen Auftritten ein sehr militärisch inspiriertes Erscheinungsbild. Seine Gruppen, genannt „Sturmscharen“, die Kleidung der

¹⁶⁰ Messerschmidt, Zeit, S. 204.

¹⁶¹ Vgl. Hans-Adolf Jacobsen: Militär, Staat und Gesellschaft in der Weimarer Republik, in: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Ders. (Hg.): Die Weimarer Republik 1918-1933. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Bonn³ 1998, S.343-368, hier S. 351. Siehe auch Messerschmidt, Zeit, S. 205.

¹⁶² Siehe dazu: Christine Beil: Zwischen Hoffnung und Verbitterung. Selbstbild und Erfahrungen von Kriegsbeschädigten in den ersten Jahren der Weimarer Republik, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (46/1998), S. 139-157.

¹⁶³ Vgl. Bernd A. Rusinek: Der Kult der Jugend und des Krieges. Militärischer Stil als Phänomen der Jugendkultur in der Weimarer Zeit, in: Jost Dülffer/Gerd Krumeich (Hg.): Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918, Essen 2002, S. 171-197, hier S. 171.

¹⁶⁴ Vgl. Frevert, Nation, S. 309.

Mitglieder und auch die Reden auf den Tagungen, enthielten jede Menge militärische Erkennungszeichen.¹⁶⁵

Diese offenkundige Nähe zum Militärischen stellte besonders die sozialdemokratischen Jugendorganisationen vor ein Dilemma. Einerseits konnte sie als Gliederung der staatstragenden Partei diese Nähe nicht ohne Weiteres dulden, andererseits lief sie Gefahr, unattraktiv zu werden. So musste der Vorsitzende der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), Erich Ollenhauer, einsehen: „Nie wieder Krieg, das macht auf die Jugend nur einen geringen Eindruck.“¹⁶⁶ Außerdem musste man anhand der zahlreich abgehaltenen Sportveranstaltungen in Parteikreisen bemerken, dass Geländespiel, Gepäckmarsch und Kleinkaliberschießen besonders beliebte Aktivitäten der jugendlich-männlichen Mitglieder waren. Schließlich gab, um den allgemeinen Wünschen seiner Anhänger zu genügen und nicht reihenweise Mitglieder zu verlieren, die „Kampforganisation“ der SPD, das sogenannte „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“, eine militärisch orientierte Zeitung mit dem Titel: „Wehrsport“ heraus.¹⁶⁷

Gleiches galt in besonderem Maße auch für den Rot-Front-Kämpferbund (RFB), der kommunistischen „Parteikampftruppe“, bei dem das militärische Exerzieren von Anfang an Bestandteil der politischen Kultur war und selbstverständlich auch für die nationalsozialistische SA (Sturm-Abteilung), die als Sportverein gegründet wurde.¹⁶⁸

Dass Wehrsport in der Weimarer Republik bei vielen Turn- und anderen Sportvereinen als ein Ausgleich für die nunmehr abgeschaffte allgemeine Wehrpflicht gesehen wurde, ist indessen nicht nur ein Indiz für die militärische Durchdringung der Gesellschaft und der Suche nach Ersatzformen militärisch-männlicher Sozialisation. Die Anfänge der militärischen Sportorientierung gehen indes zurück bis ins Kaiserreich und waren insgesamt auch ganz und gar kein rein deutsches Phänomen.¹⁶⁹ Doch im Kaiserreich intensivierte der Erste Weltkrieg diese Ansätze noch einmal mit Wettkämpfen im Wehrturnen und führte zu „einer grundsätzlichen Militarisierung des Sports“, und damit der Jugend. An dieser Stelle knüpfte die Reichswehr in der Weimarer Republik, wenn auch erst spät, wieder an. Viele Offiziere waren überzeugt davon, dass die Jugend zur Wehrhaftigkeit und Opferbereitschaft zu erziehen war. Hierfür wurden seit Mitte der 20er Jahre immer wieder Vorschläge gemacht, wie durch entsprechendes militär-sportliches Training, Wehrwillen und -fähigkeit der jungen Männer ausgebildet werden könne. In diesem Zeichen standen schließlich ab Anfang der 30er Jahre die frei-

¹⁶⁵ Ebd., S. 310; Rusinek, S. 171.

¹⁶⁶ Zit. nach Ebd.

¹⁶⁷ Allerdings, das muss hinzugefügt werden, kam dieser Versuch sehr spät. Die erste Ausgabe dieser Zeitschrift vom Januar 1933 war gleichzeitig auch die letzte. Siehe Ebd., S. 175.

¹⁶⁸ Ebd., S. 176.; Frevert, S. 310 f.

¹⁶⁹ So wurde bereits bei der frühen „Wandervogel-Bewegung“ das „Kriegspiel“ zu einem integralen Bestandteil vieler Treffen. Die große Popularität der „Boy-Scout-Bewegung“ in den USA zeigt jedoch, dass dies ein internationaler Trend war. Rusinek, S. 180.

willigen Arbeitslager und mehrwöchigen, von Reichswehroffizieren geleiteten Wehrsport-Lager, die in Schulen aller Art abgehalten wurden.¹⁷⁰ Gerade in den Arbeitslagern, nach denen schon in den frühen 20er Jahren, besonders aus radikalen Studentenkreisen, die Bernd Rusinek als die „grimmigste Partei, des um Tod, Opfer und Krieg arrangierten Jugendkultes“ bezeichnet, laut gerufen wurde, fand sich auch ein Ort für die Erhaltung und Pflege des Erbes der ‚Grabengemeinschaft‘.¹⁷¹ Die Kameradschaft zwischen Werkstudenten, Arbeitern und Bauern in den Lagern, bildete ein Scharnier zwischen erlebter Front- und visionärer Volksgemeinschaft, und entfaltete, auf die Zivilgesellschaft übertragen, im politisch-gesellschaftlichen Diskurs eine eminente Wirkungsmacht. Dies erkannten vor allem rechtskonservative Kreise in der Weimarer Republik. Im Umfeld der sogenannten „konservativen Revolution“ wurde die Frontkameradschaft zur Leitidee eines antipluralistischen Gesellschaftsmodells.¹⁷² ‚Frontkameradschaft‘, ‚Jugend‘ und ‚junge Generation‘ waren politische Schlagworte dieser Zeit und standen für Kampfbereitschaft gegen das ‚Alte‘, das durch das ‚System‘, also die Weimarer Republik, verkörpert wurde.

5.1.4 Die Uniformierung der Gesellschaft. Übernahme und Umbau des Soldatenbildes durch die Nationalsozialisten

Die Fäden, welche die Nationalsozialisten für ihre gesellschaftlichen „Umbaupläne“ aufnehmen konnte, waren zahlreich. Auf dem Gebiet der Installation eines „neuen“ Soldatenbildes waren die Grundsteine lange gelegt. Die Übertragung nationalsozialistischer Leitbilder auf die Armee fiel umso leichter, als nicht nur, wie Manfred Messerschmidt es beschrieb, zwischen Wehrmacht/Reichswehr und Nationalsozialismus eine „Teilidentität der Ziele“ bestand, sondern auch eine „Teilidentität von Erfahrung und Erinnerung“, die man mit Sebastian Haffner auch als „Grundlage gemeinsamer Erbitterung“ beschreiben kann.¹⁷³

Hitler hatte die Reichswehrführung früh, bereits im Frühjahr 1926, aufgefordert, sich zwischen dem nationalsozialistischen Wehrprogramm zu bekennen. In seinem Verständnis hieß dies, dass die Reichswehr aufhören sollte, „charakterloses Vollzugsorgan des Völker-

¹⁷⁰ Anfang 1933 hatten insgesamt über 200 000 Jugendliche diese paramilitärische Pädagogik, die sie an „Manneszucht, Gehorsam und Unterordnung“ gewöhnen sollte, durchlaufen. Zu den wehrsportlichen Aktivitäten von Stahlhelm, SA, RFB und Reichsbanner siehe Horst Überhorst: Geschichte der Leibesübungen. Bd. 3/2 Leibesübungen und Sport in Deutschland vom ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart Berlin 1982, S. 689 - 692.

¹⁷¹ Rusinek, S. 182.

¹⁷² Thomas Kühne: „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert, in Ders.: Männergeschichte, S. 174-192, hier S. 176. S.a. Ders., Kameradschaft, S. 55 ff.; Ders., „das Beste“, S. 510. Dennoch war der Kameradschaftskult der Zwischenkriegszeit keineswegs ohne innere Widersprüche. Einerseits sollte er kalte und gefühllose Krieger als ‚Kameraden der Tat‘ vereinen, andererseits brauchte er die ‚weibliche‘ Seite, die das Analog zur Familie bildete. Nur so konnte das Gefühl des „Aufgehobenseins“ und damit die Kohäsion der Gruppe gewährleistet werden, das die Kampfgemeinschaft als solche gleichsam flexibilisierte und belastbarer machte. Ebd., S. 513.

¹⁷³ Siehe Jürgen Förster: Geistige Kriegführung in Deutschland 1919 bis 1945, in: Jörg Echternkamp (Hg.): Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Politisierung, Vernichtung, Überleben (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; 9/1), München 2004, S. 469-640, hier S. 469.

bundes“ zu sein. Sie möge aus ihrem unpolitischen Schlupfwinkel heraustreten und ihre Rolle als „disziplinäre Erziehungsanstalt des deutschen Volkes“ annehmen. Von der Niederlage 1918, der Revolution und dem Bürgerkrieg traumatisiert, kam vielen Militärs, die sich sehnlichst eine Identität von Wehr- und Volksgemeinschaft wünschten, die Idee eines Volksheeres mit allgemeiner Wehrpflicht, in einem „Wehrstaat“ sehr entgegen.¹⁷⁴ Zwar war man, wie gezeigt, in der staatlich organisierten militärischen Jugenderziehung bis 1932 ein gutes Stück vorangeschritten. Der Wunsch führender Offiziere nach Einführung des „soldatischen Denkens“ in die Schulpolitik konnte indes erst nach dem 30. Januar 1933 verwirklicht werden.¹⁷⁵

Die tiefgreifendste Veränderung im Soldatenbild vollzog sich in der Blomberg-Ära. Die Soldaten der Reichswehr bzw. Wehrmacht waren „Soldaten des Führers“ geworden. Sie waren nicht mehr unpolitischer „Staat im Staate“, sondern integrativer Teil der neu entworfenen „Volksgemeinschaft“ und standen, wie alle anderen „Volksgenossen“ auch, in der „Gefolgschaft“ des „Führers“. In diesem neuen Bild des Waffenträgers sollte sich der „kämpferische Geist der nationalsozialistischen Bewegung mit dem des Soldaten“ vereinen.¹⁷⁶ Die Partei sollte zum „Vaterland“ und damit zur Berufsidee und Loyalitätsgrenze der Soldaten werden. Der Wandel vom Leitmotiv des unpolitischen, staatstragenden Soldatenideals zur nationalsozialistischen Frontkämpfernatur fand seinen Ausdruck auch in der von Hitler gebrauchten Formel vom „blinden Gehorsam“ der Soldaten. Befehl und Gehorsam, *das* soldatische Grundmuster, wurde fortan in die Kategorien von Führer-Gefolgschaft“ übersetzt und damit zu einer viel engeren, strikteren und verhängnisvolleren Bindung an die politische Macht.¹⁷⁷

So arbeiteten das Reichswehrministerium, unter von Blomberg, und Hitler nach der Machtübertragung auf die Nationalsozialisten in diesem Sinne Hand in Hand. Wenn Blomberg noch am Tag nach Hitlers Regierungsübernahme verkündete, die Reichswehr bliebe „überparteiliches Machtmittel“, war schon nach wenigen Wochen die „Marschrichtung“ umgestellt. Nach dem Ermächtigungsgesetz zog Blomberg die Reichswehr auf Parteikurs.¹⁷⁸ Wesentlicher Ausdruck der Anbahnung einer engsten Verschmelzung von Armee und Regime, war die, nach der (parteiinternen) Ausschaltung der SA als Konkurrenz zur Wehrmacht, im Sommer 1934 von Blomberg verfügte Vereidigung der Soldaten auf die Person Hitlers. Welche Dimension darin lag, wird auch daran erkenntlich, dass die Eidesformel nicht vom Reichkanz-

¹⁷⁴ Messerschmidt, *Zeit*, S. 205.

¹⁷⁵ Förster, S. 477. Auf diesem Sektor wurden zwar von Innenminister Wilhelm Frick schon 1933 Anstrengungen in Richtung einer einheitlichen deutschen Nationalerziehung als Richtpunkt einer Wehrhaftmachung des Volkes unternommen. Die Erfolge ließen aber noch einige Zeit auf sich warten. Ebd., S. 478.

¹⁷⁶ Zit. nach Messerschmidt, *Zeit*, S. 208.

¹⁷⁷ Vgl. Ebd., S. 207 ff.

¹⁷⁸ Vor Offizieren der 6. Division erklärte der Minister im September 1933, soldatische Grundsätze wie „Unantastbare Führung, Aufgehen der Person in der Sache und Opfertum“ seien ebenso nationalsozialistische Grundsätze. Soldatentum und Nationalsozialismus seien im Ganzen mehr oder weniger ein und dasselbe. Vgl. Förster, *Kriegführung*, S. 486.

ler Adolf Hitler sprach, sondern vom „Führer des Deutschen Reiches und Volkes“.¹⁷⁹ Die Wehrmacht war nun, als Gefolgschaft, nicht mehr nur ideell an ihren „Führer“ gebunden, sondern gesetzlich. Diesen Eid zu brechen, zog unweigerlich schwerste Strafen nach sich. Die Wiedereinführung der Wehrpflicht 1935 erfüllte dann endlich den gemeinsamen Wunsch von Partei- und Militärführung, die Wehrmacht möge „Waffenträger und soldatische Erziehungsschule des Deutschen Volkes“ werden. Der Wehrdienst wurde „letzte und höchste Stufe“ des Erziehungssystems bewertet, aus dem der Mann als Kämpfer und Trägers des Volkstums und des Staates hervorginge.¹⁸⁰ Dabei war es von Wichtigkeit, dass Persönlichkeiten der NS-Führungsriege, wie Hermann Göring und Adolf Hitler, selbst den Typus des nationalsozialistischen Soldaten vor aller Augen verkörperten und dem Grundsatz: „der Nationalsozialist muss ebenso Soldat sein, wie der Soldat Nationalsozialist sein muss“ ein lebendiges Abbild waren.¹⁸¹ In der Kaserne selbst aber hatte noch die militärische Erziehung Vorrang vor der weltanschaulichen. Zwar sollten die Offiziere auf beiden Feldern tätig werden. Doch, so lautete (noch) die offizielle Sprachregelung, ginge es, wie Minister Blomberg im November 1935 erklärte, nicht darum: „Soldaten zu Nationalsozialisten [zu] machen, sondern [...] Nationalsozialisten zu Soldaten.“¹⁸² Fast wörtlich wiederholte Hitler diese Einstellung knapp zwei Wochen später: „Es kommt mir nicht darauf an“, betonte er vor Offizieren in München, „daß die neu eintretenden Rekruten die Soldaten zu Nationalsozialisten machen, sondern daß das Heer die eintretenden Nationalsozialisten zu Soldaten macht.“¹⁸³ Das militärische Alltagsleben wurde gleichwohl mit den Phrasen der NS-Ideologie durchdrungen. Die Soldaten, die damit erzogen wurden und diesen Sprachgebrauch erlernten, verinnerlichten ihn auch. Die Vergewaltigung des Denkens zeigte sich notwendigerweise in der Vergewaltigung der Sprache.¹⁸⁴ Damit gelang es, das Geschichtsbewusstsein, wie Messerschmidt es ausdrückt, zu pervertieren und dass schließlich Begriffe wie der „Geist des Frontkämpfertums“ zu obersten sittlichen und geistigen Werten werden konnte.¹⁸⁵

Nicht nur die Wehrmachts-, auch die Heeresführung waren alsbald voll und ganz auf die NS-Linie gebracht. Die Befehlshaber als Interpreten des Selbstbildes der Wehrmacht und ihrer Soldaten verrieten seit 1938 ein „bedenkliches Maß an Gleichschaltung“ durch die „Plakatierung eindeutig nationalsozialistischer Gemeinplätze als preußische Grundsätze oder Soldatentugen-

¹⁷⁹ Messerschmidt, Zeit, S. 51; Frevert, Nation, S. 319

¹⁸⁰ Ebd., S. 489.

¹⁸¹ So wurde die Ernennung von Göring zum Generalfeldmarschall mit den Worten gefeiert: „[...] in ihm habe sich, nächst dem Führer, die Vermählung des soldatischen Geistes der nationalsozialistischen Bewegung mit ihrem politischen Willen am sichtbarsten geäußert.“ Zit. nach Messerschmidt, Zeit, S. 213.

¹⁸² Zit. nach Förster, Kriegführung, S. 489.

¹⁸³ Zit. nach Ebd., S. 491.

¹⁸⁴ So erhielt zum Beispiel der in der deutschen Sprache bislang durchweg negativ gebrauchte Begriff: „fanatisch“ einen tugendhaften Charakter. Zum Aspekt der Radikalisierung der Sprache siehe Victor Klemperer: LTI. Notizbuch eines Philologen, Berlin² 1949, bes. S. 63-68.

¹⁸⁵ Die zentralen Begriffe waren dabei „Kampf“, „Opfer“ und „Gemeinschaft“ Frevert, Nation, S. 318 ff.; Messerschmidt, Zeit, S. 217.

den“.¹⁸⁶ Mit der Entlassung Blombergs aus seinem Amt und dem Umbau der gesamten militärischen Führung des Reiches¹⁸⁷ erweiterten sich die Einflussmöglichkeiten der NSDAP auf die Erziehung der Wehrmachtssoldaten ungemein. Die sich an die Ära Blomberg anschließende Ära Brauchitsch vollzog sich zwar kein tiefgreifender Wandel, der nicht schon vorher absehbar war. Gleichwohl wurden die Bemühungen zur Erziehung der Soldaten zum „politischen Soldaten“ viel weiter als bisher vorangebracht. Folgerichtig wurde 1938 in einem nationalpolitischen Offizierslehrgang das von Hitler zwei Jahr zuvor bereits öffentlich propagierte Bild dieses „politischen Soldaten“ in der Wehrmacht offiziell eingeführt. Der Offizier der Zukunft, so hieß es dort, sei nicht länger rein militärischer Vorgesetzter sondern politischer Führer, er müsse „Träger und Kündler“ der NS- Ideen sein, der den untergebenen Soldaten zum „Kämpfer und verantwortungsvollen Volksbürger“ erzieht.¹⁸⁸ Der Kämpfer war im Bild der NSDAP vor allem der „alte Kämpfer“ - der hörige Gefolgsmann einer Weltanschauung. Dieses Bild, diese Idee, versuchte die Partei als soldatische Tradition zu verkaufen und formte das Selbstbild der Wehrmacht seit 1938 kontinuierlich und zielgerichtet nach eigenen Vorstellungen um.¹⁸⁹ Ein Mittel dieser Umgestaltung war der nationalpolitische Unterricht. Wenn bis dato für diesen Bereich allein Offiziere verantwortlich waren, übernahmen seit 1938 immer mehr Parteifunktionäre die Indoktrination der Offiziersschüler. Die Lehrpläne der Kriegsakademie nahmen ab diesem Jahr stärker NS-ideologische Themen auf, die nicht selten auch noch von Partei-Ideologen vorgetragen wurden.

Unter von Brauchitsch, so kann man sagen, fand die begriffliche und ideologische „Synthese von Kämpfer und Soldat“ statt.¹⁹⁰ Der Begriff des Soldaten reichte nicht aus, um NS-Rassismus und Biologismus mit den (soldatischen) Werten von Recht, Pflicht, Ehre und Freiheit in Einklang zu bringen. Hitler wusste, dass nur mit gläubigen Nationalsozialisten die Ziele der „Bewegung“ erreicht werden konnten. Dazu brauchte er auch auf dem militärischen Sektor „alte Kämpfer“.

Kurz vor Kriegsbeginn wurde auf Schulungen für Offiziere die Auffassung vertreten, dass der „politische Soldat“ des Nationalsozialismus, der sein Vorbild im „alten Kämpfer“ der Partei habe, sei bereits Wirklichkeit geworden. Der Soldat sei im Grunde seines Wesens doch

¹⁸⁶ Ebd.

¹⁸⁷ Gleichzeitig entledigte man sich des Oberbefehlshaber des Heeres, von Fritsch. Sein Nachfolger, von Brauchitsch war sehr viel weniger eigensinnig und besser zu beeinflussen. So konnte die (von Göring inszenierte) „Blomberg-Fritsch-Krise“ von Hitler dazu genutzt werden, sich die Wehrmacht selbst zu unterstellen. Mit der Installierung des sogenannten Oberkommandos der Wehrmacht, mit dem Hitler äußerst ergebenen General Keitel an der Spitze, und des Wehrmachtsführungsamtes unter dem ebenfalls hochloyalen General Jodl, besaß Hitler ein willfähiges Instrument zur Umsetzung seiner Ziele. Ausführlich dazu: Klaus-Jürgen Müller: Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940, Stuttgart 1969, S. 255-299.

¹⁸⁸ Förster, Kriegführung, S. 498.

¹⁸⁹ Messerschmidt, Zeit, S. 218.

¹⁹⁰ Ebd., S. 224. Förster nennt es die „Synthese von Soldat und Weltanschauung“. Ders., Kriegführung, S. 498.

politisch und ein Vertreter der Lebensgesetze des Nationalsozialismus. Das neue Leitbild des Weltanschauungskämpfers begann in der Armee wirksam zu werden und selbstverständlich zu sein.¹⁹¹ Natürlich konnte sich die Erziehung zum „politischen Soldaten“ nicht auf das Offizierkorps beschränken. So wurde in der Truppe spätestens 1941 diese „Propagandafigur“ auch auf die Mannschaftssoldaten übertragen. Dabei schuf die Abteilung Wehrmachtpropaganda ein eigenes Modell dieses Typus. Im Organ dieser OKW-Abteilung, den „Mitteilungen für die Truppe“ sah diese Konstruktion folgendermaßen aus:

1. Der politische Soldat hat immer das Ziel dieses Krieges vor Augen und hält den Blick unbeirrbar auf dieses Ziel, den endgültigen deutschen Sieg, gerichtet.
2. Keine Wolke am Horizont, kein schlechtes Gefühl, keinerlei Pessimismus eines Kameraden lässt der politische Soldat an sich herankommen. Hieran erweist sich die Stärke seines Charakters.
3. Es gibt zu allen Zeiten anfällige Menschen, deren Stimmung schwankt zwischen himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt. Wie ein Thermometer reagieren sie auf die in jedem Krieg eintretenden Wechselfälle der Ereignisse. Diese schwächlichen, verweichlichten, brüchigen, von ihren Stimmungen abhängigen Menschen sind durch und durch unsoldatische Typen. Wo der politische Soldat auf diese „Gevatter Butterweich“ stößt, muß er seine ganze Frische, die ganze Anspannung seines Wollens einsetzen, um durch ein klares männliches, fröhliches Bekenntnis zu unerschütterlichem Vertrauen in die gute deutsche Sache für schärfste Gegenwirkung gegen schwankende Gestalten und labberige Brüder zu sorgen.
4. In Gesprächen und Briefen erweist sich der politische Soldat als der feste Halt des Ganzen, als der immer zuverlässige Richtmann für alle, mit anderen Worten, erweist er sich als ganzer deutscher Mann, als wirklicher Soldat.
5. Wo immer er auf diese Weise soldatisch auftritt, wird er die Erfahrung machen, daß die wertvollen Menschen ihm zustimmen und daß die anderen klein und hässlich werden und sich ihrer Mängel [gemeint sind Minderwertigkeitskomplexe] schämen.¹⁹²

Dieses Modell vom Soldaten sollte, so der Wunsch der Wehrmachtspropaganda, in der Lage sein, den Entwurf des in seiner Größe kaum noch fassbaren Führerbildes und die in diesem Zusammenhang auf die Soldaten zukommenden irrationalen Forderungen und Glaubensinhalte in sich aufzunehmen und in Wille und Handlungsbereitschaft umzusetzen.¹⁹³

Eine weitere Vorbildwirkung sollte durch die Propagierung von Heldenbildern erzielt werden. Anknüpfend an die Heldenverehrung, die nach dem Ersten Weltkrieg massiv einsetzte, wurde früh schon, bereits 1933, in der Schulbildung, gemeinsam mit dem Prinzip der Wehrrertüchtigung, der Heldenkult substantieller Bestandteil der Schaffung von Leitbildern. Bezogen auf kriegerische Persönlichkeiten des Ersten Weltkrieges (Otto Weddigen, Manfred von Richthofen) und der „Kampfzeit“ gegen das Weimarer „System“ (Albert Leo Schlageter,

¹⁹¹ Der Weltanschauungskrieg, so Manfred Messerschmidt, konnte nur geführt werden, wenn es gelang, die überkommenen soldatischen Vorstellungen von Krieg und Kriegführung gründlich zu pervertieren und das soldatische Selbstbild nachhaltig zu verändern. Ders., *Zeit*, S. 306.

¹⁹² Zit. nach Ebd. S. 325.

¹⁹³ Ebd. Vgl. dazu auch Förster, S. 517.

Horst Wessel) präsentierte der Nationalsozialismus mit dem „Helden“ einen Kriegertypus, der die Inkarnation der Aufopferung für die Ideen und Ziele der Bewegung war.¹⁹⁴ Für die Soldaten der Wehrmacht bedeutete dieser Kult, dass sie sich gleichsam selbst nicht als „Massenheer“ zu verstehen hatten, sondern als Einheit hochwertiger Einzelkämpfer. Ein bisschen sollte jeder Soldat ein „Held“ sein wollen und diesem Leitbild nacheifern. Dabei war der heroische Soldat keineswegs ein Individualist, sondern nichts als ein pflichtentreuer Arbeiter, „guter Kamerad“ und „Volksgenosse“.¹⁹⁵

Dieses Heldenbild prägte nicht nur die Vorstellungen und den offiziellen gesellschaftlichen Diskurs. Auch die Kriegsmalerei orientierte sich ab 1933 an diesem Motiv. Schon vor der Machtergreifung benutzte die politische Rechte das Bild des „Frontkämpfers“ als siegessicherem Helden und propagierte es als Reinkarnationshoffnung des wahren deutschen Wesens. Mit eben dieser (wie oben schon beschriebenen) Ikonografie gestalteten ab 1937 die parteioffiziellen Kriegsmaler, die oft selbst Freikorpskämpfer und frühe Parteigenossen waren, ein „volkpsychologisches Rasseideal“. Dieses Ebenbild eines Vertreters jener „Rasse aus Eisen und Stahl“, sollte im Sinne einer Ikone auch typenbildend für die Darstellung des Soldaten im Zweiten Weltkrieg werden.¹⁹⁶ Soldatenportraits wurden nicht als künstlerische Wiedergabe von Individuen geschaffen, sondern hatten die Funktion, immer wieder den selben heroischen Typus reproduzieren. „Das Gesicht des deutschen Soldaten wird in vielen Spiegelungen gezeigt, doch ist trotz vieler charakteristischer Eigenheiten ein Zug gemeinsam: der gleiche von Kriege gehärtete Wille und die unbedingte Siegeszuversicht.“ Das Bild des Soldaten hielt, wie es ein zeitgenössischer „Kunstberichterstatter“ formulierte, daher: „Die Züge rassischer Überlegenheit und männlicher Kraft fest, die die Auslese des Kämpfertums zu härtestem Dienst und kühnster Tat befähigt.“ Das Soldatenbild war also nicht mehr Abbild sondern nur noch Symbol und Sinnbild, in sparsamster und damit verständlichster Form.¹⁹⁷

In ähnlicher Weise gelang es der NS-Führung, das Modell der Kameradschaft zu adaptieren und diesen „alten Wein“ in „neue Schläuche“ zu gießen. „Volksgemeinschaft“ hieß im Nationalsozialismus, Kameradschaft im großen Stil. Die gesamte Gesellschaft sollte nach Wunsch der Partei vom Prinzip der Kameradschaft durchstrukturiert werden. Es gab kaum eine soziale Beziehung oder Organisation, die auf die Rückbindung an den Kameradenmythos verzichtete. Die Hitlerjugend gliederte sich in Kameradschaften als kleinste Einheiten, der Reicharbeitsdienst (RAD) und die Lehrlingsausbildung fanden in Kameradschaften statt, stu-

¹⁹⁴ So wurde 1934 auch der Volkstrauertag in Heldengedenktage umbenannt. Vgl. Rene Schilling: Die „Helden der Wehrmacht“. Konstruktion und Rezeption, in: Wehrmacht, Mythos, S. 550-572, hier S. 552-556.

¹⁹⁵ Ebd., S. 561, 568.

¹⁹⁶ Vgl. Wolfgang Schmidt, „Maler an die Front“. Zur Rolle der Kriegsmaler und Pressezeichner der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, in: Wehrmacht, Mythos, S. 635-684, hier S. 647.

¹⁹⁷ Zit. nach Ebd., S. 648.

dentische Verbindungen wurden ebenfalls zu Kameradschaften, ja selbst die Ehefrau wurde im Sprachgebrauch zum „Lebenskameraden“. Kameradschaft, bezogen auf die Frontkameradschaft des Ersten Weltkrieges, bildete somit die Keimzelle eines neuen Staates und war gleichsam religiös aufgeladene Staatstugend.¹⁹⁸ Dabei wurde der Begriff im nationalsozialistischen Sinne, ganz ähnlich wie das militärisch-soldatische Prinzip „Befehl-Gehorsam“ umgewertet. Das ursprünglich mit der Kameradschaft assoziierte Egalitätsdenken wurde gegen die Formel „Kameradschaft = Gefolgschaft“ eingetauscht. Der: „Begriff Kameradschaft [hat einen] neuen tiefen Sinn erhalten“, und zwar einen, der die „Gefolgschaft Adolf Hitlers im Glauben und Gehorsam zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammenschließt.“¹⁹⁹ Der Soldat brachte den Nationalsozialismus auf den Nenner der Kameradschaft. Nicht grundlegend verändert aber ins Aggressive gewandelt in ihrer Form, war Kameradschaft damit gleichbedeutend wie der Kämpfer zum mythologischen Fundament des neuen Soldatenbildes geworden.

5.2 Viel Konformität, wenig Kritik. Ergebnisse der Feldpostforschung

Im Wesentlichen widmet sich in den bisher erschienen Monografien und Aufsätzen allein Klaus Latzel diesem Thema ausführlicher. In seinem Buch „Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg“ untersucht er in Kapitel 12 auf insgesamt fast 80 Seiten die verschiedenen Sinnstiftungen der Soldaten und ihre Selbstverortung im Krieg. Er gliedert seine Analyse der „Selbstbilder“ thematisch, d.h. er stellt die einzelnen von ihm eruierten Sinn- und Selbstbeschreibungen nebeneinander.²⁰⁰ Insgesamt unterteilt er 14 Aspekte, die von „Sinn, Hoffnung und »Gewöhnung«“ über „Glauben an den Führer“ und „Der Mann als Soldat“ bis zu „Kritik und oppositionelle Stimmungen“ eine im Ganzen sehr umfassende Darstellung von Selbstkonzepten liefern. Wenn man nach dem Stellenwert dieser Selbstbeschreibungen innerhalb des vom Autor untersuchten Quellenkorpus fragt, bleibt man ohne Antwort. Nur zwei der 14 Aspekte (inklusive der Unteraspekte sind es sogar 24!) finden sich in der Tabelle wieder, in der Latzel die Häufigkeit der in den Briefen angesprochenen Themen auflistet.²⁰¹ In seinem Fazit gelangt Latzel zu dem Schluss, dass der deutsche Soldat in seinen Briefen „ein erhebliches Maß an Konsens oder Kongruenz“ zu den nationalsozialistischen Legitimationen des Krieges offenbarte. Die Soldaten gingen - in individuell unterschiedlichem Maße - in wesentlichen Bestandteilen mit der Wirklichkeitsdeutung des NS konform. Kritik am Regime zeigte sich, so Latzel, vor allem in Bezug auf konkrete Maßnahmen und reichten nur in wenigen Aus-

¹⁹⁸ Vgl. Kühne, Kameradschaft, S. 98, Ders., „...aus diesem Krieg“, S. 178.

¹⁹⁹ So in Trübners Wörterbuch von 1943, Zit. nach Ders., „das Beste“, S. 511.

²⁰⁰ Latzel, Soldaten, S. 284-369.

²⁰¹ Es handelt sich dabei um die Punkte „Kriegsziele/Sinn“ und „Friedenswunsch“. Ebd., S. 119 und 385.

nahmen bis zu prinzipieller Ablehnung des Regimes.²⁰² Ob auch der Krieg an sich abgelehnt wurde, lässt Latzel offen. Eine Explizierung der Auswahlkriterien für diese Briefe nimmt Latzel auch nicht vor.

Durch die thematische Art der Darstellung, bleibt indessen auch offen, ob es Änderungen oder Verschiebungen im Selbstbild der Soldaten und in ihren Sinndeutungen gab bzw. welche - auch von Latzel zumindest nominell in die Untersuchung eingebundenen - (sozio-demografischen) Merkmalsgruppen bestimmte Selbstbilder besonders häufig verwendeten. Es wird deshalb gerade auch auf diese Aspekte in der nachfolgenden Analyse des hier untersuchten Quellenmaterials zu achten sein.

5.3 Quellenbefunde I. Quantitative Analyseergebnisse

5.3.1 Gesamtverteilung der „signifikanten“ Briefe

Auch hier soll zunächst einmal ein Überblick über die Verteilung der relevanten Briefe zum Thema „soldatisches Selbstbild“ erfolgen, bevor erst die Schreiber und danach die Briefinhalte in den Mittelpunkt der Untersuchung rücken.

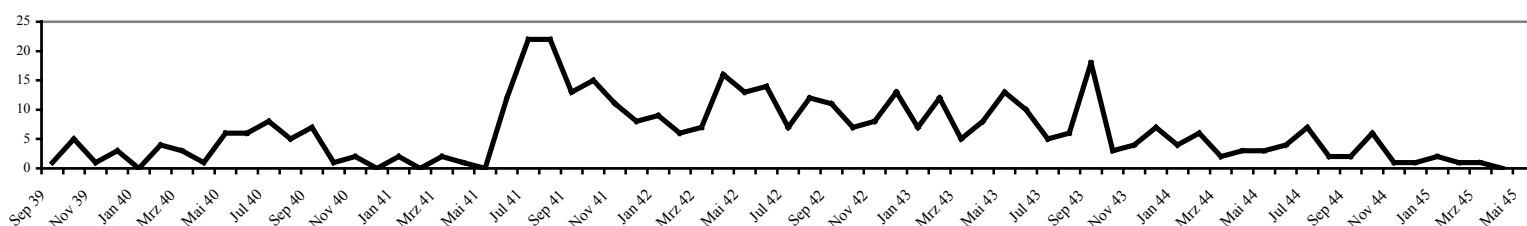
Zunächst ist zu sagen, dass das Thema „Soldatisches Selbstbild“ unter den hier untersuchten Kategorien den größten Anteil unter den „signifikanten Briefen“ einnimmt. Da es der Natur der Sache nach nicht nur *ein* Selbstbild, sondern immer *viele* verschiedenen Selbstbilder gibt, ist dieser Befund keineswegs verwunderlich. Insgesamt sind 393 Briefe zu denen gezählt worden, die eine Beschreibung des eigenen Bildes der Soldaten von sich selbst als Soldat und der eigenen Rolle im Krieg offen ausdrücken.

Die Verteilungskurve in Abb. 20 zeigt, dass anders als bei den restlichen Analysefeldern, die Höchstmenge an Aussagen im Jahr 1942, und nicht wie sonst 1941 zu finden ist. Wie weiterhin aus Abb. 21 hervorgeht, stieg das Monatsaufkommen zu Beginn des Ostfeldzuges sprunghaft auf ein später nicht mehr erreichtes Niveau an. Die Anzahl der Briefe pegelte sich zwischen Herbst 1941 und in der Folgezeit auf einem relativ konstant hohen Stand ein, um dann, nach einer kurzen „Mitteilungsflut“ im Herbst 1943, auf die Werte vor dem Russlandkrieg zurückzufallen.

²⁰² Ebd., S. 368 f.



(Abb. 20)



(Abb. 21)

5.3.2. Schreiberprofil: Akteure und Verteilung

Um herauszufinden, ob sich bei bestimmten soziodemografischen Merkmalen, die Mitteilungen signifikant häufen und ob bzw. wie sich das Verteilungsbild zwischen 1939 und 1945 ändert, werden im nächsten Schritt die Schreiber in Gruppen entlang dieser Merkmale untersucht.

5.3.2.1 Altersgruppen

Jahrgang /Jahr	1897 - 1909							1910 - 1920							1921 - 1925						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	45	G	41	42	43	44	45	G*
Signifikante Briefe	1	3	27	47	31	6	115	9	29	71	56	24	17	2	208	2	16	34	16	2	70
Anzahl Schreiber	2	1	6	8	6	3	10	3	8	16	11	5	5	2	17	1	3	4	5	2	8

(Tab. 2)

Bei den Selbstbeschreibungen und -darstellungen der Soldaten findet sich scheinbar in der flüchtigen Betrachtung die ganz allgemeine Verteilung der Gesamtwerte (Schreiber, „signifikante“ Briefe) wieder. Auf den ersten Blick gibt es also keine bemerkenswerten Auffälligkeiten. Genauer betrachtet ergeben sich solche aber durchaus. Auffällig ist einerseits, dass die Schreiber der sogenannten „Hitlerjugendgeneration“ 1943 obwohl sie zahlenmäßig in der Minderheit waren, die meisten Briefe schrieben. Zum anderen lässt festhalten, dass die „älteste“ Generation, d.h. die um die 30 Jahre alten Soldaten, ebenfalls erst nach der Zeit der großen und schnellen Siege, ab 1942 am häufigsten Selbstbildbeschreibungen nach Hause sandten.

* Die Zahlen 39 bis 45 stehen für die einzelnen Kriegsjahre, G bedeutet Gesamtanzahl. Dabei setzt sich die Gesamtanzahl der Schreiber nicht aus der Summe der einzelnen Jahre zusammen.

5.3.2.2 Familienstand

Familienstand /Jahr	Verheiratet								Ledig							
	39	40	41	42	43	44	45	G	39	40	41	42	43	44	45	G
Signifikante Briefe	9	17	70	61	34	16	2	209	1	15	30	58	55	23	2	184
Anzahl Schreiber	3	4	14	12	7	5	2	17	1	5	10	10	8	8	2	19

(Tab. 3)

Der Trend, dass Soldaten, die eine Ehefrau zuhause hatten, mehr Briefe verfassten, zeichnet sich tendenziell auch bei diesem Untersuchungsfeld ab. Gleichwohl gilt diese Beobachtung, die die Gesamtwerte widerspiegelt nur bis 1942. Ziemlich deutlich kippte in diesem Jahr das Verhältnis der Schreibdichte und -bereitschaft bei den Ehemännern im Vergleich zu den ledigen Soldaten. Von dieser Warte aus betrachtet, könnte man meinen, dass Selbstbilder der Ehefrau leichter und öfter in Siegeszeiten, an die Eltern und andere Empfänger aber eher in Krisenzeiten vermittelt wurden. Man darf dabei indes nicht übersehen, dass nach 1942 mehr jüngere Jahrgänge neu an die Front kamen und die Entwicklung dort nicht aus den Augen der „alten Fronthasen“ beurteilten. Nur kamen eben längst nicht alle unverheirateten Soldaten auch aus der jüngsten Generation. (Siehe oben).

5.3.2.3 Konfessionen

Konfession /Jahr	Protestantisch								Römisch-Katholisch							
	39	40	41	42	43	44	45	G	39	40	41	42	43	44	45	G
Signifikante Briefe	4	18	72	71	69	32	2	268	6	14	28	48	20	7	2	125
Anzahl Schreiber	3	6	18	15	13	12	2	20	1	3	6	7	2	1	2	8

(Tab. 4)

Auch bei der Unterscheidung nach den beiden Konfessionsgruppen gibt es im Großen und Ganzen keine Überraschungen. Wenngleich der Briefanteil der Katholiken bei diesem Untersuchungsaspekt ein klein wenig höher liegt als im Durchschnitt, wird das Gesamtbild dadurch nicht verändert. Doch auch hier scheint der Trend im Jahr 1942 durchbrochen worden zu sein. Der Anteil bei Briefen und Schreibern unter den Katholiken, der in diesem Jahr seinen Höchststand erreichte, stieg im Vergleich zu den Protestanten deutlich an. Die Schreibdichte, also die pro Soldat geschriebenen Briefe, lag indessen von Anfang an bei den katholischen Soldaten deutlich höher als bei den protestantischen.

5.3.2.4 Bildungsschichten

Bildungsgrad /Jahr	Hochschule						Abitur							Mittlere Reife							Volksschule					
	39	40	41	42	43	G	40	41	42	43	44	45	G	39	40	41	42	43	44	45	G	40	41	42	43	44

Signifikante Briefe	8	10	39	16	3	76	9	11	54	42	20	2	138	2	8	29	31	37	17	2	126	5	21	18	7	2	53
Anzahl Schreiber	3	3	5	4	2	6	2	5	7	6	6	2	11	1	2	8	7	6	5	2	12	2	6	4	1	2	7

(Tab. 5)

Der Blick auf die Verteilung der Briefe mit Selbstbeschreibungen zwischen 1939 und 1945 zeigt zumindest eine auffällige Abweichung vom Gesamteindruck. Das Schreibverhalten der Untergruppe der „Abiturienten“ hebt sich hier eindeutig von der allgemeinen Tendenz ab. Sie schrieben von 1942 bis 1945, und damit auch insgesamt, die meisten Briefe. Es fällt auch ins Auge, dass die Soldaten mit Hochschulbildung, zahlenmäßig eine der kleinsten Untergruppen, 1941 die höchste Anzahl an Briefen schrieben. Es scheint also von Wichtigkeit für die Mitteilung von Selbstbildern an den Adressaten gewesen zu sein, welchen Bildungsstand der Schreiber/Soldat hatte.

5.3.2.5 Militärische Rangstufen

Rangstufe /Jahr	Offiziere							Unteroffiziere								Mannschaften							
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	45	G	39	40	41	42	43	44	G	
Signifikante Briefe	7	5	23	30	-	2	67	2	21	51	40	20	22	4	160	1	6	26	49	69	15	166	
Anzahl Schreiber	2	1	2	3	-	1	5	1	5	12	8	7	6	4	12	1	2	9	11	8	7	17	

(Tab. 6)

Auch bei der Unterscheidung der Schreiber nach ihren militärischen Rangstufen lässt sich im Vergleich zu allen anderen Einzelthemen keine Besonderheit erkennen. Die Verteilung der signifikanten Briefe zu diesem Thema entspricht der Gesamttendenz. Wie die Verteilung zeigt, nahm die Übermittlung solcher Briefe, die Selbstbeschreibungen enthielten, nach der Zeit der Siege ab 1941 bei den Unteroffizieren immer weiter ab, wogegen sie bei den Mannschaftssoldaten tendenziell anstieg.

Zusammenfassend lässt sich erkennen, dass sich, rein quantitativ betrachtet, zwei „Lager“ gebildet haben. Auf der einen Seite, zu der die im Schnitt Mitte 20-jährigen, protestantischen, verheirateten Schreiber bzw. hoch gebildeten Unteroffiziersdienstgrade gehörten, lag der Scheitelpunkt der Aussagemenge im Jahr 1941, d.h. so lange die Wehrmacht siegreich war, fiel es Schreibern, die solche Merkmale hatten offenbar leichter, Selbstbilder zu vermitteln. Ab 1942 kippte diese Kurve. Anders bei Mannschaftssoldaten (weniger bei den Offizieren), unverheirateten, katholischen Schreibern, der jüngsten und ältesten Generation und vor

allem Abiturienten. Hier lag der Schwerpunkt der Selbstbeschreibungen eindeutig nach der Siegesphase.

Welche Beschreibungsmuster bei den Soldaten in den verschiedenen Kriegsphasen zum Tragen kamen, soll im folgenden Abschnitt genauer dargestellt werden.

5.4. Quellenbefunde II. Inhaltliche Analyse

5.4.1 Beschreibungsmuster und Bewertungskriterien

Die verschiedenen Selbstbilder, die die deutschen Soldaten im Laufe des Krieges in ihren Briefen vermittelten sollen nun zentrales Untersuchungsthema sein. Dazu werden ihre Aussagen einem „Themenkatalog“ aus 15 verschiedenen Motiven zugeordnet. Die einzelnen Motive beschreiben einerseits mehr ein Rollenbild, andererseits mehr eine Charakterhaltung. Zusätzlich wird dargestellt, ob das jeweils (bewusst oder unbewusst) präsentierte Selbstbild der Perspektive nach, als „individuell“ bzw. „kollektiv“ anzusehen ist, d.h. ob ein Soldat bei der Beschreibung seinen eigenen Standpunkt ausdrückt, oder sich in diesem Punkt als Teil einer größeren Einheit äußert. Ohne auf die einzelnen „Feinheiten“ einzugehen, ergibt sich dabei insgesamt folgendes Bild.

Motive /Perspektive	Individuelles Selbstbild	Kollektives Selbstbild
„Führerglaube“ /Konformität	6	40
Positives Soldaten- und Kriegsbild („Schule der Männlichkeit“)	23	29
Überlegenheit (mil./moral.)	13	28
Siegessicherheit /Zuversicht	4	10
„Verteidiger Deutschlands“	6	48
„Freiheitsbringer“	2	25
Standhaftigkeit /Durchhaltewillen	4	19
Härte/Abstumpfung /Verrohung	22	7
Sieges- und Selbstzweifel	20	23
Kriegsmüdigkeit /Resignation	10	7
Unterlegenheit (mil. /moral.)	2	8
Angst /Schwäche /Mitleid	22	31
Negatives Soldaten- und Kriegsbild	12	31
Kritik an der „Heimatfront“	-	11
Kritik an der Führung /Opposition	12	3

(Tab. 7)

Dass die in dieser Tabelle dargestellten Werte in der Summe über den im vorhergehenden Abschnitt liegen, hängt damit zusammen, dass einige der 393 Briefe mit Selbstdarstellungen durchaus mehrfach kodiert wurden. Daraus ergab sich eine Beschreibungsanzahl von 482 kodierten Selbstbeschreibungen.

In den folgenden Abschnitten geht es nun darum, zu zeigen, wie sich die Muster der soldatischen Selbstbeschreibung im Kriegsverlauf entwickelten. Es ist anhand der Vielzahl der Bilder und Beispiele natürlich nicht möglich, jede einzelne Facette zu präsentieren. Vielmehr ist es das Anliegen, die am häufigsten auftretenden Beschreibungstendenzen darzustellen. Wann „schlüpfen“ die Soldaten in welche Rollen? Welchen Charakter offenbaren sie - auch unbewusst in Schilderungen, die sie von ihrem Verhalten geben? Was für ein Bild konnten also die Angehörigen in der Heimat Bild von ihrem Ehemann, Bruder oder Vater gewinnen? Und nicht zuletzt: Sind bei bestimmten soziodemografisch strukturierten Gruppen, unterschiedliche Beschreibungstrends erkennbar?

5.4.2 Polenfeldzug: Führerglaube und Verunsicherung

Wenn man die wenigen Briefe mit Beschreibungen des eigenen Bildes aus bzw. nach dem Polenfeldzug betrachtet, insgesamt waren es nur zehn, dann sind es vor allem zwei Grundmuster, die auffallen. Zum einen durchzog die Briefen fast durchweg eine befreit euphorische Stimmung. Das ist angesichts der vor dem Feldzug herrschenden Anspannung und kaum vorhandenen Kriegsbegeisterung gleichwohl verständlich. So schrieb am Tag der Kapitulation der letzten polnischen Truppenteile²⁰³ ein Soldat an seine Frau: „Gott war bis heute bei unserem Führer + wird ihn auch künftig nicht im Stich lassen. Und darum werden wir ihm gehorchen + soll er sich auf uns verlassen können.“²⁰⁴ Der so bekräftigte Gehorsam gegenüber Hitler als siegreichem Feldherren, fiel nach einem so schnell beendeten Kriegszug leicht. Aber der Sieg setzte scheinbar auch den Wunsch und die Bereitschaft frei, weitere „Kriegsabenteuer“ in den Reihen der Wehrmacht zu bestehen. Die Ehefrau eines anderen Soldaten erhielt in jenen Tagen folgendes Bekenntnis ihres Mannes: „Mag kommen was will, wir sind jedenfalls bereit für jedes Opfer für unseren Führer und Vaterland zu bringen. [...] Ich glaube jedenfalls an Adolf Hitler und an den Sieg des deutschen Volkes.“²⁰⁵

²⁰³ Zu den wesentlichen Eckdaten und Verlauf des Polenfeldzuges siehe Müller, Weltkrieg, S. 65-69.

²⁰⁴ Hugo D. an seine Ehefrau am 6. Oktober 1939.

²⁰⁵ Ernst G. an seine Ehefrau am 7. Oktober 1939.

Gleichwohl war bei allem Siegesbewusstsein in den Briefen auch Nachdenklichkeit über die eigene Rolle zu spüren. Es ist den Beschreibungen anzumerken, dass die Soldaten in diesem Krieg, wenngleich es für manche nicht der erste war, an, dass sie die Rolle des Kämpfers und auch des Tötenden noch nicht verinnerlicht hatten. Der Soldat, der seiner Frau eben noch bekräftigte, dass Hitler sich auf ihn verlassen könne, schwärmte ihr in einem anderen Brief von seinem Waffenhandwerk vor: „Glaubst Du, es ist ein herrliches Gefühl, wenn Du hinter der Batterie stehst, den Arm hebst + auf das Kommando »Batterie - Feuer« 4 Granaten abheulen hinüber zu denen, die uns die Fehde angesagt.“ Gleichzeitig aber, so schrieb er zumindest, kamen ihm gewisse Schuldgefühle: „Du denkst wohl daran, welchen armen Teufel mag es jetzt in wenigen Sekunden erwischen! [...] Wodurch unterscheidet sich eigentlich eine Salve in feindl. Ansammlungen von einem Todesurteil?“²⁰⁶ Ähnlich klingt auch der rückblickende Bericht eines gerade 19 Jahre alten Soldaten, der in Polen nicht nur seine ersten Einsätze hatte, sondern, anders als der Artillerist aus der Distanz, seine „soldatische Männlichkeit“ sich selbst, seinen Kameraden und im Feldpostbrief auch seiner Familie unter Beweis stellen musste. In einem seiner Briefe stand: „Dann der erste Tag in Polen. [...] Auf einem Panzerspähwagen bringen Kameraden einen Verwundeten zurück. [...] Ich zweifelte in der Minute an meinem Mut zu kämpfen. Bin ich zu jung, zu weich? Nun, die Zähne zusammen gebissen. Schon nach zwei Tagen ließ ich einen Polen über die Klinge springen. Nicht aus Mordlust, nur aus Pflichtgefühl, eiserne Überlegung war es, die meine Gefühle stimmte und lenkte. Das ist Krieg. Aus einem weichen Knaben ist ein harter Soldat geworden [...]“.²⁰⁷ Der selbst erlebte und bewusst verantwortete Tod des Gegners dient hier als Initiation, als „Schule der Männlichkeit“ und „Schule des Soldat-Seins“. Erst das eigene Töten eines Menschen brachte diesen jungen Mann, zumindest schilderte er es so seinen Eltern, seinem und dem gesellschaftlichen Idealbild des „Frontkämpfers“ näher. Da es gewiss keine Mordlust, sondern eher Angst war, die er in diesem Gefecht empfunden haben mochte, musste er den Akt „selber Tötens“ gleichsam bagatellisieren. Das Auslöschen von Leben im Dienste der „Volksgemeinschaft“ durfte ja keine größeren psychischen Probleme darstellen. Die eigene Gewaltausübung wird indessen weniger problematisiert, wenigstens in der späteren schriftlichen Darstellung, wenn man, wie der folgende Schreiber, bereits im Ersten Weltkrieg an der Front Erfahrungen gesammelt hatte. „Da sieht man, was es ausmacht, ob man als Junge oder als Mann so etwas macht“ teilte er einer Frau mit, „und ich wäre auch mit dem Gewehrkolben [gemeint ist ein vermeintlicher „Heckenschütze“] draufgegangen, so wie ich neulich einen Pollacken mit der Faust einen Schlag ins Gesicht gegeben habe. - Deshalb bin ich kein Anderer geworden - nur ist es eine andere Seite.“²⁰⁸ Gleichwohl die eigene Bru-

²⁰⁶ Hugo D. am 24. Oktober 1939.

²⁰⁷ Hans S. an seine Eltern am 16. November 1939.

²⁰⁸ Fritz S. an seine Frau am 3. Oktober 1939.

talität nicht recht ins, noch bis vor Kurzem zivile, Selbstbild des Mannes passen mochte, gehörte sie, wie er versicherte, zum Soldatenleben und damit nun auch zu seinem Leben, dazu.

Je weiter der Feldzug gegen Polen zurücklag, umso glorreicher erschien er in den Briefen an die Heimat. Alle Ängste und Gefahren waren auf einmal, schließlich hatte man ja - als Sieger - überlebt, vergessen. Übrig blieb das Bild der ‚harten Soldaten‘ die durch den Krieg gleichsam ‚geschmiedet und gestählt‘ wurden: „Aber eines kann ich Dir nur sagen durch so ein Krieg werden Jünglinge zu wirklichen Männern [...] Auf diesem Feldzug konnte man so richtig studieren wer Energie besitzt und wer nicht wer liegen blieb blieb liegen und kam zurück, so schälte sich langsam die Elite heraus und diese steht jetzt im Westen.“²⁰⁹

Wenn man die Schreiber der Briefe nun näher untersucht, zeigt sich, dass die „mittlere“ Generation, die Verheirateten und - erstaunlicherweise - die katholischen Schreiber mit Hochschulbildung vorrangig Briefe schrieben, die Führerglauben und ein positives Soldatenbild beinhalteten. Ebenso auffällig ist, dass elf der 16 Selbstbildbeschreibungen von Offizieren kamen.

5.4.3 Das Gesicht des Siegers. Frankreichfeldzug und Besatzungsherrschaft 1940

Mit ‚im Westen‘ war vorerst noch der Westwall gemeint. An der Grenze zu Frankreich begann der Aufmarsch deutscher Truppen für einen Feldzug der insgesamt 29 mal verschoben wurde.²¹⁰ Die Hoffnung, dass es zu keinem weiteren, womöglich scheiternden, Waffengang der Wehrmacht kommen sollte, machten die Soldaten ihren Angehörigen nicht. Nicht nur, dass der Krieg im Westen als unvermeidlich angesehen wurde, die Soldaten hatten scheinbar auch Selbstbewusstsein genug, um vor einer Auseinandersetzung mit dem ‚Erbfeind‘ nicht zurückzuschrecken. „Du erwähnst das Kriegsende. Nur Geduld, Liebes. Der Krieg hat ja noch gar nicht angefangen. Wann er beginnt, das bestimmt der Führer. Hat er den Marschbefehl gegeben, dann Liebes, glaube mir u. allen meinen Kameraden, wird das Ende nicht allzu lange auf sich warten lassen. Unser Führer und Ihr Lieben in der Heimat werdet Euch auf Eure grauen Söhne hier draußen verlassen können.“²¹¹ Wenige Wochen vor dem Beginn des Feldzuges war das Selbstbild keineswegs erschüttert, auch wenn man die kommenden Ziele nicht immer teilen mochte: „[...] die Aufnor-

²⁰⁹ Kurt Ma. an seine Frau am 25. Februar 1940.

²¹⁰ Zu wesentlichen Eckdaten und Verlauf des Westfeldzuges siehe Müller, Weltkrieg, S. 76-83.

²¹¹ Hugo D. an seine Frau am 28. März 1940.

dung kann dem westlichen Volk nicht schaden. Aber was wollen wir im Westen. Etwa Frankreich in die Luft fliegen lassen, [...] Kann nicht sein. Und wenn, dann [...] 1000 Fragezeichen.“²¹²

Im Feldzug selbst herrschte bei vielen Soldaten aufgrund der schnellen Vormärsche und unerwarteten Siege gegen das französische Heer und das britische Expeditionskorps eine auch im Polenfeldzug nicht erreichte Hochstimmung. Im Rückblick auf die Schmach von 1918 und die kollektive deutsche Depression danach, fühlten sie sich geradezu als „Vollstrecker der Geschichte“. So schrieb es auch ein Soldat nach Hause: „Wie wird wohl später einmal die Geschichte über unsere ganze, so große und so gewaltige Zeit urteilen! Wir erleben zweifellos eine Zeit, die später einmal als ein Einschnitt in der Zeitgeschichte gewertet werden wird. Das mitzuerleben, da mithelfen zu dürfen, lohnt sich schon zu leben. [...] Der Siegeszug der deutschen Wehrmacht ist doch einmalig. Mein Gott, was hat sie aber auch für herrliche Waffen.“²¹³ Das Gefühl der vollkommen Überlegenheit und der Nimbus, unbesiegbar zu sein, ließ die Soldaten, wenn sie nicht selbst an vorderster Front mit „dabei“ waren, befürchten, „zu spät“ zu kommen und nicht mehr an dem erwarteten Triumph persönlich beteiligt zu sein. So klagte der folgende Schreiber seiner Frau: „Ich bin übrigens mit meiner Waffe (leichter Granatwerfer) nicht zum Einsatz gekommen, habe auch sonst noch keinen »umgelegt« was mir übrigens bei Schwarzen nichts ausmachen würde; es waren hier aber weiße Franzosen.“²¹⁴ Dieser Soldat war augenscheinlich keineswegs froh darüber, dass ihm das Töten eines anderen Menschen bislang erspart geblieben war. Den Gegner im Gefecht auszuschalten, also unter Umständen auch zu töten, „umzulegen“, wie er es nannte, ist im Krieg naturgemäß nicht zu vermeiden. Gleichwohl schien er um seine „Meriten“ zu fürchten, käme er nach Deutschland zurück, ohne entsprechende „Ruhmestaten“ vollbracht zu haben. Mehr noch: Dass es ihm nichts „ausmachen“ würde, wenn der Gegner keine weiße Hautfarbe hätte, zeugt nicht nur von einem soldatischen Überlegenheitsgefühl sondern ist auch ein Hinweis auf ein rassistisch überlegenes Selbstbild.²¹⁵

Ähnlich wie schon im vergangenen Herbst in Polen, löste der näherrückende Sieg über Frankreich in den Briefen wiederum eine Welle der (Selbst-)Begeisterung aus. Zwei Tage nachdem die Festung Verdun, ein Symbol der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg, erobert wurde und drei Tage vor der endgültigen Kapitulation der französischen Armee, schrieb ein Soldat euphorisch in einem seiner Feldpostbriefe: „Was war doch in diesen wenigen Wochen alles zusammengeballt an Erlebnissen die einzigartig in der Weltgeschichte sind [...] die man einfach nicht vergessen kann, für denjenigen der an der Front mit dabei war, so etwas ist einmalig.“²¹⁶

²¹² Hans A. an einen Freund am 25. April 1940.

²¹³ Hugo D. an seine Frau am 29. Mai 1940.

²¹⁴ Hellmuth H. an seine Frau am 7. Juni 1940.

²¹⁵ Zu den Ansichten der deutschen Soldaten gegenüber den Kolonialtruppen in der französischen Armee siehe Kapitel 7.5.3.

²¹⁶ Kurt Ma. an seine Frau am 17. Juni 1940.

Als der Sieg und damit die Sensation am 20. Juni 1940 perfekt war, kannte die Euphorie kaum noch Grenzen. Aber nicht nur die eigenen Taten „glänzten“, auch die Revanche für die Niederlage vor 22 Jahren war nun endlich gelungen, die „Scharte“ ausgewetzt: „Was mag unseren alten Frontkämpfern von 14/18 heute Nacht das Herz hochgeschlagen haben, daß ihre Söhne die ihnen 1918 angetane Schmach in einem Siegesmarsch ohne Gleichen wieder gutmachten. [...] Und unsere toten Kameraden aus dem großen deutschen Heer sind heute auch bei uns. Nicht weinen wollen wir um sie, denn Helden beweint man nicht, sondern man betrauert sie. Sie haben ihr Leben gegeben, damit wir u. das ganze große deutsche Volk leben können.“²¹⁷ Das Selbstbild der Soldaten rückte damit nicht nur ideologisch, sondern auch historisch an den „Frontkämpfermythos“ heran. Auf dem geschichtlichen Schlachtfeld seiner Entstehung fühlten sie sich nicht nur als Sieger über einen militärischen Gegner, sie hatten gleichsam auch dem Vor- und Leitbild seine Tragik genommen. Mit dem Sieg gegen Frankreich wurde symbolisch der Erste Weltkrieg nachträglich gewonnen. So schrieb der Verfasser jener Zeilen auch am Schluss seines Briefes: „Wie dem Leben zurückgegeben kommt man sich vor.“ Weniger „salbungsvoll“, aber gleichfalls voller Selbstbewusstsein, fasste dieser Schreiber die scheinbar wichtigsten Eindrücke aus dem vergangenen Feldzug in Worte: „Unsere Parole lautete: Vorwärts ohne Rücksicht auf Verluste. [...] Marschieren oder liegen bleiben, das war uns allen klar. Und ich kann mit Stolz sagen, wir sind marschiert. Die ganze Division und keiner blieb liegen, außer, wenn ihn eine Kugel erreicht hatte [...] aber für einen mußten drei bis vier [Feinde] daran glauben.“²¹⁸ Wie schon beim Polenfeldzug war auch hier die Tendenz zu beobachten, dass je länger der Krieg in der Erinnerung immer neu gefiltert wurde, um so deutlicher wurden bestimmte, vor allem heldenhafte und hoch-patriotische Deutungsmuster in den Briefen wirksam. Der Westfeldzug und der darin erlittene Tod der Soldaten, bzw. der in kommenden Feldzügen zu erleidende, verklärte sich in einer vaterländisch-heroischen Betrachtungsweise. So erklärte ein Soldat seiner Mutter: „Wer weiß, wann uns die Kugel trifft. [...] Dann ist es schön zu sterben, denn man weiß doch, daß das Opfer, das höchste was man geben kann, nicht umsonst ist. Mit unseren Fahnen ist der Sieg. Das beseelt uns in diesen Tagen. Tod oder Sieg [...] Ach, erschrick nicht, liebe Mutti. Man muß auch einmal daran denken. Ohne Opfer kann man nichts erreichen Ach könnte ich W. einmal den Schneid und das Heldentum vieler Kameraden vor Augen führen, die in ihrer Todesstunde noch von Deutschland sprechen und als das Herz stillstand, leuchteten ihre Augen noch einmal und sehen den Sieg. Ihr Siegeswille und ihr Sterben ist wohl das Größte, was ich je sah.[...] Und so führen wir unseren Lebenskampf. Für Deutschland, für Euch.“²¹⁹

Mehr noch aber als der Polenfeldzug avancierte der Krieg gegen den westlichen Nachbarn zur „soldatischen Schule“. Kein Feldzug später entfaltete eine derart positive Wir-

²¹⁷Hugo D. an seine Frau am 25. Juni 1940.

²¹⁸ Ernst G. an seine Frau im Juli 1940.

²¹⁹ Hans S. an seine Eltern am 8. März 1941.

kung auf die soldatische Selbstwahrnehmung. Das Motiv der kollektiven Revision der Versailler Demütigung bedurfte kaum propagandistischer ‚Begleitmusik‘ und die Erfolge in Polen hatten vorab bewiesen, dass die Armee und das Führungskonzept durchaus schlagkräftig war. Und nicht zuletzt stand über allem Adolf Hitler als der Architekt und Vollender der tiefen deutschen Sehnsucht nach Größe und Anerkennung, die nun scheinbar Wirklichkeit wurde.²²⁰

Jedoch soll der ‚Chor der Heldengesänge‘ nicht darüber hinwegtäuschen, dass es im gemeinschaftlichen Siegestaumel auch nachdenklichere Ansichten gab. So schrieb ein Soldat am Tag des Einzugs deutscher Truppen in Paris: „Bei allem denke ich an unsere Landser, die braven Kerle, die mit Schweiß und Blut bezahlen. [...]. Denn der Landser hat keinen „heroischen Gestus“, hat nicht so ein verbissenes Gesicht, wie die schönen Kriegsgemälde wahrhaben wollen.“²²¹ Dass das ideologisch wie ikonografisch aufbereitete Leitbild nicht überall gleichermaßen verfiel, steht außer Frage. In der Tendenz jedoch war die Implementierung der Vorbilder durchaus gelungen, zumindest solange, wie die Propaganda von militärischen Siegen leben konnte. Doch brachte der Sieg über die ‚Erbfeinde‘ längst nicht alle deutschen Minderwertigkeitsgefühle zum Erliegen. So blieb eine andere Facette des Selbstbildes der deutschen Soldaten - gerade in Frankreich - ein unbestimmtes Gefühl der kulturellen Unterlegenheit. Ein Soldat, der im Mai schrieb: „Manchmal muß ich mir den Haß auf die Franzosen aufzwingen, weil das Volk gar nicht den Krieg selbst gewollt hat.“²²², war keine zwei Monate später vollkommen anderer Ansicht: „Eins habe ich festgestellt. Die Franzosen lachen heute noch über den dummen gutmütigen Michel. Wörtlich sagte ein gefangener Soldat [...]: »Ihr Michel seid ja zu dumm zur Gutmütigkeit«. Wäre nicht ein Offizier von uns in der Nähe gewesen, hätte dieser nicht eine Sekunde länger gelebt. [...] Nun habe ich aber eine Wut auf jeden Franzosen im Leibe.“²²³ Das Bild vom „dummen Michel“ wollte so gar nicht recht ins heroische Soldaten-Selbstbild der „Landser“ passen. Ähnliche Eindrücke gewann auch ein anderer Schreiber: „Wir sollen nobel und zuvorkommend sein und werden dabei von der Bande ausgelacht. Einsperren sollte man die "Deutschen-Fresser". Aber nein, immer zuvorkommend sein, nur nichts gegen sie tun. Ich gucke keinen an.“²²⁴ Im Angesicht eines nach einem Jahr Besatzung immer

²²⁰ Nie zuvor und nie wieder erreichte die Popularität Hitlers ein solches Maß wie nach dem Sieg über Frankreich. Dazu befanden sich die Deutschen insgesamt erstmalig in einer „wirklichen Kriegsstimmung“. Vgl. Steinert, S. 129-137.

²²¹ Eugen A. an einen Freund am 14. Juni 1940.

²²² Hans S. an seine Eltern am 30. Mai 1940.

²²³ Hans S. an seine Eltern am 7. Juli 1940.

²²⁴ Ernst G. an seine Frau am 19. Juli 1940. Die Juli-Ausgabe der „Mittelungen für die Truppe“ (Nr. 18) hatte den deutschen Soldaten empfohlen, wie Ernst G., mit „heruntergeklapptem Visier durch Frankreich zu gehen.“ Der deutsche Soldat solle „Korrekt, soldatisch, diszipliniert“ sein und es wurde ihm versprochen, dass der ‚Führer‘ verhindern werde, dass „die zynischen französischen Biestereien jemals wieder aufleben“. Zit. nach Messerschmidt, Zeit, S. 323. Messerschmidt selbst merkt dazu an, dass sich von solchen, anspruchlosen Thesen kaum ein Soldat angesprochen gefühlt haben dürfte bzw. sich über die Wirkungsweise kein Urteil fällen lässt. Zumindest in einigen Briefen lässt sich eine Reaktion auf diese Verhaltensregeln doch finden. So gab noch Ende 1942 ein Soldat fast wörtlich wieder, was diese ‚Mitteilungen‘ empfahlen: „Wir behandeln sie [gemeint sind die Franzosen] korrekt, jedoch mit heruntergeklapptem Visier.“ Georg S. an seine Frau am 25. Dezember 1942.

noch wohlhabenden Landes, musste ein anderer Schreiber nicht ohne Ironie bemerken: „Wie arm waren wir doch schon vorher, wenn es hier, in einem besiegten Land, nach einem Kriegsjahr und tausenderlei Einkäufen aller wechselnden Truppen immer noch vieles gibt. [...] Wir waren wirklich die „Habenichtse“- und ich glaube, wir werden es noch lange bleiben.“²²⁵ Die (nominellen) „Herren des Landes“ waren die deutschen Soldaten zwar, aber eine souveräne, selbstbewusste Haltung gegenüber den Franzosen, welche ja die Besiegten waren, konnte offenbar nicht jeder Soldat gewinnen.

Zu den Schreibern der Briefe, aus denen sich insgesamt 42 Selbstbilddarstellungen zuordnen ließen, ist festzuhalten, dass, nach den Altersgruppen betrachtet, wiederum, der größte Anteil der Kodierungen bei den Soldaten der sogenannten „Kriegsjugendgeneration“, lag. Eine weitere Auffälligkeit ist, dass es ebenfalls mehr solcher Beschreibungen von katholischen Soldaten gab, als von protestantischen. Auch lagen Soldaten mit Universitätsstudium nach wie vor an erster Stelle bei diesem Thema., obwohl sie zahlenmäßig mit die kleinste Untergruppe waren. Nach militärischen Rängen dominierten 1940 nicht mehr die Offiziere, wie im Vorjahr, sondern, mit mehr als doppelt soviel Kodierungen, die Unteroffiziere. Der „Tonfall“ der Briefe war insgesamt fast durchweg „soldatisch-positiv“. Nur neun Aussagen ließen Schwäche oder Missfallen am Krieg oder „Soldatenleben“ erkennen.

5.4.4 Selbstbilder im Russlandfeldzug I: Unternehmen „Barbarossa“ 1941 - Befreier und Beschützer

Die schier unglaublichen militärischen Erfolge, welche die Wehrmacht bis 1941 errungen hatte, flößten, wie gezeigt, den deutschen Soldaten ein hohes Maß an Selbstbewusstsein ein. Einzig die „Luftschlacht um England“ war nicht so verlaufen, wie es der Plan des „Führers“ vorgesehen hatte.²²⁶ Da man dies aber als „Fleck“ auf der Weste der Luftwaffe ansehen konnte, trübte diese, wie man hoffte nur vorübergehende, Niederlage, nicht das Selbstbild des deutschen Heeres. Als Vollstrecker der Ziele des „Führers“ folgten sie nahezu blind den Befehlen ihres obersten Kriegsherren. Dass auch die Männer des Ostheeres dieses Vertrauen in die deutsche Führung hatten und sich gleichsam als deren Werkzeuge sahen, liest sich in einem Feldpostbrief wenige Tage vor Beginn des Russlandkrieges, so: „Ich möchte fast sagen, man hat es bald verlernt, sich Sorgen über die Zukunft zu machen. [...] Wir überlassen es lieber den

²²⁵ Eugen A. an einen Freund am 17. Juni 1941.

²²⁶ Ab August 1940 sollten durch gezielte und massierte Luftangriffe die britischen Inseln für eine Invasion – Operation „Seelöwe“ – „sturmreif gebombt“ werden. Das Unternehmen scheiterte indessen am verbissenen Widerstand der britischen Luftwaffe. Weiteres dazu in Müller, Weltkrieg, S. 85-91.

Männern der Politik. Der Führer weiß, was er macht, und wir wissen, daß unser Kampf um Sein oder Nichtsein geführt wird. Wissen warum und wofür man kämpft oder stirbt, ist unser Ansporn.“²²⁷

Der genaue Angriffstermin und das Ziel des kommenden Konflikts wurde zwar vor den Soldaten geheim gehalten. Dass sich eine größere Auseinandersetzung anbahnte, war indes für jedermann angesichts der Massierung deutscher Truppen an den Ostgrenzen des deutschen Machtbereichs greifbar.²²⁸ Doch die Stimmung schien am Tag des Angriffs auf die Sowjetunion, als die Vermutungen Gewissheit geworden waren, nicht gesunken und die Gefolgschaft blieb, zumindest in vielen brieflichen Bekenntnissen, fest verankert: „Der Führer hat also wieder antreten lassen. Und, weiß Gott, er soll sich auf uns verlassen können. [...] Im übrigen wäre es ja gelacht, wenn die deutschen Soldaten nicht auch mit diesen Brüdern fertig würden.“²²⁹ Wenn die Mehrzahl der Soldaten sich wohl im Großen und Ganzen mit den Zielen der Partei und Wehrmacht (teil-)identifizieren mochte, gab es, wenngleich vereinzelt, auch nachdenklichere Stimmen: „Welche Kartenhäuser brechen wieder zusammen, die man bemüht war, seit 1939, vor uns aufzurichten. Hat uns nicht gleich untrüglich unser Gefühl gesagt, dass was faul ist daran. Und so kann man sich heute morgen sagen: *quod erat demonstrandum*. [Hervorhebung im Original]“²³⁰ Doch auch dieser Schreiber, der seine Hoffnungen auf eine baldige Rückkehr ins zivile Leben enttäuscht sah, mochte in seinem Zweifel an der weiteren Entwicklung, wenigstens einen Sinn im kommenden Krieg erblicken. So schrieb er im gleichen Brief: „Fernab aller politischen und militärischen Erwägungen will ich hoffen, viele Menschen möchten wirklich eine Freiheit von dem Bolschewistenjoch erfahren, ich denke besonders an die Ukraine.“ So setzte sich in den ersten Wochen des Feldzuges bei den Soldaten das Bild durch, als Befreier der Zivilbevölkerung, vorderhand der baltischen, ukrainischen und nicht zuletzt der ‚volksdeutschen‘, vom ‚Bolschewistenjoch‘ in die Sowjetunion vorzustößen. Dieses Bild war indessen kein reiner Propagandatricks. Die ersten Kontakte mit den Einheimischen, welche die deutschen Truppen zum Teil sehr herzlich begrüßten, bestätigten die Soldaten in dieser Rolle. Gerade in den ersten Tagen nach dem 22. Juni tauchte dieses Motiv immer wieder in den Briefen von der Ostfront auf: „Was denkt ihr wohl, wie wir von der Bevölkerung tw. herzlich begrüßt werden. Einige stecken und Blumen in die Fahrzeuge, andere geben uns Buttermilch, dicke Milch oder Weißbrot. Ja, die Ukrainer sind tatsächlich deutschgesinnt, ich hatte dies nicht erwartet.“²³¹ Die Soldaten, wie beim folgenden Schreiber zu sehen ist, hegten zum Teil auch Ressentiments gegenüber den ‚Befreiten‘: „Zum großen Teil waren die Polacken froh, daß wir kamen. [...] Bei Ankunft bewarfen in verschiedenen Dörfern Weiber die Soldaten mit Blumen (ich glaube sogar, daß es Jüdinnen waren. Hätten dann besser Knoblauch genom-

²²⁷ Walter N. an seine Eltern am 18. Juni 1941.

²²⁸ Zu den Zahlen des Aufmarsches siehe Müller, Weltkrieg, S. 137 ff.

²²⁹ Hugo D. an seine Frau am 22. Juni 1941.

²³⁰ Eugen A. an einen Freund am 22. Juni 1941.

²³¹ Gustav B. an seine Eltern am 23. Juni 1941.

men).²³² Doch im Allgemeinen gefielen sich die Soldaten in der ‚Befreier-Rolle‘. „Ich habe bisher nur einmal einen Triumphbogen gesehen, den man uns errichtet hat. Aber wenn wir erst weiter vorgestoßen sind, wird sich das ja noch steigern.“²³³ Auffallend ist indessen, dass schon bald nachdem sich der deutsche Vormarsch tiefer ins Land voranbewegte, dieses Selbstbildmotiv immer weniger Verwendung fand. Je weiter sie nach Osten vordrangen, umso weniger Begeisterung schlug den Soldaten entgegen. Nicht nur der Wechsel der Nationalitäten der ‚Befreiten‘ sondern wohl auch das Auftreten von Plünderungen und Gewaltakten mochten dazu beigetragen haben, dass es in den Feldpostbriefen fortan kaum noch hieß: „Die Bevölkerung freut sich über alle Maßen daß die Deutschen endlich da sind. Die Leute haben furchtbar unter den Bolschewiken gelitten.“²³⁴, denn fortan litten die Einheimischen auch unter den Deutschen.

Die Wehrmachtssoldaten kamen mit dem Selbstbild, als ritterlich kämpfende Soldaten, nach Russland.²³⁵ Weil ihnen ideologisch-propagandistisch das Bild eines unfairen Gegners vermittelt wurde, sollten sie sich auf diese Weise als kulturell und rassisch höher Stehende, gegen die Rotarmisten abgrenzen. Vor allem, wenn es um die Behandlung der Gefangenen ging, stellten sich die Soldaten gerne in dieser Rolle dar: „Den Russen hat man eingeredet, die Deutschen machen keine Gefangenen. [...] Sind alle erstaunt das sie bei uns noch weiterleben können.“²³⁶ Dass das Bild in der Praxis des Krieges nicht standhielt, wurde den Angehörigen weitestgehend verschwiegen. Das Selbstbild des harten aber ritterlichen Kämpfers, das ja durch das Sich-Selbst-Beschreiben in den Briefen immer wieder nach- und neukonstruiert wurde, durfte schließlich besonders in den Augen der Heimat keine allzu starke Beschädigung erfahren. Gleichwohl wurde einigen Empfängern auch diese düstere Seite des Soldatenbildes gezeigt: „Ja wo soll man mit [...] Gefangenen bleiben? Das ist für uns schnelle Truppen ein großes Problem. [...] Ob der Unteroffizier meinen Rat befolgt hat und sie laufen ließ, weiß ich nicht. Sonst gehören sie zu den vielen, die irgendwo im Kornfeld erschossen liegen, weil es außer Mode kommt, Gefangene zu machen. Der Haß ist doch groß, und neue Anschauungen kennen keinen wehrlosen Gegner, dem man ritterlich entgegentritt. Jeder Fremde ist wie ein Stück Vieh, nicht mehr.“²³⁷

Diese Fremden waren in den Augen der Soldaten indessen eine Gefahr, vor der man - und dies ist das zweite dominierende Selbstbildmotiv dieser ersten Phase des Ostkrieges - die Heimat beschützte. War das Bild des Soldaten als „Befreier der Unterdrückten“ noch deutlich

²³² Helmut N. an seine Frau am 27. Juni 1941.

²³³ Heinz R. an seine Frau am 29. Juni 1941.

²³⁴ Kurt Ma. an seine Mutter am 30. Juni 1941.

²³⁵ So gab die Heeresdienstvorschrift Nr. 231, „Recht der Landkriegsführung“, die sogenannten „10 Gebote für die Kriegführung des deutschen Soldaten“ von Adolf Waltzog, unter Punkt eins vor: „Der deutsche Soldat kämpft ritterlich für den Sieg seines Volkes. Grausamkeiten und Zerstörungen sind seiner unwürdig.“ Unter Drittens hieß es: „Es darf kein Gegner getötet werden, der sich ergibt, auch nicht der Freischärler oder Spion.“ Zit. nach Hans-Adolf Jacobsen: Kommissarbefehl und Massenexekutionen sowjetischer Kriegsgefangener, in: Hans Buchheim u.a. (Hg.): Anatomie des SS-Staates, München⁶ 1994, S. 449-544, hier S. 543.

²³⁶ Klaus K. an seine Mutter am 7. Juli 1941.

²³⁷ Heinz R. an seine Frau am 7. Juli 1941.

offensiv ausgerichtet, da er ja schließlich, um „befreien“ zu können, gleichzeitig erobern musste, erhielt das Selbstbild mit der Rolle des „Verteidiger des Reiches“ einen deutlich defensiven „Anstrich“. Der Krieg war, wie es in der propagandistischen Vorbereitung auf den Feldzug immer geheißen hatte, notwendig, da die Sowjetunion als Vertragspartner wortbrüchig geworden war und ein Angriff auf das Deutsche Reich kurz bevorstünde.²³⁸ Dementsprechend wurde auch in den Feldpostbriefen diese Rolle immer wieder übernommen. Bemerkenswert ist indes, dass dieses Motiv erst ab dem August 1941 besonders stark bemüht wurde.²³⁹ „Es ist kaum auszudenken, wie es heute aussähe, wenn die russ. Dampfwalze im Rollen gewesen wäre. Zum Glück ist das schöne Deutschland davor bewahrt worden.“²⁴⁰ In diesem Zusammenhang werden gleichwohl auch andere Selbstbildmotive, wie das der deutschen „Gutmütigkeit“, das wohl mehr für Härte und Brutalität steht, die nur noch nicht genügend praktiziert wird, wieder aufgegriffen: „Freut Euch nur, daß die Sowjet-Horden nicht in Deutschland eingedrungen sind. Ich möchte die Verwüstungen nicht sehen. Wir sind ja auch viel zu gut gegenüber den Bewohnern. Der Deutsche ist nun einmal nicht anders.“²⁴¹ Man kann wohl sagen, dass fast jeder Soldat, der in den Sommermonaten 1941 Briefe von der Ostfront nach Deutschland schrieb, dieses Motiv als Legitimationsvorlage für den Krieg und seine Rolle darin in irgendeiner Form wenigstens einmal verwendete. Nicht nur der „Volksgemeinschaft“ gegenüber, auch auf der privaten Ebene wurde die „Beschützerrolle“ verwendet: „Alles hier tue ich doch nur für Dich. Denn was wäre wohl geschehen, wenn diese Bestien nach Deutschland gekommen wären. Die wenigsten von Euch würden noch am Leben sein.“²⁴² Die Figur des „Führers“ als Bezugspunkt des soldatischen Glaubens an den Sieg und den Sinn des Kampfes wurde natürlich auch in diesem Zusammenhang verwendet. „Man kann bestimmt dem Führer danken das er dem Russen zuvorgekommen ist. Ich glaube dann wären wir alle verloren gewesen. Und die hätten bestimmt alles niedergemetzelt.“²⁴³ So häufig und hellauf begeistert, wie im Frankreichfeldzug, klangen die „Lobeshymnen“ aber doch nicht mehr.

Doch nicht nur der Gegner erschien den Soldaten als eine Bedrohung. Das oft über Tage und Wochen andauernde Wechselspiel zwischen Kämpfen und Marschieren (hierunter litten besonders die Infanterieeinheiten, die wie zu Napoleons Zeiten, zu Fuß die russischen Weiten durchqueren mussten), Angreifen und Verteidigen bedeutete auch für die Teilnehmer

²³⁸ Siehe dazu Wolfram Wette: die propagandistische Begleitmusik zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941, in: „Unternehmen Barbarossa“, S. 45-65, hier S. 52 ff.

²³⁹ Dieser Wandel kann m.E. nicht als Reaktion auf die „Leichenbergpropaganda“ betrachtet werden, da diese bereits Anfang Juli wirkte. Eher noch scheint die Zähigkeit der Kämpfe, in denen sie bereits früh sich selbst verteidigen mussten, den Soldaten ein defensiver ausgerichtetes Selbstbild näher gelegt zu haben. Diese Perspektive war ihnen bis dahin unbekannt geblieben.

²⁴⁰ Walter N. an seine Eltern am 6. August 1941.

²⁴¹ Gustav B. an seine Eltern am 7.8.1941.

²⁴² Martin M. an seine Frau am 14. August 1941.

²⁴³ Klaus K. an seine Eltern am 17. Oktober am 1941.

des Polen- und Westfeldzuges noch nicht gekannte Strapazen. Hinzu kam, dass dieser Gegner ganz offensichtlich nicht so einfach zu besiegt werden konnte, wie das bis dahin mehr oder weniger der Fall war. So klagte ein junger Soldat seinen Eltern aus Russland bereits im August über psychische Probleme: „Muß schon ehrlich sagen, daß mir dieser Feldzug in die Knochen gegangen ist. Vor allen Dingen bin ich mit den Nerven kaputt. Es klingt komisch aber es ist so. [...] Man wird stumpf und stur in diesen Situationen. Man kann sich eben ein Zivilleben ohne Übergang schlecht vorstellen.“ Gleichwohl deutet er diese Probleme mehr als eine Herausforderung, die es zu meistern gilt, denn, so schrieb er weiter, „Eins was für mich sehr gut ist, mein Selbstbewußtsein ist ein bißchen gehoben. Du wirst vielleicht auch gemerkt haben, daß ich ein bißchen unter Minderwertigkeitskomplexen litt.“²⁴⁴ Das Phänomen der allgemeinen Abstumpfung und Verrohung, dass in den kommenden Jahren noch deutlicher aus den Briefen hervortreten sollte, klingt hier bereits recht früh an. Es kamen damit auch längst nicht alle Soldaten zurecht. Besonders das Leben in einer rundum männlich strukturierten Gesellschaft verschiedenster Charaktere stellte hohe Ansprüche an das Anpassungsvermögen des Einzelnen. Das Selbstbild, ein guter Kamerad unter Kameraden zu sein, konnte daher bei sensibleren Menschen nur mit Mühen umgesetzt werden. Die Frontgemeinschaft war für solche Soldaten oft eine Tortur: „[Es] quält mich oft zum Erbrechen - daß unter 100 Menschen nicht einmal ein vernünftiges Gespräch [möglich ist]. [...] Ich fühle mich nach 1 ½ Jahren diesen Menschen so völlig fremd, so fern wie nur möglich. Das ist sicher zum größten Teil meine Schuld [...] unser Niveau ist fürchterlich, hoffentlich nur bei uns!!!“²⁴⁵

Die nervlichen Zerrüttungen und Verrohungerscheinungen wurden in der Winterkrise 1941/42 für viele der Ostfrontsoldaten - auch für ihr bis dahin als optimistisch vermitteltes Selbstbild als siegreicher Kämpfer und Verteidiger der Heimat zu einer harten Probe.

Von den insgesamt 120 Selbstbildkodierungen des Jahres 1941 waren nicht einmal 10 Prozent kritisch oder gekennzeichnet von einer „unsoldatischen“ Haltung der Verfasser. Das soziodemografische Profil hat sich im Vergleich zum Vorjahr eigentlich nur in einem Punkt wesentlich verändert. Nicht mehr die katholischen Soldaten vermittelten mehr solcher Beschreibungen in ihren Briefen, sondern deutlich mehr, Protestanten beschrieben sich ihren Angehörigen daheim. Sonst waren es nach wie vor die verheirateten Männer zwischen 21 und 31 Jahren, die den größten Teil dieser Bilder hinterließen. Unter den Ranggruppen waren es erneut die Unteroffiziere, die jeweils doppelt soviel Selbstcharakterisierungen in ihren Briefen nach Hause vermittelten.

²⁴⁴ Hans S. an seine Eltern am 15. August 1941.

²⁴⁵ Rudolf S. an seine Eltern am 28. Juli 1941.

5.4.5 Selbstbilder im Russlandfeldzug II: Winterkrise und Sommeroffensive 1942 - Verrohung und Hoffnung

Wie bereits erwähnt, wurde der erste Kriegswinter im Osten für die vollkommen unzureichend darauf vorbereiteten und dafür ausgerüsteten Soldaten zu einer mentalen und körperlichen Belastungsprobe.²⁴⁶ Die Brutalisierung des Verhaltens gegenüber der Zivilbevölkerung, die die Soldaten noch wenige Monate zuvor nicht selten freundlich begrüßt hatte und als deren Befreier sich die Deutschen zu Anfang ja auch selbst sahen, nahm immer mehr zu. So beschrieb ein Soldat seiner Frau mit wenigen, aber prägnanten Worten sein Verhalten und Selbstbild zugleich: „Wir sind Soldaten, rauhe Landser, nichts ist uns heilig, wir vertreiben Menschen aus ihren Häusern, drohen, sind brutal, können töten, wenn es verlangt wird. Wir sollen noch einmal Frieden erleben?“²⁴⁷ In einem anderen Brief klingt es ähnlich, wenn auch die Worte nicht so tief blicken lassen: „Wir sind bestimmt ein rauhes Volk dem Russen gegenüber“²⁴⁸ Dennoch empfand, oder besser, beschrieb sich so mancher Soldat, aller kriegserischen Verrohungerscheinungen zum Trotz, immer noch als zu „weich“. „Es ist ja immer dasselbe. Der deutsche Soldat ist viel zu feinfühlig. Er muß es später immer selbst wieder fühlen. Mit Stumpf und Stiel müssen sie ausgerottet werden, sonst kommen wir zu keinem Ziel.“²⁴⁹ Zwar bezog sich die letztgenannte Äußerung auf den Gegner, doch galt es auch, soldatische Härte gegenüber den eigenen „Kameraden“ zu zeigen. So verlangte dieser Schreiber: „Es soll keiner der gerechten Strafe entgehen, der in heutiger Zeit nicht voll und ganz seinen Mann steht“, und dafür, dass diese Haltung auch gewahrt blieb, gab es für ihn nur einen Garanten: „Unser Führer ist überall und nirgends. Seine Anordnung und Erscheinen lösen Zufriedenheit, aber gewiß auch Entsetzen aus.“²⁵⁰ Den Grund für seine recht drakonische Haltung liefert er in einem wenige Tage darauf verfassten Feldpostbrief: „Wir sind nun mal die Generation, die dem Reich eine glückliche Zukunft bringen soll. Damit muß sich ein Jeder abfinden.“²⁵¹

Der Krieg nahm für die deutschen Soldaten mit der militärischen Krise des Winters 1941/42 schicksalhafte Züge an. Wenn sie sich vorher noch als Männer fühlten, die durch den Krieg reiften oder als Vollender einer bislang in „falschen“ Bahnen verlaufenen Geschichte, so wurde der Grund des Kämpfens in Anbetracht der ersten Rückschläge zunehmend fatalisti-

²⁴⁶ Besonders hart traf die Truppen der eklatante Mangel an ausreichender Winterbekleidung. Das starre Festhalten der deutschen Führung an der Erwartung, dass der Feldzug in kurzer Zeit entschieden sein würde, hatte jegliche langfristige Herstellung und Bevorratung an wintertauglicher Ausrüstung verhindert. So notierte der Kommandeur des XXXXIII. Armeekorps, General Heinrici, bereits nach den ersten kalten Oktobertagen 1941 in sein Tagebuch: „Heeresgruppe hat „grundsätzlich“ entschieden [...] keinen Kleidernachschub.“ Zit. nach Johannes Hürter: „Es herrschen Sitten und Gebräuche wie im 30-jährigen Krieg“. Das erste Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges in Dokumenten des Generals Gotthard Heinrici, in: Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte (48/2000), S. 329-403, hier S. 386 (Anm. 162).

²⁴⁷ Hans-Joachim S. an seine Frau am 16. Januar 1942.

²⁴⁸ Helmut N. an seine Frau am 10. April 1942.

²⁴⁹ Ernst G. an seine Frau am 3. Februar 1942.

²⁵⁰ Walter N. an seine Eltern am 27. Januar 1942.

²⁵¹ Ders. an seine Eltern am 6. Februar 1942.

scher. „Das Leben des einzelnen Kämpfers ist vollkommen wertlos. Aber wir müssen eben immer wieder hoffen, hoffen! Kommen wir wieder glücklich und gesund zurück, dann haben wir die Befriedigung für etwas wirklich Großes gekämpft zu haben.“²⁵² Die Motive des Durchhaltens, die nun zum ersten Mal laut wurden, erhielten durch die ernsthafte Gefahr eines größeren Rückschlags, immer größere Dimensionen. Glaube und Hoffnung verdrängte die Siegesicherheit. Gleichzeitig aber waren die deutschen Truppen in schwerer Bedrängnis und mussten bis dato noch nie gekannte Verluste erleiden. Selbstbildkonstruktionen, die bisher funktionierten und wirkten wurden erschüttert. Es zeigte sich nun, auf welch ‚dünnem Eis‘ diese Vor- und Leitbilder standen. Der bislang vormarsch- und siegesgewohnte deutsche Soldat des Zweiten Weltkrieges musste sich nun wie der mythisch verklärte „Frontkämpfer“ von 1914/18, in der Bewegungslosigkeit an ein völlig neues Selbstbild gewöhnen.

An diesem Zwiespalt, so scheint es, mochte es gelegen haben, dass in den Feldpostbriefen vermehrt Schilderungen nervlicher Zusammenbrüche auftauchten: „Manchmal kommt so etwas wie der Rußland-Koller über uns. [...] Wenn man da nicht einen kleinen Gehirnfehler bekommen soll, dann braucht man sich nicht weiter zu wundern“²⁵³ Der ‚Russland-Koller‘ seiner ‚Kameraden‘ hinterließ auf einen anderen Soldaten, der gerade an die Front im Osten gekommen war, ein verheerendes Bild: „[...] für die meisten sind die Eindrücke hier so furchtbar, dass sie für ihr Leben einen Knacks weg haben. Ich fürchte mich jedenfalls vor der Zeit nach dem Krieg. Die Moral ist schrecklich gesunken und die Menschen sind vertiert und haben keinen Glauben und keine Hoffnung mehr. Viele glauben, dass sie da wieder anfangen können, wo sie aufgehört haben. Da das aber meist nicht der Fall sein wird, werden sie völlig den Halt verlieren.“²⁵⁴ Bemerkenswert ist hierbei, dass der Schreiber für die Charakterisierung der eigenen Truppe Begriffe verwendet („vertiert“), die noch vor nicht allzu langer Zeit, zum Vokabular gehörten, mit dem die sowjetischen Soldaten bezeichnet wurden. Doch wie er selbst kurze Zeit später schreibt: „Ich habe mich eben so langsam akklimatisiert und begriffen, dass man in Russland brutal und gewissenlos sein muss. Sonst geht man unter.“²⁵⁵ Einziges Mittel gegen diese düsteren Stimmungen waren nicht selten die Feldpostbriefe der Angehörigen, die den Soldaten einen Rest Zivilisation und ziviles Leben erhielten. So schrieb ein Soldat seiner Frau im Mai 1942, also lange nach dem Ende der Winterkrise, als die ersten Operationen der deutschen Sommeroffensive²⁵⁶ bereits anliefen: „[...] wie oft haben mich Deine lieben Briefe aus tiefen Depressionen heraus gerissen. [...] für uns ist dieses Leben in dieser Primitivität in diesem elenden Russland eine ungeheure Nervenbelastung. Es kommt immer öfter vor, dass einer mal aus

²⁵² Hans-Joachim S. an seine Frau am 29. März 1942.

²⁵³ Franz S. an seine Eltern am 12. April 1942.

²⁵⁴ Heinz S. an seine Schwester am 5. Mai 1942.

²⁵⁵ Heinz S. an seine Schwester am 20. Mai 1942.

²⁵⁶ Siehe Müller, Weltkrieg, S. 212.

der Rolle fällt.“²⁵⁷ Doch nicht nur die selbst für Soldaten ungewohnt karge Lebensweise im Osten machte dem Schreiber, und mit Sicherheit nicht nur ihm allein, schwer zu schaffen. Wie bereits bei einem anderen Schreiber erkennbar wurde, war die Männergemeinschaft an der Front selbst für länger gediente Soldaten nicht immer eine „verschworene Gemeinschaft“, die in enger Kameradschaft zusammenhielt: „Morgens steht man auf, nur Kameraden um einen herum – so mittags, bei Tisch, man schmatzt, man stöhnt, man schwitzt, man ist rücksichtslos, man ist gereizt, überempfindlich – bei jedem macht sich der Ostkoller anders bemerkbar. Ich selbst muss manchmal schwer an mich halten, mich zusammennehmen, darf nicht als Truppführer aus der Rolle fallen, muss immer Vorbild sein, auch wenn es noch so schwer fällt.“²⁵⁸ Gleichwohl galt dies nicht für alle Soldaten, denn: „Wer unverheiratet, jung, ungebunden ist, das Soldatenleben liebt – ja, der kann sich sogar hier wohl fühlen!“²⁵⁹ Aus den Briefen jüngerer Soldaten gehen in der Tat noch solche Beschreibungen des unbeschwerten Soldatenlebens hier und da hervor. Dieser Schreiber, gerade 20 Jahre alt, berichtet seinen Eltern begeistert nach Hause: „[...] mir [gefällt] das freie, lustige Soldatenleben hier draußen ganz prima. Besonders schön ist es, kein fünftes Rad am Wagen zu sein, sondern eine verantwortliche und vor allem interessante Tätigkeit zu haben, wo man zeigen kann, was man leisten kann.“²⁶⁰ Ein anderer, ebenfalls erst 20-jähriger Soldat schildert seinem Vater das erste Gefecht: „Ich will gleich vorausschicken, daß mir weiter nichts passiert ist, als daß ich gestern meine Feuertaupe erhalten habe. Wir wurden vom Bataillon aus zur Banditen- und Partisanenbekämpfung in einem großen Waldstück 50 km westlich L. eingesetzt. [...] Man kommt sich als "Feuergetaufter" ordentlich männlich vor.“²⁶¹ Das Militär und der Krieg als „Schule der Männlichkeit“ – zumindest für die jungen Soldaten schien dieses Muster, wenn man ihren Briefen Glauben schenkt, immer noch Geltung zu besitzen. Sie waren noch nicht durch die „Schule der Niederlagen“ gegangen und konnten im Feld ihren anerzogenen und wohl auch ehrlich empfundenen Enthusiasmus ausleben. Anders als Familienväter oder Ehemänner mit Zivilberufen erfuhren viele von ihnen die Wehrmacht und den Krieg – wenigstens zu Anfang – wohl als positive Sozialisation. Dass solche Projektionen nicht zwangsläufig auf die jugendlichen Soldaten beschränkt war, zeigt auch ein Brief eines bereits 34-jährigen Mannes. Aus einem französischen Ausbildungslager, kurz vor seiner Abkommandierung nach Russland, schrieb er, wenngleich nicht voller Tatendrang, so doch in Erwartung eines ruhmreichen Soldatenlebens: „Die Möglichkeit, daß ich nach dem Osten komme besteht schon. Ist es nicht besser, man findet sich damit ab? Tu das bitte und schließlich will ich auch kein Heimsoldat werden sondern ein richtiger Krieger, wenn schon Soldat, dann Inf. Sturmabzeichen. [...] ich bin doch sehr froh, daß ich endlich eingereiht bin in unsere stolze Armee. Mein Glaube an unseren Sieg ist unerschütterlich. [...] Du weißt, ich woll-

²⁵⁷ Hans-Joachim S. an seine Frau am 6. Mai 1942.

²⁵⁸ Ders. an seine Frau am 13. August 1942.

²⁵⁹ Ders. an seine Frau am 28. Mai 1942.

²⁶⁰ Paul W. an seine Eltern am 12. Juni 1942.

²⁶¹ Karl-Ludwig N. am 10. Dezember 1942.

Glaube an unseren Sieg ist unerschütterlich. [...] Du weißt, ich wollte gerne Soldat werden [...].²⁶² Diese Begeisterungshaltung bzw. der doch recht dringende Wunsch, Soldat, also „Krieger“ zu werden, ließ jedoch ganz schnell wieder nach, als er die Realität an der Ostfront selbst erlebte und nicht nur aus dem Wehrmachtsbericht des OKW. Obwohl der Schreiber Mitglied in der NSDAP und langgedienter SA-Mann war, schien das „Soldatsein“ im Feld, sich nicht mit dem Bild übereinbringen zu lassen, dass er in der Kaserne oder im ruhigen Frankreich davon aufgebaut hatte. So schrieb er nur zwei Monate später an seine Frau: „Jedenfalls werde ich danach trachten, meine Haut so heil wie möglich nach Hause zu kriegen, [...] Ich bin noch jung und will durchaus noch nicht sterben, denn es stirbt sich nicht so leicht.“²⁶³ Ein „richtiger Krieger“ sein zu wollen schien also in der Realität der Bunker und Stellungen Russlands auch für (scheinbar) aktive Nationalsozialisten 1943 nicht mehr sonderlich attraktiv zu sein. Das Selbstbild als Soldat war, wie dieses Beispiel zeigt, offensichtlich recht schnell wandelbar, also keineswegs statisch. Aber nicht nur die nackte Angst um das eigene Leben war ein Grund dafür, dass man eine ablehnende Haltung gegenüber jenem „Soldatsein“ ausbildete. Ein anderer Schreiber an der Ostfront bekannte gegenüber seinen Eltern: „Je länger ich dabei bin, desto deutlicher sehe ich, ein wie schlechter Offz. ich ... geworden wäre. [...] und so einer zu werden, wie ich sie bisher hatte, würde ich mich schämen. Nein [...] ich bin kein Soldat u. werde auch keiner u. will [...] wenigstens nicht mit-schuldig [werden] an allem, was hier geschieht.“²⁶⁴

Im Schreiberprofil gab es 1942 im Vergleich zum Vorjahr zumindest eine wesentliche Veränderung. Nicht mehr Unterführer oder Offiziere bzw. „Hochschüler“ übermittelten ihren Angehörigen am häufigsten Selbstbildbeschreibungen, sondern Mannschaftssoldaten bzw. Schreiber mit Abitur. Auffällige Verschiebungen bei den übrigen Merkmalen sind nicht festzustellen. Im Tonfall der Beschreibungen ist ab 1942 eine deutlich negative Tendenz festzustellen.

5.4.6 Selbstbilder im Russlandfeldzug III: Stalingrad und Totaler Krieg 1943: „Dolchstoß“, Standhaftigkeit und Siegeszweifel

Der Untergang der 6. Armee im Kessel von Stalingrad, in dem bis zum 2. Februar 1943 mindestens 60 000 Soldaten gestorben und 110 000 in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten waren, rief bei den Soldaten der Ostfront unterschiedliche Reaktionen hervor. Wenn man, wie dieser Schreiber, selbst Bekannte im Kessel wusste, war diese Meldung auch eine persönliche Katastrophe: „Steckt H. H. eigentlich noch in Stalingrad? Wenn ja, so zweifle ich, daß wir

²⁶² Georg S. an seine Frau am 22. Dezember 1942.

²⁶³ Georg S. an seine Frau am 17. Februar 1943.

²⁶⁴ Rudolf S. an seine Eltern am 30. September 1942.

ihn noch mal wiedersehen. Von dort kommt doch keiner mehr zurück. Dieser ganze Kampf gegen Rußland ist doch furchtbar.“²⁶⁵ Doch war die Ausbildung eines verbissenen Durchhaltewillens, so wie es die Führung wollte, eine verbreitete Reaktion. Das Vertrauen in die Feldherrenkunst Hitlers blieb in den Äußerungen der Soldaten in ihren Feldpostbriefen weiterhin bestehen: „Was sagst Du zu Woronesh und Stalingrad? Es ist unser Armeekorps! Die Nachricht hat mich tief getroffen. Aber ich baue auf den Führer, er wird doch eine Lösung finden.“²⁶⁶ Die Kämpfer von Stalingrad, von Presse und Propaganda zu Helden emporgehoben, wirkten auch auf die anderen Soldaten durchaus „heldenhaft“. Doch leise klingt in den folgenden Worten, die vordergründig das „Heldentum“ der geschlagenen 6. Armee ausdrücken, auch eine Unzufriedenheit mit den Zuständen in der Heimat an, die sich in den folgenden Wochen und Monaten noch verstärken sollten: „Lese eben Berichte aus Stalingrad. Was liegt in den Worten: Gefechtsstand Paulus meldet sich ab, Heil dem Führer. Möge bloß die Jugend zu haus dieser Heroismus ansprechen.“²⁶⁷ Kurz vor der Kapitulation der letzten Truppen der eingeschlossenen Armee im Nordkessel, hatte Reichsmarschall Hermann Göring zum 10. Jahrestag der Machtergreifung im Berliner Sportpalast eine Ansprache gehalten, die später als „Leichenrede“ in die Geschichtsbücher eingegangen ist, und bei den Soldaten wie bei der Bevölkerung nicht allzu viel positive Resonanz fand.²⁶⁸ So schreibt ein Soldat an seine Frau: „Nun ist auch die mit Spannung erwartete Rede Görings vorüber und wir wissen ganz genau, was wir von der Zukunft erwarten können, d.h. nichts mehr; jeder Soldat muss von vorneherein zum Opfertod bereit sein u. damit rechnen. [...] Jedenfalls sind wir von der Rede nicht 100Prozentig erbaut. Selbstverständlich wird jeder volles Verständnis für diesen Schicksalskampf besitzen und immer bereit sein, sein Leben einzusetzen – aber warum muss man so etwas so krass der Heimat sagen? Na, dass der Krieg noch lange dauern wird, kann uns nicht weiter erschüttern. Damit rechnen wir längst!“²⁶⁹ Am selben Tag und am selben Ort hielt indessen auch der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, eine weitaus positiver aufgenommene und, wie es scheint, folgenreichere Rede. Zwar war dies noch nicht die berüchtigte Proklamation des totalen Krieges, bereite diesen aber als eine Art „Testballon“ vor. Nicht nur in der Zuhörerschaft schienen die von ihm angekündigten Maßnahmen zur Radikalisierung der Kriegführung, wie er in seinem Tagebuch notierte, Zustimmung zu finden.²⁷⁰ Bei den Soldaten in Russland, von denen die meisten von Beginn an dabei waren

²⁶⁵ Gerhard L. an seine Eltern am 5. Februar 1943.

²⁶⁶ Georg S. an seine Frau am 26. Januar 1943.

²⁶⁷ Hans S. an seine Eltern am 7. Februar 1943.

²⁶⁸ In ihr wurden die letzten noch in den Kellern und Ruinen Stalingrads verbliebenen Reste der 6. Armee kurzerhand für tot erklärt, damit die deutsche Volksgemeinschaft und die Wehrmacht angesichts des Opfers der sterbenden Truppe im Kessel, ihrerseits noch mehr Opferbereitschaft, „der Grundtugend des Soldatentums“, wie es in der Rede hieß, zeigten. Zur Rede Görings siehe Jens Ebert (Hg.): Stalingrad – eine deutsche Legende, Reinbek 1992, S. 36-39. Zu den negativen Reaktionen der Soldatenfrauen im Deutschen Reich siehe Boberach, Bd. 12, S. 4732.

²⁶⁹ Hans-Joachim S. an seine Frau am 31. Januar 1943.

²⁷⁰ So schrieb er: „Als ich von den Totalisierungsbestrebungen in der Kriegführung spreche, rufen die ersten Zwischenrufer dazwischen: »Es wird auch höchste Zeit!« Ich bin also dem Volke nicht nur nicht zu radikal in meinen Ansichten, sondern nicht radikal genug.“ Zit. nach Goebbels, Tagebücher, Teil 2, Bd. 7, S. 225 (31.1.1943). Die andere Rede, die durch die ans Publi-

den Soldaten in Russland, von denen die meisten von Beginn an dabei waren und die wenigsten länger als ein bis zwei Wochen, wenn überhaupt, Heimaturlaub erhalten hatten, fand die Rede, so wie es in den Briefen beschrieben ist, fast durchweg Anklang. Ein Soldat schrieb seiner Frau: „Daß sie die toten Kräfte in der Heimat jetzt radikal mobilisieren, ist doch recht ordentlich, denn es geht auch nicht an, daß ein Teil des Volkes blutet und entbehrt u. ein Teil läßt Krieg Krieg sein.“²⁷¹ Der Schreiber war indessen nicht der Einzige, der Nachholbedarf in Sachen Kriegsbeitrag in der Heimat sah. Vor allem die in den Augen der Soldaten zu vielen „u.k.-Stellungen“²⁷² Grund zur Klage, wie aus dem Brief eines anderen Soldaten hervorgeht: „Hoffentlich werden nun auch endlich alle meine „Freunde“ [...] den Uniformrock anziehen müssen. Vielleicht ist diese Entwicklung der Dinge doch ganz gut, wenn nun endlich auch die Menschen etwas zum Gewinn des Krieges [...] beitragen müssen, die bis heute noch gar nichts von dem gewaltigen Ringen verspürten.“²⁷³ Zugespißt könnte man sagen dass diese Soldaten sich als „Frustrierte“ oder „Enttäuschte“ sehen. Mehr noch, sie fühlten sich im Stich gelassen und verraten. Der Verlust der eigenen Zivilität wog weniger schwer, so lange Sieg um Sieg errungen wurde, oder zumindest eine größere oder besser: sichtbarere Katastrophe ausgeblieben war. Nun, im Angesicht dieser Katastrophe, keimte scheinbar ein bisher nicht empfundener, wenigstens aber nicht artikulierter Unmut auf. Ein Unmut der einerseits Ausdruck dieses Zivilitätsverlusts war und andererseits, da jener nicht korrigierbar war, denselben (ansatzweise) auch für die Zivilisten in der Heimat forderte. In den Folgemonaten kamen daher immer wieder Briefe in Deutschland an, in denen die Soldaten ihren Angehörigen deutlich machten, dass mehr Opfer von ihnen erwartet wurde als bisher. Sorgen und Nöte, so schien es, für sich behalten und das wohl schon genug „angekratzte“ Selbstbild bzw. Selbstbewusstsein der Soldaten nicht weiter ins Schwanken gebracht werden. Indem er seiner Frau seine Vorstellung von sich selbst noch einmal deutlich vor Augen führte, wollte dieser Soldat der „Heimat“ verdeutlichen, dass sie ebenso durchzuhalten hätten, wie die Soldaten an der Front: „Bei uns sagt man, den inneren Schweinehund verjagen. Dann hat der Mensch das Schlimmste überstanden. Der Krieg macht nicht nur den Soldaten an der Front zu einem leuchtenden Kämpfer der Nation, er kämpft mit der Waffe in der Hand. Jawohl, er verteidigt seine Heimat. Was hilft ihm aber dieser Kampf Jahr um Jahr, wenn daheim die Herzen zu wanken beginnen. Das ist wie mit dem Baumeister, der oben Stein an Stein fügt um die herrlichsten Gebäude und Werke zu vollenden. Wenn man unten nur als einziger da steht und am Gerüst rüttelt, dann würde alles

kum und damit gleichsam an das gesamte Volk gerichtete Frage: „Wollt ihr den Totalen Krieg?“ grausame Berühmtheit erlangte, die mehr eine Aufforderung bzw. Ankündigung war, fand am 18. Februar 1943 ebenfalls im Berliner Sportpalast statt.

²⁷¹ Georg S. an seine Frau am 3. Februar 1943.

²⁷² „U.k.“ stand für Unabkömmlichkeit. Dieser Status, der es verhinderte, an die Front kommandiert zu werden, galt noch im September 1941 für 5,6 Millionen Mann. Damit diese Arbeiter zu Soldaten werden konnten, wurde vom Rüstungsminister Albert Speer zunehmend auf Kriegsgefangene, KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter aus den besetzten Ostgebieten zugegriffen. Vgl. Müller, Weltkrieg, S. 173 ff.; Kroener, „Menschenbewirtschaftung“, S. 844.

²⁷³ Hans-Joachim S. an seine Frau am 6. Februar 1943.

zusammenstürzen..²⁷⁴ Besonders wenn in Feldpostbriefen aus dem Reich pessimistische Prognosen, oder schier hysterische Briefe, vor allem aus den vom Bombenkrieg schwer mitgenommenen Großstädten, den Frontsoldaten in die Hände fielen, mochte die Antwort, wie im folgenden Fall, geradezu brutal werden. So entgegnete ein Soldat seiner Frau in Berlin, die ihm einige „defätistische“, bzw. eigentlich nur angstvolle, Briefe geschrieben hatte: „Das Schlimmste ist die Untreue dem Führer und unserer Sache gegenüber. Schamgefühl habt Ihr überhaupt keines mehr. [...] Wert wäret ihr alle, daß man Euch ins Konzentrationslager schickt und hungern läßt. Das grenzt an Vaterlandsverrat. [...] Fängt genau so an wie 1918, daß die Heimat der Front in den Rücken fällt. Wir halten hier stand, nehmen jede Entbehrung auf uns und freuen uns daß wir so große militärische Erfolge haben. Und Ihr versucht, uns den Todesstoß in den Rücken zu versetzen.“²⁷⁵ Der Vorwurf des „Dolchstoßes“ war eine äußerst schwere Anklage. Die „Zersetzung“ der „Wehr- und Volksgemeinschaft“ konnte mit Tode bestraft werden.²⁷⁶ Die Aussage dieses Soldaten ist dabei nicht nur Spiegel eines in einer Situation der Unsicherheit als „standhaft“ präsentierten Selbstbildes, sondern in der Radikalität seiner Forderung auch ein Zeichen tiefgreifender eigener Verunsicherung. Im Allgemeinen war der Ton in den Feldpostbriefen nach Stalingrad härter aber auch zweifelnder geworden. Dass der Krieg überhaupt verloren gehen könnte, schien den Soldaten nun zum ersten Mal erschreckend möglich. „Durchhaltewille“ und „Siegeszweifel“ waren als Beschreibungsmotive der eigenen Befindlichkeit eigentlich nie voneinander zu trennen.

Mit der Angst davor, den Krieg verlieren zu können, tauchte auch ein anderes, zu Beginn des Russlandkrieges häufig verwendetes Selbstbildmotiv wieder auf. Nur diesmal waren die Soldaten als „Beschützer der Heimat“ wirklich in der Defensive, und die Vorstellung, vor der Übermacht der Roten Armee tatsächlich bis nach Deutschland zurückweichen zu müssen, war angesichts dessen, was man an Rache befürchten musste, für die Soldaten überaus beängstigend. Diese Angst sprach 1943 aus zahlreichen Briefen: „[...] für uns gibt es nur die Möglichkeit zu siegen, wen wir nicht dasselbe Schicksal erleiden wollen wie 1789 der französische Adel. Jedenfalls würde der Bolschewismus mit dem deutschen Mittelstand kaum besser umgehen wie mit dem russischen.“²⁷⁷ Ein anderer schrieb: „Wir müssen das was wir begonnen haben siegreich beenden. Ein Kompromiß ist hier völlig ausgeschlossen und aus diesem Grund heißt es aushalten und nochmals aushalten [...]“²⁷⁸ Da die Wehrmacht mittlerweile die Initiative verloren hatte und sie fast nur noch reagieren musste, erhielt der Krieg, in den Briefen, den Charakter einer Naturgewalt und Schicksalhaftigkeit: „Ich meine ja, daß dieser Krieg naturgewollt ist. Völker werden kommen und ver-

²⁷⁴ Ernst G. an seine Frau am 10. Mai 1943.

²⁷⁵ Martin M. an seine Frau am 17. August 1943.

²⁷⁶ Siehe Kapitel 4.5.

²⁷⁷ Helmut P. an seine Eltern am 27. Januar 1943.

²⁷⁸ Günter H. an seine Schwägerin am 23 März 1943.

gehen. [...] Sollte Europa etwa von asiatischen Horden überflutet werden? Ich muß sehr viel darüber nachdenken. [...] Und doch wird sich unser Schicksal unabwendbar erfüllen, Eures wie meines, denn auch Ihr steht an der Front.“²⁷⁹

Auch wenn es immer noch in den Briefen Äußerungen gab, die darauf schließen lassen, dass der Glaube an Adolf Hitler und das deutsche „Sendungsbewusstsein“ noch intakt war, so blieben sie doch die Ausnahme. „Man muß in diesen Stunden, wo es draußen trübe aussieht, Kraft schöpfen und glauben an unsere Sendung. Wahnsinnig unsere Opfer, die wir in Rußland bringen müssen.“²⁸⁰ schrieb ein Soldat seiner Familie. Acht Wochen später wiederholt er: „Aber was hilfts. Es muß durch gestanden werden! Denn was uns droht, das wissen nur wenige und auch die, die den Bolschewismus kennen“²⁸¹ Und selbst in solchen Berichten, in denen sich die Schreiber als aufrechte „Kämpfer“ zeigten, war das kollektive Selbstbild weder heroisch noch kämpferisch, sondern verzweifelt: „Bei mir auf Wache ist ein Pfarrer, er zermartert sich mit allen möglichen Gedanken, verneint alles militärische, leidet sehr unter den Strapazen u. überlegt sich täglich, ob er nicht lieber die Flinte ins Korn werfen soll. So geht es vielen - sie sind alle unglücklich. [...] Gerade die Ereignisse der letzten Woche bestärken mich im Glauben an unseren Führer. Er wird, wenn er es für Zeit hält, ein Strafgericht über unsere Feinde hereinbrechen lassen, das alles zertrümmert. Es werden Waffen eingesetzt werden, die in ihren Auswirkungen für den Feind tödlich sein werden. Daran glaube ich. [...] Aber Einzelschicksale sind heute unwichtig, jeder hat nur noch sein nacktes Leben zu retten, oder auch dieses notfalls zu opfern.“²⁸² Die Zerrissenheit in der soldatischen Selbstwahrnehmung und -darstellung wird in den letzten Worten besonders deutlich. Obwohl der Schreiber betont, dass es im Angesicht der Gefahr für das Vaterland nicht mehr um Einzelschicksale ginge, müsse jeder nur noch an sich denken und sein Leben retten. Geopfert werden sollte es nur in zweiter Linie und dann auch nur, wenn es nicht anders ging. Dass von Begeisterung keine Spur mehr in den Briefen zu finden ist, kann nicht verwundern. Aber auch die Briefe, die zum Durchhalten auffordern und Mut machen wollen, in dem sie die eigene Tapferkeit und Standfestigkeit hervorheben, können die Zweifel kaum verdecken. Gleichwohl zeigt sich hier auch ein durchaus öfter zu findendes Muster. Die allgemeine Stimmung wurde als besonders schlecht beschrieben, wogegen man die persönliche Zuversichtlichkeit kontrastierend hervorhob.

Wie verzweifelt die Situation vieler Frontsoldaten tatsächlich im Herbst 1943 war, wird gleichwohl nur in wenigen Feldpostbriefen so deutlich beschreiben, wie in diesem: „Viele können kaum noch, krauchen bald auf Händen und Füßen - eine wirklich schlagkräftige Truppe! Zurückbleiben möchte aber auch keiner, den schnappen die Russen, so, wie es auch den Verwundeten oder eben

²⁷⁹ Georg S. an seine Frau am 12. März 1943.

²⁸⁰ Hans S. an seine Eltern am 10. Juli 1943.

²⁸¹ Ders. an seine Eltern am 10. September 1943

²⁸² Hans-Joachim S. an seine Frau im Mai 1943.

Erschöpften ergeht. Wir haben keine Möglichkeit, sie mitzunehmen, da wir keine Fahrzeuge besitzen und zum Tragen niemand mehr die Kraft aufbringen kann.“²⁸³

Vor allem der Gedanke an die Zerstörungen in der Heimat, sollte der Krieg in der Tat bis nach Deutschland getragen werden, ließ viele Schreiber schlicht „kriegsmüde“ werden. Das Zerstörungswerk der eigenen Truppen gab den Soldaten eine Vorahnung dessen, was ihrer Stadt oder ihrer Straße in diesem Falle widerfahren würde: „Ich habe nur hier in Russland Städte gesehen, die von Stukas dem Erdboden gleich gemacht worden sind. Und dieser Anblick ist furchtbar. Wenn man so etwas sieht, dann verliert man alle Lust am Krieg, wenn man daran denkt, das es in der Heimat ja auch mal so aussehen kann.“²⁸⁴ Gegen Ende des Jahres 1943 kamen demselben Schreiber zusätzlich weitere Zweifel am Sinn des Krieges: „Es ist jedenfalls alles ein unglaublicher Irrsinn. Hier muss ein Soldat nach dem anderen abgebucht werden und inzwischen werden dafür in der Heimat Hunderttausende auf grauenvollste Art und Weise umgebracht. Ich sehe am Ende dieses Krieges nur noch zerstörte Länder in Europa die zudem fast entvölkert sind. Aber es gibt viele, die meine Ansicht teilen und nur sehr schwarz in die Zukunft sehen. [...] Vielleicht sind tatsächlich die am besten dran, die zu Anfang des Krieges gefallen sind. Sie haben wenigstens diesen ganzen Jammer nicht erlebt. [...] Ich komme nicht von den Gedanken los, dass es an der Führung gelegen hat.“²⁸⁵ Die Schrecken des Krieges ließen diesen Schreiber nicht einmal mehr dem Empfänger Mut machen und Durchhaltewillen vermitteln, mochten sie auch noch so durchsichtig sein. Die Übermacht der Eindrücke ließ ihn gleichsam zerbrechen. Am Ende der zitierten Briefstelle äußerte er sogar Zweifel an der Fähigkeit der „Führung“, wenngleich er offen ließ, ob er die politische oder die militärische Führung meinte. Andere Schreiber hielten sich noch weniger zurück. Grundsätzliche Kritiken, wie sie im folgenden Brief laut werden, waren indes die Ausnahme: „Jetzt heißt es, müssen erst Flugzeuge gebaut werden, die die amerikanischen Bomber bekämpfen können, ein guter Trost, hoffentlich läßt man ihnen nicht mehr so viel Zeit. [...] Jetzt ist Himmler Innenminister, der geht über Leichen, da wird der Krieg so schnell nicht aus, die raufen noch, wenn alles schon ein Trümmerhaufen ist. Will Euch nur warnen, seid vorsichtig mit den Reden, denn die kennen keine Gnade, denkt immer, wen Ihr vor Euch habt. Man soll sich nie ganz zeigen, wie man im Inneren gestimmt ist, wehe denen, die heute immer meckern, wenn der Krieg zu unseren Gunsten ausginge.“²⁸⁶ Nur die Tatsache, dass der Brief einem Urlauber mitgegeben wurde, ermöglichte diese offen ausgedrückte oppositionelle Haltung.

Was die Schreiber betrifft, fanden im Profil gleich mehrere Veränderungen statt. Zum ersten schrieb 1943 die sogenannte „Hitlerjugendgeneration“ Briefe mit Selbstdarstellungen nach Hause, wenngleich zu bemerken ist, dass alle drei Generationen, trotz ihrer zahlenmäßigen Unterschiede, fast gleich viel solcher Beschreibungen vermittelten. Es waren mehr ledige

²⁸³ Gerhard L. an seine Eltern am 19. September 1943 bei Stalino.

²⁸⁴ Heinz S. an seine Schwester am 1. April 1943.

²⁸⁵ Ders. an seine Schwester am 6. Dezember 1943.

²⁸⁶ Otto M an seine Frau am 3. September 1943. (Siehe auch Kapitel 3.5)

als verheiratete Soldaten, und mehr Soldaten mit Mittlerer Reife am Verfassen dieser Briefe beteiligt. Die Dominanz der protestantischen Schreiber blieb bestehen, die der Mannschafts-soldaten nahm deutlich zu. Im Motivspektrum setzte sich 1943 fort, was im Vorjahr bereits im Trend zu erkennen war. Positive bzw. besonders „soldatische“ Selbstbilder ließen sich offenbar nur noch schwer entwerfen.

5.4.7 Selbstbilder in der Endphase des Krieges: Hoffnungslosigkeit, Fanatismus und Wunderglaube 1944-1945

In der Schlussphase des Zweiten Weltkrieges, nachdem die Alliierten in der Normandie gelandet waren und die Rote Armee ihre Sommeroffensive begann, wurde die deutsche Wehrmacht tatsächlich zum Verteidiger der deutschen Landesgrenzen. Dies führte auch dazu, dass noch einmal dieses Motiv zur Selbstbildgestaltung von einigen Soldaten verwendet wurde. An seinen Vater gerichtet, der im Ersten Weltkrieg kämpfte, schrieb dieser noch sehr junge Soldat: „Hier [gemeint ist ein Soldatenfriedhof] hat das Geschick die Kameraden wieder vereint von damals und heute, an der Grenze deutscher Ausstrahlung nach Osten als Verteidiger der Heimat. [...] wie ein Vater, der vor seinen Söhnen der jungen Generation liegt als ihr Vorkämpfer und Vorbild.“²⁸⁷ Weniger in mythischer Verklärung „schwelgend“, schreibt ein anderer Soldat, nachdem die ersten Spitzen der Roten Armee Ostpreußen erreicht hatten und für kurze Zeit wieder zurückgedrängt werden konnten: „Gott bewahre Deutschland davor, daß es diesen Bestien in die Hände fällt.“²⁸⁸ Selber in Ostpreußen zu einem seiner ersten Einsätze gelangt, hatte er mit ansehen müssen, welche die Konsequenzen der deutschen Kriegführung in Russland nun für die eigene Bevölkerung haben konnte.²⁸⁹

Doch beileibe nicht alle Soldaten sahen sich in der „Verteidiger-Rolle“. Hoffnungslosigkeit war ebenfalls ein verbreitetes Motiv: „Ich habe ja bald keine Hoffnung mehr. Ich weiß wirklich nicht mehr, wie die ganze Sache ausgehen soll. Es sieht alles so blödsinnig aus, dass man keine Hoffnung auf ein gutes Ende haben kann. Inzwischen sind ja nun einige schwere Luftangriffe auf London gewesen. Wenn das die ganze Vergeltung sein soll, dann sieht es ja traurig aus.“²⁹⁰ Die von der Reichsregierung immer wieder versprochenen Vergeltungsmaßnahmen und Wunderwaffen ließen

²⁸⁷ Ludwig K. an seine Eltern am 23. April 1944.

²⁸⁸ Siegfried H. an seine Eltern am 29. Oktober 1944.

²⁸⁹ Ende Oktober kam es zu einer vorübergehenden Rückeroberung einiger deutscher Orte an der Grenze Ostpreußens. Das bekannteste Beispiel für diese frühen Übergriffe von Rotarmisten auf deutsche Zivilisten war Nemmersdorf. Vgl. Müller, Weltkrieg, S. 332 f. Rache für die unzähligen Toten der Sowjetunion war sicher ein Kernmotiv für die Vergehen und Verbrechen der Roten Armee an deutschen Zivilisten. Seit 1943 wurden die Truppen immer wieder gezielt an die deutschen Besatzungsverbrechen erinnert, so dass auch die Soldaten, die keine persönlichen Angehörigen durch Wehrmacht, SS, Polizei oder andere deutsche Stellen verloren hatten, in diesen kollektiven Racherausch mit einfielen. Siehe dazu Manfred Zeidler: Die Tötungs- und Vergewaltigungsverbrechen der Roten Armee auf deutschem Boden 1944/45, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.): Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, Darmstadt 2001, S. 419-432.

²⁹⁰ Heinz S. an seine Schwester am 10. Februar 1944.

also nicht überall die gewünschte Hoffnung aufkommen. Die tatsächlichen Erfolge blieben weit hinter den Erwartungen zurück. Im Angesicht der täglich (und nächtlich) über deutschen Städten abgeladenen Bombenmassen, wirkten die Ergebnisse der mit den Raketenbomben V1 und V2 durchgeführten Angriffe offenbar nicht überall überzeugend.²⁹¹

Im Frühjahr 1944 war, glaubt man den Beurteilungen der Soldaten in ihren Briefen, die Lage wenig aussichtsreich und das Vertrauen in die eigene Stärke bei vielen Soldaten geschwunden. Gleichzeitig gewannen oppositionelle Haltungen – in individuell unterschiedlicher Stärke – an Gewicht. Ein junger Soldat schrieb an seine Eltern: „Die deutsche Wehrmacht kann uns ja nicht mehr schützen. Ich staune bloß immer, daß sich Goebbels noch immer unter die Bevölkerung traut. Hoffentlich hat der Dreck bald ein Ende.“²⁹² Drei Monate später bekräftigte er seine Ansichten: „Es ist wirklich traurig, daß so viel unschuldige Menschen ihr Leben für nichts hergeben müssen. Wer diesen Krieg auf dem Gewissen hat, dem möchte ich nicht persönlich begegnen!“²⁹³

Jedoch trat im Sommer 1944 eine – zumindest zeitweise – mentale Wendung ein. Was weder Vergeltungswaffen noch Durchhalteparolen oder Propaganda zu schaffen imstande waren, realisierte ein Ereignis, dass eigentlich genau das Gegenteil an Reaktionen hervorbringen wollte. So schrieb jener Soldat, der sich im Juni 1944 noch sehr kritisch äußerte, nach dem misslungenen Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 an seine Eltern: „Was sagt Ihr denn zu dem Attentat auf den Führer? Es ist doch eine Schweinerei. [...] Denn wenn der Krieg verloren geht, was haben wir davon? [...] Denn wenn der Russe nach Deutschland käme – was das heißt, daß kann nur verstehen, wer Rußland gesehen hat. Man hat doch das Gefühl, daß der Führer dazu berufen ist, das Reich zu führen, denn wieviel Attentate sind schon auf ihn gemacht worden und immer hat er Glück gehabt.“²⁹⁴ Das Schicksal, so schien es, war offenbar auf der Seite des „Führers“ und damit auch auf der Seite der deutschen Soldaten. Der allgemeinen Lage zum Trotz war im Sommer 1944 öfter wieder vom bevorstehenden Sieg der Wehrmacht die Rede in den Feldpostbriefen: „Solange wir unseren Führer haben, wissen wir, daß uns der Sieg gar nicht streitig gemacht werden kann, und schlagen uns auch dementsprechend, zumal wir ja wissen, was uns und der Heimat blühen wird, wenn wir versagten.“²⁹⁵

Durchhaltewille vermischte sich mit der Furcht vor den Folgen einer Niederlage. Doch das Selbstbild war bei aller Vehemenz und Emphase der Herausstellung eigener Stärke und Zuversicht keineswegs mehr geeignet, den Empfänger in Deutschland in Sicherheit zu wiegen. Daran änderte sich auch nichts, wenn, wie der folgende Schreiber seine eigenen soldati-

²⁹¹ Zu den Zahlen des Luftkrieges über dem Deutschen Reich siehe Müller, Weltkrieg, S. 266 f.; zu den V-Waffen, Ebd., S. 360.

²⁹² Gerhard L. an seine Eltern am 12. März 1944.

²⁹³ Ders. an seine Eltern am 15. Juni 1944.

²⁹⁴ Gerhard L. an seine Eltern am 23. Juli 1944. Vgl. Steinert, S. 478 f. Zumindest in der Wehrmacht war dieser Popularitätsschub nur von kurzer Dauer, wenn man den Aussagen von kriegsgefangenen Soldaten Glauben schenkt. Siehe Ebd., 510.

²⁹⁵ Günter H. an seine Schwägerin am 21. Juli 1944.

schen Tugenden und die seiner Kameraden bekräftigt: „Der deutsche Soldat im Graben ist tadellos und ist bereit, alles für die Befreiung seiner Heimat zu tun. Er ist jetzt wirklich zu einem fantastischen Kämpfer geworden, der sich durch keine Parolen u. Versprechungen der Feindpropaganda beirren lässt. Nur durch die materielle Übermacht musste er weichen.“²⁹⁶ So blieb bei einigen Soldaten die Vorstellung, den Krieg doch noch gewinnen zu können, bis zum Frühjahr 1945 bestehen. Ins völlig Irrationale gesteigert und ohne jede konkrete Aussicht auf eine Wende, klammerte ein Soldat sich und seine Frau, an die angebliche ‚Wunderwaffe‘, mit der schließlich alles zum ‚Guten‘ gewendet werden würde. Er schrieb: „so glaube ich an unseren Sieg, an unsere Zukunft und an unser Glück. So wie die anderen uns jetzt zu überfluten gedenken, da werden sie eines Tages feststellen müssen, daß sie überrannt worden sind. [...] [ich weiß], daß in unseren höchsten Stellen noch eine Waffe ruht, die im entscheidenden Moment entgegengesetzt wird. [...] Und wir wären aus allem Schlamassel heraus. Das ist meine und das ist unsere Hoffnung.“²⁹⁷ Wenn der Brief auch auf den ersten Blick einen in Illusionen verfangenen Schreiber offenbart, so drückt er doch eigentlich das Gegenteil von Hoffnung und Zuversicht, nämlich Hilflosigkeit, Angst und Zweifel aus. Doch seiner Frau mochte der „harte“ und „standhafte“ Soldat selbst dann nicht die bittere Wahrheit sagen, als es schon nichts mehr zu gewinnen gab. Am Ende ging es um nichts anderes, als um das eigene Selbstbild. Dass der Krieg einen Menschen nicht zum Helden macht oder einen Knaben um Mann erzieht, sondern zerstört, und dass er keinen Glanz besitzt noch Glorie verleiht, wollten andere ihren Angehörigen nicht verschweigen. So hinterließ ein anderer junger Soldat aus den schweren Abwehrkämpfen in Westpreußen seinen Eltern ein bedrückendes Bild von sich und gleichsam ein Zeugnis der Grausamkeit des Krieges: „Was das heißt, zielen, schießen, einer bricht zusammen und dann geht man hin und holt ihm das letzte für uns Brauchbare weg und läßt das restliche Stück Mensch versaufen im tauenden See. Das kann ich alles so schrecklich kalt tun und schreiben [...] Ich bekomme das Grauen vor mir selbst.“²⁹⁸

1944/45 gab innerhalb des Schreiberprofils kaum noch auffällige Dominanzen, wenngleich Abiturienten und Unteroffiziere in ihren Untergruppen überdurchschnittlich viele Selbstbild-Briefe schrieben.

5.5 Zusammenfassung

Die Übermittlung von Selbstbildern war, betrachtet man die recht hohe Anzahl von 393 Briefen mit insgesamt 482 Kodierungen, den Soldaten offenbar nicht unwichtig. Betrachtet man unabhängig vom Verlauf die Gesamtverteilung für dieses Thema, lässt sich feststel-

²⁹⁶ Hans-Joachim S. an seine Frau am 24. Oktober 1944.

²⁹⁷ Ernst G. an seine Frau a. 9. März 1945.

²⁹⁸ Ludwig K. an seine Eltern am 7. Februar 1945.

len, dass sich das Schreiberprofil im Großen und ganzen nicht allzu sehr von der Gesamtverteilung allgemein unterscheidet. Gleichwohl ist zu bemerken, dass es vorrangig die höheren Bildungsschichten waren, die an Entwurf und Übermittlung von Selbstbildern beteiligt waren. Inhaltlich besehen fällt indessen eine gewisse Differenzierung auf. So ist zu bemerken, dass Unteroffiziere, die ungefähr die gleiche Anzahl Kodierungen aufweisen wie Mannschaftssoldaten, ein deutlich konformeres und soldatisches, härteres Selbstbild vermitteln als diese. Analog dazu finden sich kritische und oppositionelle Selbstbeschreibungen in der Mehrzahl bei den Soldaten und Gefreiten. Diese Tendenz setzt sich auch bei den anderen Merkmalsgruppen fort. Ältere Schreiber, besonders die mittlere „Kriegsjugendgeneration“, verheiratete Soldaten, Protestanten oder „Mittelschüler“ bekannten sich in ihren Selbstbildentwürfen häufiger zu einem positiven Soldatenbild und zeigten mehr Durchhaltewillen oder „Härte“ als Katholiken, Ledige, Abiturienten oder jüngere Schreiber. Kritischere Briefe, Siegeszweifel oder Kriegsmüdigkeit und weniger „Spaß“ am Soldatenleben stammten indes von letzteren.

Es wird bei den folgenden Untersuchungsfeldern zu sehen sein, ob sich dieser Trend fortsetzt oder nur spezifisch für dieses Thema Geltung besitzt.

Kapitel 6

Das Bild des Gegners. Vorbilder und Leitmotive der Fremdwahrnehmung deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg

6.1. Prägungen. Leitmotive und Entwicklungen in der Fremdbildkonstruktion bis zum Zweiten Weltkrieg

Im folgenden Abschnitt wende ich mich dem Fremdbild zu, das die Wehrmacht bzw. ihre Angehörigen von ihren direkten Kriegsgegnern besaßen. Da die Hauptschwerpunkte innerhalb des Kriegsgeschehens bei den untersuchten Briefen der Polen-, Frankreich- und der Russlandfeldzug sind, stehen die Ansichten und Einstellungen gegenüber den Soldaten dieser Länder im Mittelpunkt der sich anschließenden Betrachtung.

6.1.1 „Juden und Freischärler“. Das Bild vom polnischen Soldaten in der Wehrmacht

Polen hat im Kanon deutscher Feindbilder schon lange Zeit einen festen Platz besessen. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts geisterte das Bild von der „polnischen Wirtschaft“ als Symbol für die Faulheit, Schmutzigkeit, Hinterlistigkeit und Verschlagenheit des östlichen

Nachbarn durch deutsche Angst- und Sendungsfantasien.²⁹⁹ Dass nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrags Polen über Nacht zu einem souveränen Staat geworden war, lag auch vielen deutschen Militärs schwer im Magen. Der damalige Chef der deutschen Reichswehr, General Hans von Seeckt, war der Ansicht, dass die Existenz Polens schlicht „unerträglich“ sei und es daher von der Landkarte verschwinden müsse.³⁰⁰ Gemessen an der tatsächlichen Stärke bzw. Schwäche des 100000-Mann-Heeres gegenüber den damals überlegenen polnischen Streitkräften war dies ein bemerkenswert realistisches Abbild deutscher Ängste.

Nach Hitlers Machtantritt herrschte indessen gegenüber dem polnischen Nachbarn eine realpolitische „Spannungspause“, die mit dem deutsch-polnischen Nichtangriffspakt am 26. Januar 1934 begann und dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt am 23. August 1939 zu Ende ging.³⁰¹ Hitler musste unter allen Umständen für die Umsetzung der eigenen politischen und militärischen Pläne Konfrontationen auch und gerade an der östlichen Grenze vermeiden. Die Berichterstattung über Polen bzw. der Tenor in der deutschen Presselandschaft wurde demgemäß während dieses viereinhalb Jahre andauernden „Tauwetters“ in der deutschen Presse ausgesprochen moderat gehalten.³⁰² Durch den Wegfall dieser „realpolitischen Einengung“ wurde ab dem Frühjahr 1939 der gewohnte und gewünschte Kurs bei der Darstellung des Polenbildes wieder aufgenommen. Neben dem Staat als solchen galt auch die Armee als rückständig und schlecht ausgebildet. Für den Generalstabchef Franz Halder war der polnische Soldat „der dümmste ganz Europas“, beim Heer handele es sich um „große Haufen notdürftig ausgebildeter Mannschaften, die im Kriege gegen das deutsche Reichsheer gar keine Chance haben“.³⁰³ In der Presse wurde den gesamten Sommer 1939 hinweg immer wieder mit reißerisch aufgemachten Berichten von polnischen Gräueltaten an der volksdeutschen Minderheit versucht, Stimmung gegen Polen zu machen. Je näher der Angriffstermin rückte, um so schärfer wurden die Töne und umso mehr wurden die Polen in die Aggressoren- wie die Deutschen in die Opferrolle gezwängt.

²⁹⁹ Der deutsche Historiker Heinrich von Treitschke schrieb 1862 über das deutsche Verhältnis zu den Polen: „Bei dem unseeligen Zusammenprallen tödlich verfeindeter Rassen ist [...] [ein] rasche[r] Vernichtungskrieg menschlicher [...] als jene falsche Milde [...] Ein menschliches Geschenk daher, dass nach der Unterjochung der Herr dem Diener seine Sprache gab, ihm so den Weg eröffnete zu höherer Gesittung.“ Zit. nach Dirk Herweg: Von der „Polnischen Wirtschaft“ zur Un-Nation. Das Polenbild der Nationalsozialisten, in: Feindbilder, S. 201-223, hier S. 204. Über die Instrumentalisierung des Polenbildes im deutschen Nationsbildungsprozess siehe auch: Berit Pleitner: Von treuester Freundschaft und glühendem Haß. Polen im deutschen nationalen Diskurs 1849-1871, in: Gerd Krumeich/Hartmut Lehmann (Hg.): „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 53-72.

³⁰⁰ Vgl. Jochen Böhrer: Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939, Frankfurt a.M. 2006, S. 27; Herweg, S. 205.

³⁰¹ Das militärische Zweckbündnis mit Polen war schon einige Monate vorher, am 28. April 1944 gekündigt worden. Vgl. Böhrer, S. 31. Gleichwohl war in der nationalsozialistischen Presse, voran im „Völkische Beobachter“, immer „zwischen den Zeilen“ ein aggressiver Ton vorhanden, so dass es nach der Aufkündigung des Bündnisses zu keinem wirklichen Kontinuitäts- und Stilbruch in der Berichterstattung über den polnischen Nachbarn kam. Vgl. Lars Jockheck: Der „Völkische Beobachter“ über Polen 1932-1934. Eine Fallstudie zum Übergang vom „Kampfblatt“ zur „Regierungszeitung“, Hamburg 1999, S. 122 ff.

³⁰² Herweg, S. 208-212.

³⁰³ Böhrer, S. 38.

In den Zeitungen erschienen immer häufiger Artikel darüber, wie „der polnische und der deutsche Soldat“ wirklich seien und die Kriegsbereitschaft in den Köpfen der Soldaten erzeugen und anfeuern sollten.³⁰⁴ Ein Merkblatt des OKW ließ kurz vor dem Überfall keine Zweifel daran, dass die polnische Kampfweise ein verachtenswerte Mischung aus „Grausamkeiten, Brutalität, Hinterlist und Lüge“ wäre.³⁰⁵ Der Gegner, so warnte das OKH im Juli 1939, sei „fanatisch verhetzt“ und würde Lebensmittel vergiften, Juden und Polen sei nicht zu trauen. Vor allem aber müsse man mit Sabotagetätigkeit und „Franktireurskrieg“ rechnen, denn der Pole sei feige und neige zu Überfällen und Freischärlerei.³⁰⁶

6.1.2 „Erbfeinde“ und „Schwarze Bestien“. Deutsche Ansichten der französischen Armee

Die Niederlage gegen die alliierten Truppen 1918 blieb dem deutschen Militär traumatisch in Erinnerung. Vor allem, dem im Jahr 1871 so glanzvoll besieigten Gegner Frankreich erlegen zu sein und den als Demütigung verstandenen Frieden am Geburtsort des Deutschen Kaiserreichs in Versailles entgegengenommen zu haben, wurde als bitterste Schmach empfunden. Ihre Tiefenschärfung haben die deutschen Feindvorstellungen von Frankreich als dem „Teufel“ und „Erbfeind“ indes seit der napoleonischen Besetzung deutscher Fürstentümer zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfahren.³⁰⁷ Vor allem Schriften aus den Befreiungskriegen, wie die Texte Ernst-Moritz Arndts oder Friedrich-Ludwig Jahns, die zur Aufrichtung nationaler Gefühle Zerrbilder der „Welschen Teufel“ entwarfen, dienten vor dem Ersten Weltkrieg zur ideologischen Erbauung der Bevölkerung und nachdem der Krieg verloren war, zur Verarbeitung der Niederlage.³⁰⁸ Frankreich und seine Armee galten von da an als „degeneriert“, „träge“ und „verkommen“ und in jeder Hinsicht als „untüchtig“ und „zurückgeblieben“. ³⁰⁹

Im Weltbild Adolf Hitlers war Frankreich, so wie er es in seinem Buch „Mein Kampf“ beschrieb, der Todfeind Deutschlands schlechthin und das Volk wie das französische Heer

³⁰⁴ In einem gleichnamigen Artikel des späteren Kriegsberichterstatters Hans Nitram (Pseudonym), wurde das gegenseitige Wertigkeitsverhältnis propagandistisch durchaus geschickt aufbereitet. Mittels Verächtlichmachung polnischer Zeitungsartikel, in denen deutsche Soldaten als schwerfällig und unflexibel beschrieben wurden, sollte den Wehrmachtsoldaten mit den Worten: „Der deutsche Soldat wird diese Einschätzung seiner Werte durch die Polen zur Kenntnis nehmen. Er wird erforderlichenfalls durch die Tat beweisen, was er wirklich ist.“ Ein positives Selbst- wie ein negatives Fremdbild vermitteln. Zit. nach „Völkischer Beobachter“ vom 20. August 1939. Dieser Beitrag sollte nach den Wünschen des OKW weitesten Soldatenkreisen zur Kenntnis gebracht werden. Vgl. Herweg, S. 214.

³⁰⁵ Böhler, S. 39.

³⁰⁶ Ebd., S. 40.

³⁰⁷ Vgl. Hagemann, S. 245-255.

³⁰⁸ Siehe dazu: Ute Schneider: Die Erfindung des Bösen: Der Welsche, in: „Gott mit uns“, S. 36-51, hier: S. 42, 48-51.

³⁰⁹ Zit. nach Werner Jochmann (Hg.): Adolf Hitler - Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944. Die Aufzeichnungen von Heinrich Heims, Hamburg 1980, S. 240. Wie der Historiker Paul Distelbarth kurz nach dem Ende des 2. Weltkrieges bemerkte, hätte das nationalsozialistische Bild vom westlichen Nachbarn niemals so wirksam sein können, wäre es im Kern nicht schon sehr viel länger in den Köpfen der Deutschen vorhanden gewesen. Vgl. Paul Distelbarth: Franzosen und Deutsche, Bauern und Krieger, Stuttgart 1946, S. 19 f.

fielen „immer mehr der Vernegerung anheim“.³¹⁰ Diese Verurteilung gründete sich in besonderem Maß auch auf seine Erinnerung an den Einsatz afrikanischer Soldaten in der *Grande Armée* im Ersten Weltkrieg. In der Tat verwendete man in Frankreich algerische Truppenkontingente in den Reihen der eigenen Streitkräfte bereits seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.³¹¹ Auch den preußisch-deutschen Truppen wurden während des deutsch-französischen Krieges 1870-71 solche nordafrikanischen Soldaten entgegengestellt, was die Deutschen zu heftiger Kritik veranlasste. Von noch heftigerer Polemik wurde das Aufstellen und der Einsatz der sogenannten *force noire* im Ersten Weltkrieg begleitet.³¹² Der Einsatz der Truppen durch die Franzosen ging auf die rassistische Annahme zurück, dass die *tirailleurs sénégalais* eine besondere „primitive und angeborene Kampfart“ hätten. Hierin waren sich Deutsche und Franzosen von vornherein einig, nur zeigte man sich auf der deutschen Seite aus genau demselben Grund maßlos empört über die „Wilden“, die gegen Europäer in den Kampf geworfen wurden.³¹³

Noch schmachvoller wurde indes die Tatsache empfunden, dass während der Besetzung des Rheinlandes ab 1919 und des Ruhrgebietes 1923 bis 1925, was die Deutschen ohnehin als Verlängerung des Krieges und reine Willkürherrschaft wahrnahmen, auch koloniale Einheiten als Waffenträger und Vertreter einer militärischen Autorität deutschen Boden betraten. Schnell wurde das Bild vom Afrikaner, der eine junge deutsche Frau vergewaltigt, zum Symbol der Ruhrbesetzung an sich. Die Propaganda schürte Angst und Hass und provozierte ein Feindbild, in dem systematisch zwischen „weißen“ und „schwarzen“ Taten unterschieden

³¹⁰ Hitler sah diese „Bastardisierung des europäischen Kontinents...“ als Ergebnis und Ziel der „eisig kalten Überlegung des Juden“ an. Er ging in seinen Invektiven soweit, dass er Frankreich als den „größten afrikanischen Staat auf europäischem Boden...“ beschrieb und das Schreckbild eines „geschlossenen Siedlungsgebietes vom Rhein bis zum Kongo“ vor den deutschen Lesern ausbreitete. Siehe Adolf Hitler: *Mein Kampf*, 2 Bde., ungekürzte Ausgabe, München 1941, S. 704 f. und 730 f.

³¹¹ Bei den Franzosen standen schon 1850 7000 Nordafrikaner im Dienst der Armeen des Landes. 1870 waren es bereits doppelt so viel. Die scheinbar liberale Einstellung ließ es sogar zu, dass für die afrikanischen Franzosen ein schwarzer Abgeordneter im Parlament saß. Vgl. Gregory Martin: *Koloniale Truppen im Ersten Weltkrieg*, in: Gerhard Höpp/Brigitte Reinwald (Hg.): *Fremdeinsätze. Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen 1914-1945*, Berlin 2000, S. 15-34, bes. 19, 25 f.

³¹² Ebd., S. 28. Zwischen August 1914 und Oktober 1915 wurden insgesamt 32000 Soldaten aus den westafrikanischen Kolonien, dem heutigen Senegal ausgehoben. 1917 wurden diese Truppen in den ungeheuer verlustreichen Schlachten an der Aisne bei Arras im deutschen Abwehrfeuer als Sturmtruppen verheizt. Siehe Ebd., S. 27. Die Verlustquote betrug bei den Truppen 45 Prozent, das waren 7500 Tote. Bereits 1870/71 fielen 5000 der etwa 8000 farbigen Soldaten. Vgl. Gregory Martin: *German and French Perceptions of French North and West African Contingents*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* (56/1997), S. 31-68, hier S. 62.

³¹³ Das deutsche Militärwochenblatt nannte es: „eine Rassenschande[...] auf den europäischen Schauplätzen des Krieges farbige Hilfsvölker, namentlich Vollblutneger, loszulassen“. Auch der ehemalige Chef der Obersten Heeresleitung, Erich Ludendorff, bezeichnete den Einsatz der Kolonialtruppen als entehrend: „Der Appell an die schwarze Rasse ist ein Eingeständnis der Schwäche.“ Durch die Beteiligung der afrikanischen Soldaten am Krieg fiel somit „auf den an sich schon schwachen Ruhmesglanz der Entente [...] ein noch tieferer Schatten“. Auf der anderen Seite verbreitete man die so genannte „Kugelfang-Propaganda“, die die Algerier und Senegalesen als Schutzschilde für die „weißen“ Truppen Frankreichs bezeichnete und so Frankreich vorwarf, seine Söhne auf Kosten des „Schwarzen Kanonenfutters“ schonen zu wollen. Den schwarzen Soldaten wurden ihrerseits Grausamkeiten auf dem Schlachtfeld nachgesagt: „es war festgestellt worden, daß diese Teufel mit unmenschlicher Rohheit deutsche Verwundete massakriert hatten“. Auch bei den Franzosen glaubte und setzte man auf die archaische Kampfweise der Kolonialtruppen. Die Senegalesen wurden als „Kopfabstecher“ begrüßt, die mit ihrer natürlichen Brutalität im Kampf den mindestens doppelten Wert einer europäischen Truppe besäßen, dass sie allein die deutschen Armeen im Alleingang besiegen würden. 200000 Afrikaner, hieß es, könnten 500000 Europäer im Kampf ersetzen. Siehe Ebd., S. 49-62. Besonders ausführlich zur Diskussion über das Kolonialtruppenproblem siehe Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1919-1930), Stuttgart 2001, S. 103-142.

wurde. In kollektiver Hysterie wurden „dem Neger“ Mord, Kannibalismus und Vergewaltigung besonders an Kindern nachgesagt. Es spielte auch keine Rolle, ob es sich bei den Truppen wirklich um „Neger“ also Schwarzafrikaner handelte. In Wirklichkeit waren zur Besetzung nordafrikanische Truppen, die aus Marokko und Algerien abgestellt.³¹⁴

Gleichwohl speiste sich das „Kriegsbild“ der Deutschen vom schwarzen Afrikaner auch aus eigenen kolonialen Erfahrungen. Vor allem im sogenannten „Schutzgebiet“ Deutsch-Südwestafrika kam es Anfang des 20. Jahrhunderts zu Aufständen der Herero- und Namastämme, die vom deutschen Militär brutal niedergeschlagen wurden. Die Aufständischen wurden in der kolonialen Soldatenliteratur immer wieder als „raub- und mordgierige schwarze Schar“, „blutdürstend“, „heuchlerisch“, „feige“ oder als „Kannibalen“ und „Mörderbande“ bezeichnet. Ihre Kriegführung nannten die Schöpfer der literarischen Erzählungen „grausam“, „barbarisch“ und „tierisch“.³¹⁵ Im Gegensatz dazu galten die Einheimischen, besonders die Asakri in Deutsch-Ostafrika, zwar als „rohe“ und „instinktbeherrschte“ Wesen, die gleichwohl aber ein „kindliches Gemüt“ hätten und „gutes Material abgäben“, wenn sie als besonders treue Hilfstruppen den Deutschen dienten.³¹⁶

Das deutsche Feindbild von der französischen Armee offenbarte also in erster Linie eine kulturelle Kluft zwischen dem europäischen Abendland und dem schwarzen Kontinent, auf dem Deutschland als Kolonialmacht spätestens 1918 gescheitert war. Die schwarzen Soldaten wurden somit zum Symbol französischer Dekadenz und Verkommenheit. Sie selbst blieben gleichzeitig auf ein noch tiefergehendes Feindbild, das des „schwarzen Wilden“, festgelegt.³¹⁷

Nur wenige Tage nach Beginn des Angriffs auf Frankreich startete die NS-Presse eine umfangreiche Propaganda gegen die französischen Kolonialtruppen mit dem Ziel, das alte Feindbild neu aufleben zu lassen und das ganze deutsche Volk in 14 Tagen mit „Wut und Hass“ gegen Frankreich zu erfüllen.³¹⁸ Die Medien, voran der „Völkische Beobachter“ zeich-

³¹⁴ Ebenso besonders ausführlich die Darstellung der deutschen Reaktionen in der Presse bzw. der propagandistischen Auswertung der Besatzung durch farbige Truppen an Rhein und Ruhr, in Koller, S. 202-341. Siehe dazu auch Stanislas Jeannesson: Übergriffe der französischen Besatzungsmacht und deutsche Beschwerden, in: Gerd Krumeich/Joachim Schröder (Hg.): Der Schatten des Krieges. Die Ruhrbesetzung 1923, Essen 2004, S. 207-231. Eine propagandistische Darstellung auf einer weit verbreiteten Postkarte zeigt einen der „Schwarzen Vergewaltiger“, Siehe Ebd., S. 229. Auf einem Flugblatt wurden französische Offiziere als „Weiße Neger“ und die Kolonialtruppen als „vertierte Neger, ihre treuen Bundesgenossen und Kriegskameraden“ verunglimpft, Plakate präsentierten immer wieder das Motiv eines dunkelhäutigen Soldaten als „Wächter französischer Kultur“. Siehe Bilddokumente zur Ruhrbesetzung, in: Ebd., S. 345, 351.

³¹⁵ Vgl. Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der Deutschen Kolonialliteratur (1884-1945). Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas, Berlin 1985, S. 175-208.

³¹⁶ Ebd., S. 212-225.

³¹⁷ Zur Entwicklung des deutschen Bildes von den Afrikanern bis ins 19. Jahrhundert siehe Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen, Hamburg 2001.

³¹⁸ Gleichwohl wurde auch hier aus politischen Gründen differenziert. In der geheimen Ministerkonferenz am 29. Mai 1940 beschloss man im RMVP, dass in der Presse und in der Wochenschau nun von „Negern oder Niggern, von Schwarzen oder Urwaldbewohnern ... gesprochen werden [dürfe], nicht aber von Marokkanern, da diese bekanntlich zum „Freiheitskampf der Spanier“ wesentlich beigetragen haben.“ Der Minister selbst ordnete an: „Durch die Erinnerung an die Rhein- und Ruhrbesetzung

neten ein Zerrbild der „grausamen schwarzen Bestien“, denen im Kampf gegen die deutsche Wehrmacht „kein Pardon“ zu geben sei.³¹⁹

Dennoch erwies sich das Feindbild nicht unter allen Umständen als dauerhaft. Deutsche Soldaten, die während des Zweiten Weltkrieges in u.s.-amerikanische Kriegsgefangenschaft gerieten, und farbige Wachmannschaften oder Arbeitern begegneten sich scheinbar nicht mit rassistischen Vorurteilen.³²⁰

6.1.3 „Tönerner Koloss“ und „Rote Horden“. Die Rote Armee in den Augen der deutschen Wehrmacht

Das Bild der Sowjetunion und der Roten Armee im Dritten Reich allgemein und insbesondere bei der Wehrmacht ist unter verschiedenen Fragestellungen und Gesichtspunkten bereits häufig Gegenstand historischer Forschung gewesen.³²¹ Es soll an dieser Stelle überblicksartig dargestellt werden, mit welchen bereits existierenden Bildern und Vorstellungen die Soldaten der Wehrmacht auf ihre sowjetischen Gegner trafen und woher diese Imaginationen kamen.

Anders als bei den Franzosen, war die nach dem Sieg der Bolschewiki nach revolutionären Maßstäben umgerüstete Rote Armee in deutschen Militärkreisen kein mit einem derart

soll der Hass gegen Frankreich neu entflammt werden [...] Als „vernichtete“ Sadisten sollen die Franzosen angeprangert werden“ Zit. nach Willi A. Boelcke (Hg.): *Kriegspropaganda 1939-1941*. Geheime Ministerkonferenzen im Reichspropagandaministerium, Stuttgart 1966, S. 368 ff. In sein Tagebuch notiert Reichspropagandaminister Joseph Goebbels lakonisch am 30. Mai 1940: „In der Greuelpropaganda ergreifen wir nun die Offensive und werden wir nun wohl auch bald die Oberhand haben. Man darf sich in solchen Dingen nicht lang verteidigen, sondern muß überall den Angriff an sich reißen. Das ist [...] nationalsozialistisch.“ Zit. nach Goebbels, *Tagebücher, Teil I Aufzeichnungen 1923-1941*, Bd. 8 April - November 1940, S. 143 (30. Mai 1940).

³¹⁹ Im „Völkischen Beobachter“ konnten die Deutschen vom 28. Mai bis zum 7. Juni 1940 immer wieder reißerisch aufgemachte Berichte lesen, die übertitelt waren mit: „So führt das „ritterliche“ Frankreich Krieg: Französische Morde an Wehrlosen. Harte Vergeltung ist der „Grande Nation“ gewiß“ (30. Mai 1940). Auch die „Verantwortlichen“ (er)fand man schnell: „Schwarze geben den Ton im vernichteten Frankreich an“ (5. Juni 1940). Die Kampagne erzielte, glaubt man den Stimmungsberichten des SD, einiges an Wirkung in der deutschen Öffentlichkeit und damit auch in der Truppe: So sei die Bevölkerung - wie indessen auch der Bericht Nr. 93 vom 3. Juni 1940 hervorhebt, erst durch die starken Propagandamaßnahmen - „erfüllt von ungeheurer Erbitterung und grenzenlosem Haß“ gegen die farbigen Truppen. Die Allgemeinheit, so schließt der Bericht vom 10. Juni, ginge in ihren Vorstellungen bezüglich der angesichts der Schilderungen der Handlungsweisen der Schwarzen zu ergreifenden Vergeltungsmaßnahmen sehr weit. Gleichwohl geriet die Berichterstattung nicht immer nach Wunsch des RMVP. So zeigte sich die Bevölkerung irritiert, dass in einigen Meldungen der Propaganda-Kompanien, schwarzen Soldaten bescheinigt wurde, dass sie mit „Schneid bis zum Tode kämpften.“ Vgl. Steinert, S. 129. Und bereits im Juli hieß es in den SD-Berichten, dass bei „den Berichten über die Greuelthaten der Kolonialtruppen [...] die deutsche Propaganda während der Kampfhandlungen wohl etwas übertrieben“ hätte. Siehe Boberach, Bd. 4, S. 1206 und 1240; Bd. 5, S. 1337 f.

³²⁰ Der größte Teil der deutschen Soldaten war im Süden der USA interniert, wo sie beispielsweise bei der Baumwoll- oder der Zuckerrohrernte zusammen mit Farbigen eingesetzt waren. Ab 1944 wurden auch Schwarze, die vorher von diesen Tätigkeiten ausgeschlossen waren, zur Bewachung von deutschen Kriegsgefangenen eingesetzt. Dort ergaben sich Kontakte, die schnell bei vielen der Deutschen als überraschend positiv empfunden wurden und in der Erinnerung als reibungslos und gleichberechtigt beschrieben werden, da die Schwarzen signalisierten, sie wären auch nichts anderes als eine Art Gefangene. Damit meinten sie die Rassentrennung, die sie von vielen Bereichen im Alltag ausschloss. Siehe Matthias Reiß: „Die Schwarzen waren unsere Freunde“. Deutsche Kriegsgefangene in der amerikanischen Gesellschaft 1942-1946, Paderborn 2005, hier S. 231-281.

³²¹ Stellvertretend sei auf den Sammelband des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hingewiesen: Hans-Erich Volkmann (Hg.): *Das Russlandbild im Dritten Reich*, Köln² 1994. Das militärische Russlandbild wird hier in gleich drei Beiträgen untersucht. Die Aufsätze von Manfred Zeidler, Andreas Hillgruber und Jürgen Förster beschränken sich indessen auf die Wahrnehmung der Führungselite der Wehrmacht von 1933 bis 1945.

klaren Feindbild besetzter Opponent. Das politische System des Bolschewismus war den führenden Köpfen der Reichswehr zwar ein Dorn im Auge, dennoch ließen sie sich aus verschiedenen Gründen auf eine partnerschaftlich zu nennende Beziehung mit dem sowjetischen Militär ein.³²² Zum einen spielte der Revisionsgedanke gegenüber Polen eine entscheidende Rolle für die sowjetische Option, zum anderen trennte man gedanklich die sowjetische Staatsregierung von der kommunistischen Partei, wodurch eine Zusammenarbeit mit dem Staat attraktiv wurde. Hinzu kamen nicht zuletzt die aus den Auflagen des Versailler Vertrages resultierenden sehr stark eingeschränkten Möglichkeiten der Reichswehr in Sachen Waffenentwicklung und -erprobung. An diesem Punkt verknüpften sich die Hoffnungen der deutschen Militärführung mit denen der sowjetischen, die sich ebenfalls in einem Reformprozess befand. Über den Verlauf der gesamten zwanziger Jahre hinweg entspann sich ein reges Austausch- und gegenseitiges Beeinflussungsverhältnis zwischen beiden Streitmächten, ganz besonders auf dem Gebiet der Luftwaffe und der Panzertruppen.³²³ Abgerundet wurden die Beziehungen durch wechselseitige Manövereinladungen seit 1925, bei denen viele später hochrangige und prominente deutsche Generäle die sowjetischen Truppen beobachten und kennen lernen konnten.³²⁴

In dieser Phase des engen Kontakts mit den Sowjets entstand bei den Deutschen das Bild von einer Armee, die „vorzügliches Soldatenmaterial“ besaß und im Ganzen als erfolgreich und aufstrebend bewertet wurde. Selbst das eigentlich verhasste kommunistische System schien durch seinen „gesunden Militarismus“ weniger fremd und abstoßend zu wirken. Wenn auch nicht alle Offiziere diese Einstellungen teilten, war der militärische Gesamteindruck durchaus positiv. Ein geschlossenes Bild ergab sich dennoch, schon aufgrund der Vielzahl der Betrachter, nicht.³²⁵

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten stellt auch hier eine Zäsur in dem Verhältnis der beiden Seiten dar. Vor allem die Rolle als „Truppenübungsplatz“ der Reichswehr entfiel zunehmend, da Hitler entschlossen war, Heer und Luftwaffe im eigenen Land aufzurüsten. Entlang verschiedener „Wegmarken“, vom Auflösen der russischen Stützpunkte

³²² 1919 bezeichnete der spätere Chef der Reichswehr von Seeckt den Bolschewismus als ein „schweres Weltunglück“ und als einen „Todfeind“. Gleichwohl setzte bei ihm nur wenig später ein Umdenken ein. Schon im Jahr darauf stellte von Seeckt fest: „Nur im festen Anschluss an ein Gross-Russland hat Deutschland die Aussicht auf Wiedergewinnung seiner Weltmachtstellung“. „Stellt sich Deutschland gegen Russland“ schlussfolgerte er ebenfalls 1920 in einem Memorandum „so verliert es die einzige Zukunftshoffnung, die ihm nach zwei Kriegen bleibt“. Zit. nach Manfred Zeidler: Reichswehr und Rote Armee 1920-1933. Wege und Stationen einer ungewöhnlichen Zusammenarbeit, München² 1994, S. 31 f.

³²³ Nur zwei Beispiele der engen Zusammenarbeit seien hier benannt: Im Sommer 1924 errichtete die Reichswehr im zentral-russischen Lipeck bei Voronež, in der Nähe des Don, eine Ausbildungsstätte für deutsches Jagd- und Kampffliegerpersonal. Ein anderer Vertrag regelte die Kooperation beider Mächte auf dem Gebiet der Ausbildung von Panzertruppen. Ab 1929 erprobten deutsche Soldaten die Fahr- und Kampfweise sogenannter „Großtraktoren“, z.T. russische Typen, in der Panzertruppenschule Kama im noch weiter östlich gelegenen Kazan. Siehe Ebd., S. 129-133 und 189-198.

³²⁴ Unter ihnen befanden sich der spätere Reichswehrminister von Blomberg, sowie die späteren Generäle Hoth, Stülpnagel und von Manstein. Die Begegnungen wurden von den deutschen Manövergästen rundum als „höflich“ und „persönlich“, sogar als „feuchtfrohlich“ empfunden. Auf der sowjetischen Seite bewertete man die Besuche insgesamt als erfolgreich, auch wenn einige Offiziere sich von der Haltung ihrer deutschen Berufskollegen zurückgesetzt fühlten. Vgl. Ebd., S. 208-217.

³²⁵ Ebd., S. 251-258.

und Übungsplätze der Reichswehr über den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt 1934, der Stalin brüskierte, bis zum Antikominternpakt und dem Spanienkrieg verfielen nicht nur die politischen Grundlagen des Austausches, auch das Bild begann sich zu wandeln. Da direkte Eindrücke nicht mehr gewonnen werden konnten, verflachte die bisher differenzierte Wahrnehmung der Roten Armee und glitt ab ins seichte Fahrwasser der Klischees, Zerrbilder und propagandistischen Projektionen.³²⁶

Ein weiterer tiefgreifender und folgenreicher Wandel des Bildes setzte nach den stalinistischen Säuberungen im Offizierkorps 1937 ein. Galten die Streitkräfte der Sowjetunion bis dato als moderne, hochmotorisierte und also ernstzunehmende Bedrohung, wurde nach dem Verlust der Führungsschicht der Armee in breiten Wehrmachtskreisen vom „Koloß auf tönernen Füßen“ gesprochen und der Wert der sowjetischen Truppen als Bündnispartner, wie als Gegner, sehr niedrig veranschlagt.³²⁷ Diese generelle Einschätzung änderte sich auch nicht während der vorübergehenden Wiederannäherung in der Zeit des Hitler-Stalin-Paktes. Einer Studie der OKH-Abteilung „Fremde Heere Ost“ vom Dezember 1939 zufolge, war die Rote Armee zwar nach wie vor „zahlenmäßig ein riesiges Kriegsinstrument“, ihre Ausrüstung allerdings äußerst mangelhaft, die Offiziere im Allgemeinen ungebildet und die einfachen Soldaten indes zwar ausdauernd und anspruchslos, gleichwohl machten sie einen müden und stumpfen Eindruck.³²⁸

Die Siegesicherheit, mit der sich die Wehrmachtführung nach dem raschen Niederwerfen des Kriegsgegners Frankreich und dem wenig überzeugenden militärischen Auftreten der Roten Armee in Polen und Finnland umgab, tat ihr Übriges, um Realismus in den Planungen für den kommenden Feldzug zu verhindern. In den Köpfen der militärischen Führung Deutschlands bis zu den Armeeoberbefehlshabern und Generalstabchefs der Heeresgruppen verfestigte sich ein Bild vom sowjetischen Gegner, der zwar riesenhaft war und zäh kämpfen würde, dem es aber vor allem an Ausrüstung und Führung und besonders an selbständig und aktiv handelnden Offizieren und Unterführern eklatant mangelte - „in Koloß auf tönernen Füßen“. Nicht zuletzt meinte man, ginge der Wehrmacht ja auch der „Ruf und Nimbus der Unbesiegbarkeit“ voraus, der „auf die wenig ‚offensive‘ Mentalität der Russen besonders lähmend wirken wird“.³²⁹ Eine besonders feststellbare ideologische Trübung des traditionellen militärischen

³²⁶ Besonders stark wurde nunmehr die „bolschewistische Gefahr“ - spätestens nach dem Moskauer VII. Weltkongress der Kommunistischen Internationale 1935, in der deutschen Propaganda aufbereitet. Siehe Manfred Zeidler: Das Bild der Wehrmacht von Rußland und der Roten Armee zwischen 1933 und 1939, in: *Russlandbild*, S. 105-123, hier S. 115-118.

³²⁷ Gleichwohl gab es auch warnende Stimmen, die darauf hinwiesen, dass die jungen nachrückenden Offiziere zuverlässig und entschlußkräftig sein würden und dass die Rote Armee zwar an Schlagkraft verloren hätte, gleichwohl die Bedeutung Russlands als Gegner im Fall eines Krieges sehr hoch einzuschätzen sei. Ebd., S. 119 ff.

³²⁸ Ebd., S. 122 f.

³²⁹ So die Überzeugung vom Chef des Generalstabs der 4. Armee, Blumentritt, der die sowjetischen Soldaten als „wenig blut- und verlustscheu und standfest“ einschätzte. Die Wehrmacht sei gleichwohl aber „weit überlegen“. Bis auf wenige Ausnahmen

Blicks durch die nationalsozialistischen Vorstellungen sei aber, folgt man der Einschätzung Andreas Hillgrubers, nur bei wenigen der hohen und höchsten Offizieren wirksam gewesen.³³⁰

Entscheidender für die Wahrnehmung des Kriegsgegners „von unten“, also fernab der Planungszentren in der Berliner Wilhelmstraße und am Tirpitzufer, bei den „einfachen“ Soldaten, waren indessen nicht die Studien und Denkschriften auf Generalstabsebene, sondern andere, simplere Medien und Darstellungen.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass unabhängig von allen nationalsozialistischen Bemühungen um ein bestimmtes Bild vom Sowjetsoldaten eine - ebenso wie beim Feindbild des „wilden Schwarzen“ - tiefsitzende „Russenfurcht“ dieses Bild vorprägte. In erster Linie spiegelte sich darin Angst vor dem Fremdartigen des „Asiaten“ bzw. vor der „Überflutung“ Deutschlands durch „asiatische Horden“. Die Verbindung von Angst- und Überlegenheitsvorstellungen gegenüber einer fremden Welt, die man weithin als minderwertig ansah, wurde durch den Begriff „Asiatisch“ zusammengefasst. Die Vermengung mit den Chiffren „Bolschewistisch“ und „Jüdisch“ nach der Revolution 1917, ergab die allgemeine Formel des „Jüdisch-Asiatischen-Bolschewismus“, die innere und äußere Bedrohung miteinander vereinte und neue Feindbilder auf altüberkommene aufsatteln und den Wirkungsradius erheblich erweitern konnte.³³¹

Neben der Literatur (und der Presse) war der Film und besonders die „Deutsche Wochenschau“ eines der wirksamsten (Propaganda-)Mittel zur Verbreitung eines bestimmten von der NS-Führung gewünschten Bildes von der Sowjetunion und ihrer Armee.³³² Regelmäßig vor den Unterhaltungs- oder Propagandafilmen, bzw. in eigenen Programm-Kinos brachten diese bewegten Bilder den Deutschen die „weite“ Welt, die nur ganz wenige selbst kennen gelernt hatten, quasi „ins Haus“ und wurden mit der Zeit, besonders seit dem Beginn des Krieges 1939, ungemein populär.³³³ Mit der Nutzung dieses Mediums ergaben sich für die Fremd- und Feindbildkonstruktion bzw. -produktion völlig neue Wege. „Der Film“, so schwärmte der Reichspropagandaminister, „ist keine Kunst für ein paar tausend Gebildete, sondern

teilten diese militärische Beurteilung wohl die meisten hochrangigen Offiziere kurz vor Ausbruch des Krieges. Zit. nach Andreas Hillgruber: Das Rußland-Bild der führenden deutschen Militärs vor Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion, in: *Russlandbild*, S. 126-140, hier S. 137 f.

³³⁰ Ebd., S. 131 f.

³³¹ Vgl. Peter Jahn: „Russenfurcht“ und „Antibolschewismus“: Zur Entstehung und Wirkung von Feindbildern, in: Ders./Reinhard Rürup (Hg.): *Erobern und Vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941-1945*, Berlin 1991, S. 47-65, hier S. 54 f.

³³² Die so genannte „Deutsche Wochenschau“ war indessen ein Produkt aus dem Jahre 1940. Zwar hatten die Nationalsozialisten die staatliche Kontrolle über die Filmberichterstattungen bereits seit 1936 gesetzlich verankert. Dennoch gab es bis 1940 weiterhin vier verschiedene regionale Wochenschauvarianten. Vgl. dazu Felix Möller: *Der Filmminister. Goebbels und der Film im Dritten Reich*, Berlin 1998, S. 366-374. Siehe auch Peter Bucher: *Goebbels und die Deutsche Wochenschau im Zweiten Weltkrieg 1939-1945*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* (2/1986), S. 53-69, hier S. 54.

³³³ Die Zuschauerzahlen stiegen von Woche zu Woche an und so boten die Kinos ein besonders gutes Reflexionsinstrument für die Messung der Stimmung in der Bevölkerung. Siehe Ebd.

[...] für das Volk bis zu seinen primitivsten Regungen. Er appelliert nicht an den Verstand [...] sondern an den Instinkt [...] er hat die Möglichkeit [...] bis zum letzten Mann im letzten Dorf vorzudringen“.³³⁴ Die Sowjetunion und die Rote Armee gerieten zum ersten Mal im Sommer 1935 ins Objektiv der Wochenschaukameras. Dabei präsentierten die Filmverantwortlichen den deutschen Zuschauern ein Bild des Chaos und der Zerstörungswut, ebenso wie der Bedrohung der Welt durch den Bolschewismus.³³⁵ Nach nur wenigen, besonders antibolschewistischen Ausgaben verschwand das Thema Sowjetunion für die kommenden vier Jahre von der Wochenschauleinwand und der Öffentlichkeit.³³⁶ Die dann ab 1939 folgenden Berichte standen ganz im Zeichen der Annäherung des Hitler-Stalin-Paktes. Hervorzuheben ist besonders die Wochenschau zum deutsch-sowjetischen Truppentreffen in Brest-Litowsk vom 27. September 1939. Darin werden siegreiche deutsche Soldaten kontrastiv gegenüber wenig schneidigen und eher passiven russischen gezeigt, die im Gegensatz zu den in Paradeuniform auftretenden Wehrmachtsoffizieren in ihren Kampfanzügen gefilmt wurden. Zwar musste die Berichterstattung mit Rücksicht auf die realpolitischen Hintergründe auf jede offene Diskreditierung der Russen verzichten, unterschwellig aber vermittelte sie die Botschaft zweier völlig ungleicher Armeen und Systeme, unter denen nur das deutsche, also nationalsozialistische, siegreich aus einem Konflikt hervorgehen könne.³³⁷ In der Folgezeit bis zum Kriegsausbruch 1941 wandelte sich das Bild noch stärker im Sinne der deutsch-sowjetischen (Zweck-)Partnerschaft. Erst mit dem Überfall am 22. Juni kehrte auch die Wochenschauberichterstattung wieder dorthin zurück, wo sie 1935 angefangen hatte. Die Kriegswochenschau vom Vormarsch auf Kiev bot gemäß der Vorgaben Goebbels“ ein Panorama aus jüdisch-bolschewistischer Verbrecherherrschaft, der Lüge vom „Arbeiterparadies“ und „Untermenschentum“.³³⁸ Die kriegsgefangenen Soldaten erschienen den Zuschauern als Horde. Die Kamera griff sich einzelne, besonders erschöpfte und abgerissene, besonders fremdartig aussehende Männer heraus, um das Bild einer allgemeinen rassischen Minderwertigkeit der Soldaten der Roten Armee zu suggerieren.

³³⁴ Zit. nach Gerd Albrecht: Nationalsozialistische Filmpolitik. Eine soziologische Untersuchung über die Spielfilme des Dritten Reichs, Stuttgart 1969, S. 469. Zur Konstruktion und Verbreitung von Feindbildern in den nationalsozialistischen Spielfilmen siehe Birthe Kundrus: Totale Unterhaltung? Die kulturelle Kriegführung 1939-1945 in Film, Rundfunk und Theater, in: Kriegsgesellschaft, Ausbeutung, S. 93-157, hier S. 121-129.

³³⁵ Siehe Bianka Pietrow-Ennker: Das Feindbild im Wandel: Die Sowjetunion in den nationalsozialistischen Wochenschauen 1935-1941, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (12/1990), S. 337-351, hier S. 340 f.

³³⁶ Gleichwohl setzte das RMVP ab 1937 die „Bollwerk-These“, d.h. die Idee von Deutschland als Retter der abendländischen Kultur vor der „Roten Gefahr“ aus dem Osten als Ziel der Beeinflussung der deutschen Bevölkerung. In der Propaganda-Anweisung vom 31. März 1937 hieß es: „Aufgabe der Propaganda ist es, dem deutschen Volk zu zeigen, dass der Bolschewismus sein Todfeind ist und der Welt zu beweisen [...] dass er der Weltfeind ist [...] die Rote Armee usw. sind nur Instrumente zur Erreichung dieses Zieles“ Immer wieder erfolgte die Verkoppelung von Bolschewismus und Judentum und es wurde ausdrücklich und verstärkt darauf verwiesen, dass nicht „asiatisch“ oder „ostisch“ das feindliche Element des Bolschewismus sei, sondern sein „von Grund auf jüdisches Wesen“. Zit. nach Dies.: Die Sowjetunion in der Propaganda des Dritten Reiches: Das Beispiel der Wochenschau, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (2/1989), S. 79-120, hier S. 97-98.

³³⁷ Ennker, Feindbild, S. 342 f.

³³⁸ Am 6. Juli 1941 eröffnete Goebbels selbst mit seinem Artikel „Der Schleier fällt“ in der Zeitschrift „Das Reich“ eine Propagandakampagne, die den sowjetischen Kriegsgegner aller menschlichen Zügen berauben sollte. Vgl. Willi A. Boelcke (Hg.): „Wollt ihr den totalen Krieg?“. Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939-1943, Stuttgart 1967, S. 183 f. S.a. Goebbels, Tagebücher, Teil 1, Bd. 4, S. 737 (6. Juli 1941).

allgemeinen rassistischen Minderwertigkeit der Soldaten der Roten Armee zu suggerieren. Dramatische Musik und der Kommentar des Sprechers, dass diese „roten Horden, brennend und mordend über Europa hergefallen wären“, verfehlten ihre Wirkung auf das Publikum nicht.³³⁹

Die in der ersten Wochen nach dem Überfall gedrehten Wochenschauberichte über die Verbrechen des NKVD in Lemberg und anderen Städte benutzte die deutsche Propaganda gezielt mit äußerst abschreckenden Bildern und Kommentaren, die den Gegner als „Roten Bestien in Menschengestalt“ und „jüdischem Mordgesindel“ diffamierten. Gegen einen solchen Gegner, der sich selbst scheinbar an keinerlei Kriegsvölkerrecht zu halten schien, wurde jede regelgeleitete Kriegführung obsolet, ja geradezu unvertretbar. Das Bild der Roten Armee sollte, koste es was es wolle, so verabscheuungswürdig wie nur möglich verzerrt werden. Hitler und, wie es scheint, auch die deutschen Kinogänger waren der Meinung, die Lemberg-Wochenschau vom 9. Juli wäre „ein filmisches und propagandistisches Kunstwerk erster Klasse [und] die beste, die [...] je herausgebracht worden war“.³⁴⁰

Bei den Soldaten im Feld oder den besetzten Gebieten spielten die Wochenschauen vielleicht noch mehr als im Reich eine herausragende Rolle für die Unterhaltung und „Information“.³⁴¹ Erst nach dem Ende der Zeit der „Blitzkriege und -siege“ genügte dieses Medium, das an der Ostfront ohnehin nur einen kleinen Kreis von Soldaten erreichte, den Anforderungen der Propaganda wie der Truppe immer weniger.³⁴²

Kurz vor dem Angriff setzte in der Truppe noch einmal ein wahrer „Propagandaregen“ ein. Materialien wie die Juniausgaben der „Mitteilungen für die Truppe“³⁴³, die „Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Rußland“, „Kennt ihr den Feind“, „Warnung vor heimtückischer Sowjetkriegführung“³⁴⁴ oder die so genannten „Sieben Gebote im Kampf mit der Roten Armee“³⁴⁵ wiederholten die immer gleichen Topoi vom „hinterlistigen“, „grausamen“, „unbere-

³³⁹ Zit. nach Ebd., S. 741 (8. Juli 1941). Der SD-Bericht vermerkt dazu, dass im „Zusammenhang mit den Bildern, auf denen die Gefangenen zu sehen sind, seien häufig Gedanken laut geworden, die sich mit der ernährungspolitischen Belastung Groß-Deutschlands durch die Gefangenen beschäftigen“. Zit. nach Boberach, Bd. 7, S. 2564. Siehe auch Steinert, S. 211 f.

³⁴⁰ Vgl. Ennker, Sowjetunion, S. 94-96.

³⁴¹ 1939 zählte das Hauptamt „Film“ im RMVP über 5 Millionen Besucher bei der filmischen Wehrmachtsbetreuung, im Jahr darauf stieg das Publikumsaufkommen bereits auf fast 20 Millionen Zuschauer an. Beim AOK 9 in Frankreich sahen die Soldaten sich acht mal mehr Filme an, als dass sie Theatervorstellungen besuchten. Vgl. Frank Vossler: Propaganda in die eigene Truppe. Die Truppenbetreuung in der Wehrmacht 1939-1945, Paderborn 2005, S. 260 f.

³⁴² Je breiter die Kluft zwischen Propaganda und Wirklichkeit wurde, um so schwerer konnten die Wochenschauen die Soldaten erreichen. In verschiedenen Briefen liest sich das so: „Wochenschauen und Frontberichte, die Euch von der Heimat vorge-
setzt werden, geben euch ein völlig falsches Bild [...] Es besteht daher beim Landser dagegen auch eine allgemeine Ablehnung“, Klaus B. an seine Frau am 17. Februar 1942. Ein anderer Soldat schrieb gut ein halbes Jahr später: „Gestern hatten wir die seltene Unterhaltung einer Filmvorführung [...] Man mußte wieder lachend feststellen, wie einseitig u. daher falsch eine solche Wochenschau wirkt, wo eben immer nur gewaltige Erfolge und Leistungen, dauerndes Vorwärtsgen u. Siegen gezeigt wird. Da muß man sich doch mit Recht fragen: Ja, wenn das so geht, müßte der Krieg doch längst fertig sein?“, Rudolf S. an seine Eltern am 25. September 1942.

³⁴³ Besonders stark wurde das Bild der Kommissare entstellt: „Es hieße die Tiere zu beleidigen“, ereiferte sich die Ausgabe Nr. 116, „wollte man die Züge dieser [...] jüdischen Menschenschinder tierisch nennen. Sie sind die Verkörperung des Infernalischen, Person gewordener wahnsinniger Haß gegen alles edle Menschentum“. Zit. nach Messerschmidt, Zeit, S. 326.

³⁴⁴ Abgedruckt in Ueberschär, Dokumente, S. 258 f. und 262 ff.

³⁴⁵ Herausgegeben vom OKW. Siehe MKB 3.2002.1275.

chenbaren“ und vollkommen „unritterlichen“ Verhalten der Sowjetsoldaten, in erster Linie der asiatisch-stämmigen. Gefangene würden von ihnen „sadistisch und brutal“ behandelt oder ermordet, der Feind täte nur so, als ob er sich ergäbe, oder tot sei, um den Gegner zu überfallen, sobald er arglos wäre. Diese „Tatsachen“ verlangten demzufolge von den deutschen „Landsern“, dass sie „misstrauisch“ bleiben sollten und „rücksichtslos“ gegen alle Führer, Kommissare und Juden vorzugehen haben, bzw. besser im Kampf sterben sollten, als sich gefangen zu geben. Die „Sieben Gebote“ endeten daher auch mit der Aufforderung und Aufmunterung: „wehr’ Dich mit allen Mitteln! Deine Führung, Deine Waffen, Deine Ausbildung sind besser als die des Roten Soldaten.“³⁴⁶

6.2 „Der gesichtslose Gegner“. Ergebnisse der Feldpostforschung

Einer der ersten Beiträge, die sich mit der Darstellung der „anderen“ Soldaten in Feldpostbriefen auseinander setzten stammt von Peter Knoch.³⁴⁷ Wie der Titel „Das Bild des russischen Feindes“ verrät, analysiert Knoch nur auf Sowjetsoldaten bezogene Beschreibungen. Er untersuchte insgesamt 383 Feldpostbriefe von 140 Soldaten. Exemplarisch geht er detailliert auf zwei Schreiber ein, die beide (auch) aus Stalingrad Briefe in die Heimat schrieben.³⁴⁸ Der Vergleich der Schreiber gerät indessen etwas schief, da der eine seine Briefe weit vor der Einkesselung der 6. Armee schrieb, vom anderen jedoch nur „Kesselpost“ vorhanden war, und somit auch die Schreibsituation eine völlig andere war.³⁴⁹ Insgesamt kommt Knoch zu dem Ergebnis, dass das Bild der Wehrmachtssoldaten (vor und in Stalingrad zum Jahreswechsel 1942/43) wenig mit rassistischen Verzerrungen einher geht. Auch wird in den Briefen der Feind überhaupt nur selten, d.h. in gerade 34 Prozent, thematisiert.³⁵⁰ Knoch konstatiert abschließend, dass der Gegner anonym in den Briefen auftritt und als bedrohlich empfunden wird, Invektiven oder Anzeichen einer Übernahme nationalsozialistischer Feindbilder fehlen genauso weitgehend wie die Selbststilisierung als „unbeugsamer“ Stalingradkämpfer.

³⁴⁶ Zit. nach Ebd.

³⁴⁷ Peter Knoch: Das Bild des russischen Feindes, in: Stalingrad. Mythos, S. 160-167.

³⁴⁸ Die Quellen stammen bis auf die Briefe der beiden ausführlicher behandelten Personen aus publiziertem Material. Leider fehlen hier jegliche Auswahlkriterien bzw. eine Anmerkung zu den Auswahlkriterien der grundlegenden Briefeditionen. Ebd., S. 291 (Anm. 1). Von welchen Soldaten (Alter, Dienstgrad, Einheit etc.) diese Briefe stammen erörtert Knoch nicht näher. Damit muss eine Analyse unvollständig bleiben.

³⁴⁹ Auch fehlt bei den analysierten Briefen des zweiten Schreibers ein eigentliches Fremdbild. Zwar berichtet er über russische Stoßtrupps und erklärt seiner Frau, dass der „Iwan gedemütigt“ wurde, eine klare Charakterisierung des militärischen Gegners - der Schreiber liefert geradezu beispielhaft Selbsteinschätzungen - fehlt völlig. Das Bild, das der erste Schreiber vom Feind wiedergab beschreibt Knoch als respektvoll und gesichtslos. Der Feind ist übermächtig und anonym. Ebd., S. 162 ff.

³⁵⁰ Leider nimmt Knoch auch keine Begriffsabgrenzungen vor. Einerseits geht es ihm in der Darstellung um den militärischen Feind, andererseits bezieht er in seine Auswertung offenbar auch Äußerungen zu Zivilisten mit ein. Damit ist der Wert von knapp 34 Prozent eher als zu hoch anzunehmen. Ebd., S. 165.

Zu einem ganz ähnlichen Schluss gelangt Klaus Latzel in seiner Analyse.³⁵¹ In 66 Briefen der 2609 untersuchten, ließen sich Stellen finden, in denen der Gegner beschrieben wurde. Wie sich diese Briefe über den Untersuchungszeitraum verteilen, bleibt unklar, ebenso wie die Zuordnung zu den verschiedenen Kriegsschauplätzen. In den zitierten Briefen erscheinen die französischen Soldaten³⁵² als „teilnahmslos“, britische werden (in erwartendem Vorgriff auf wirkliche Kämpfe) als „sture, zähe Hunde“ beschrieben und Soldaten der Roten Armee sind anfangs „billig“ und „arme Kerle“. Mit zunehmender Kriegsdauer werden die offensichtlichen militärischen Qualitäten auch in den Briefen lesbar. Insgesamt gesehen stehen die Gegner im Zweiten Weltkrieg im Gegensatz zu den Briefen des Ersten Weltkrieges, die Latzel (gegen-) analysiert, „blaß“ und „konturlos“ im geschriebenen Raum.³⁵³ Und auch hier schließt der Autor aus den Briefinhalten, dass der Gegner eher eine anonyme Bedrohungsmacht in den Augen der deutschen Soldaten war.³⁵⁴

Bei den Untersuchungen Martin Humburgs wird das Thema „Der andere Soldat“ nicht explizit berührt.³⁵⁵ Unter der Rubrik „Feindseligkeit“ streift er es gleichwohl. Sein Ergebnis ist folgendes: 739 Feldpostbriefe enthielten 112 Äußerungen zum (russischen) Feind, die vor allem Misstrauen und Verachtung, weniger Hass und Mordlust und noch seltener Respekt oder Anerkennung ausdrückten. Der größte Teil der Mitteilungen wurde, in erster Linie von älteren Ehemännern, in den Anfangsmonaten (Juni-Oktober) 1941 gemacht, das Feindbild diente hier zu Anfang der kulturellen Abgrenzung gegenüber den „unterlegenen Soldaten“.³⁵⁶ Den Rückgang solcher Aussagen im Kriegsverlauf führt Humburg auf Gewöhnungsprozesse im Frontalltag und Nichtkommunizierbarkeit des Kampfes, weniger auf ein Verschwinden oder einen Wandel des Feindbildes zurück. Aussagen, die Respekt vor den Fähigkeiten des Gegners bezeugen, sieht der Autor im Licht gleichzeitiger Fremdad- und Selbstaufwertung.³⁵⁷

³⁵¹ Latzel, Soldaten, S. 206-226.

³⁵² Über polnische Soldaten ist offenbar nichts geschrieben worden, bzw. in Latzels Quellenkorpus war kein Brief aus diesem Feldzug mit spezifischem Inhalt vorhanden.

³⁵³ Latzel erblickt in den „Spitznamen“ des Ersten Weltkrieges („Franzmann“ für die Franzosen) so etwas wie ein „menschliches Kolorit“, das den Beschreibungen der Briefe des Zweiten Weltkrieges fehle. Diese Bewertung kann einer Analyse anderen Materials indes m.E. nicht standhalten. Einerseits (wie auch Latzel in seiner eigenen Untersuchung herausstellt) werden Briten als „Tommys“ und Sowjetsoldaten als „Iwans“. Wo der Unterschied zu den „Franzmännern“ (die in einem auf S. 191 abgedruckten Brief ja auch so benannt werden) sein soll, ist dabei schwer einzusehen. Andererseits werden, wie die hier untersuchten Briefe zeigen, französische Soldaten auch 1940 sehr wohl noch „Franzmänner“ genannt. Zudem ist auch nicht zu erkennen, welches spezielle „menschliche Kolorit“ in einer durchaus als Schimpfwort gebrauchten Formulierung stecken soll. Vgl. Ebd., S. 225.

³⁵⁴ In erster Linie bezieht sich diese Einschätzung auf die Soldaten der Roten Armee, da die meisten deutschen Soldaten diese als einzigen Gegner kennen lernten. Darauf weist Latzel indessen nicht hin. Siehe Ebd.

³⁵⁵ Humburg, Gesicht, S. 193-197.

³⁵⁶ Ebd., S. 193.

³⁵⁷ Ebd., S. 196 f.

Im selben Jahr wie die Studien Latzels und Humburgs widmete sich auch eine ganze Studie dem Thema „das Russlandbild des kleinen Mannes“.³⁵⁸ Der Autor, Thilo Stenzel, arbeitet mit einer recht breiten Quellenbasis von ca. 970 Feldpostbriefen, die 227 Soldaten während des Russlandfeldzuges geschrieben hatten. Um diese Briefe inhaltlich bezüglich ihrer Fremdwahrnehmungsmuster zu analysieren, wählt Stenzel zwei verschiedene Ansätze. Er untersucht einerseits ca. 330 Briefe von 221 Soldaten zu zwei unterschiedlichen „Zeitpunkten“ (Juli 1941 und August 1944), andererseits nimmt er die Briefserien (mit ca. 640 Briefen) von sechs Schreibern näher in Beschau.³⁵⁹ Anhand verschiedener Kriterien und Kategorien entwirft der Autor ein im Kern den anderen Studien ähnliches Bild. Auch er stellt fest, dass die ersten Kriegsmonate den Soldaten nicht nur (quantitativ) die meisten sondern auch (qualitativ) die „schärfsten“ und am stärksten der zeitgenössischen deutschen Propaganda ähnlichsten Mitteilungen hervorbrachten. In dieser Zeit waren die Dehumanisierungserscheinungen in den Briefen am stärksten, aber auch die militärischen Respektsbezeugungen gegenüber den Rotarmisten, wobei als Kontrast das Verhalten der „Poilus“ im Frankreichfeldzug dient.³⁶⁰ Die Winterkrise und noch einmal das Debakel der 6. Armee in Stalingrad führten in den Schreibmustern der Soldaten zu einem Rückgang der Feindbildschemen und auch zu einem Differenzierungsverlust - der Feind wurde anonym und bedrohlicher. Eine generelle Übernahme der antisemitischen Konnotation „des“ Rotarmisten kann Stenzel in seinem Material nicht feststellen.³⁶¹

6.3 Quellenbefunde I. Quantitative Analyseergebnisse

6.3.1 Gesamtverteilung der „signifikanten“ Briefe

Die Charakterisierung des gegnerischen Soldaten war in jeder Kriegsphase ein Bestandteil der Erzählung in den Feldpostbriefen der deutschen Soldaten. Den ersten der insgesamt 176 Briefe, in welchem dem Gegner ein „Gesicht“ gegeben wurde, schrieb ein Soldat am 10. September 1939, der letzte wurde am 2. März 1945 verfasst. Wie die unten abgebildeten Grafiken (Abb. 22) verdeutlichen, waren zu keinem Zeitpunkt mehr Briefe zu diesem Thema geschrieben worden als 1941. Auffällig der drastische Rückgang 1942, besonders im Vergleich zum Vorjahr.

³⁵⁸ Thilo Stenzel: Das Rußlandbild des „kleinen Mannes“. Gesellschaftliche Prägung und Fremdwahrnehmung in Feldpostbriefen aus dem Ostfeldzug (1941-1944/45), München 1998.

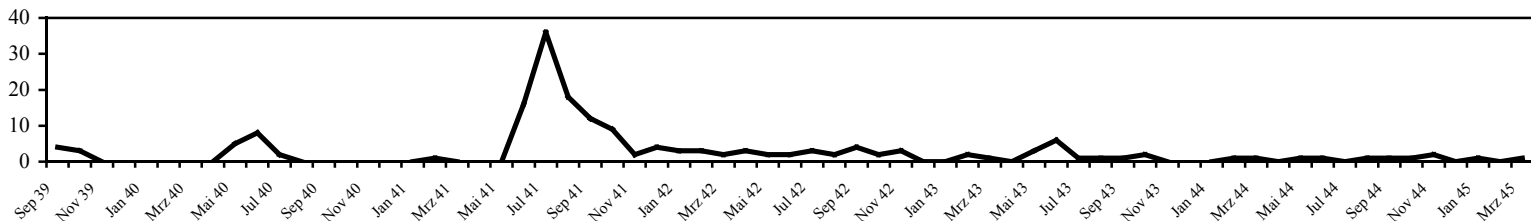
³⁵⁹ Ebd., S. 12 f.

³⁶⁰ Ebd., S. 74-78.

³⁶¹ Ebd., S. 60, 95 und 121 f.



(Abb. 22)



(Abb. 23)

Bevor ich mich den einzelnen Quellen bzw. den in ihnen entworfenen oder wiederge-
spiegelten „militärischen“ Fremdbildern zuwenden, sollen im folgenden Abschnitt die Akteu-
re in ihren soziodemografischen Merkmalen und ihren daraus resultierenden Anteilen am Ge-
samtschreibvolumen bei diesem Thema quantitativ untersucht werden.

6.3.2 Schreibprofil: Akteure und Verteilung

Im folgenden Abschnitt geht es darum, herauszufinden, ob sich bei bestimmten sozio-
demografischen Merkmalen die Mitteilungen signifikant häufen und ob bzw. wie sich das
Verteilungsbild sich zwischen 1939 und 1945 ändert.

6.3.2.1 Altersgruppen

Jahrgang /Jahr	1897 - 1909						1910 - 1920								1921 - 1925					
	39	40	41	42	43	G	39	40	41	42	43	44	45	G	41	42	43	44	45	G
Signifikante Briefe	4	1	17	6	7	35	3	14	75	13	6	4	1	116	6	10	4	4	1	25
Anzahl Schreiber	2	1	5	3	3	8	1	7	17	7	1	3	1	19	1	2	3	1	1	5

(Tab. 8)

Deutlich fällt die Dominanz der sogenannten „Kriegsjugendgeneration“ auf. Eine Be-
schreibung des militärischen Gegners wurde von den 20 bis 30-jährigen Schreibern besonders
häufig vermittelt. Sie machten die Masse des kämpfenden Heeresbestandes aus und repräsen-
tierten auch in dieser Stichprobe die zahlenstärkste Untergruppe, und zwar über die gesamten
Kriegsjahre hinweg. Die Tatsache, dass diese Generation sehr viel Kontakt mit den Gegnern
hatte, ist also ausschlaggebend für die hohe Schreibbereitschaft und Schreibdichte. Daher liegt

der Anteil der „signifikanten“ Briefe und der Schreiber bei diesem Thema mit je ca. zwei Dritteln in dieser Untergruppe über dem Durchschnitt (50 Prozent).

6.3.4.2 Familienstand

Familienstand /Jahr	Verheiratet								Ledig							
	39	40	41	42	43	44	45	G	39	40	41	42	43	44	45	G
Signifikante Briefe	7	8	56	9	6	1	1	88	-	7	42	20	11	7	1	88
Anzahl Schreiber	3	5	14	5	3	1	1	16	-	3	9	6	4	3	1	16

(Tab. 9)

Die Verteilung der Schreiber sowie der „signifikanten Briefe“ zwischen den Familienstandsunterschieden ist in diesem Fall vollkommen deckungsgleich. Interessant ist, dass die Streuung zu Beginn des Krieges bis 1941 ein Übergewicht bei den Ehemännern zeigt. Ab 1942 überwiegen indessen die Briefe unverheirateter Schreiber. Dies mag zum einen damit zusammenhängen, dass die Neueinziehungen jüngerer Jahrgänge und damit lediger Soldaten diese Untergruppe insgesamt zunehmen lässt. Gleichwohl fiel es den unverheirateten Schreibern, deren Adressaten meist die Eltern waren, weniger schwer bei den ungünstigen Entwicklungen an der Front, ein Bild des Gegners zu zeichnen. Dagegen ließ die im Kriegsverlauf zunehmend aussichtslosere Lage die Ehemänner scheinbar gleichsam verstummen, während sie in Zeiten des Siegens eine deutlich höhere Schreibbereitschaft bei diesem Thema zeigten.

6.3.2.3 Konfessionen

Konfession /Jahr	Protestantisch								Römisch-Katholisch				
	39	40	41	42	43	44	45	G	40	41	42	43	G
Signifikante Briefe	7	10	81	15	14	8	2	137	5	17	14	3	39
Anzahl Schreiber	3	6	18	6	5	4	2	24	2	5	5	2	8

(Tab. 10)

Das Verhältnis zwischen den Anhängern der beiden großen Konfessionsgruppen in der Stichprobe spiegelt sich im Ganzen auch in Bezug auf das Thema „Gegnerisches Militär“ ungefähr die Gesamtverteilung wider. Das Verhältnis der Briefe, wie auch der Schreiber ist jeweils ca. drei zu eins zwischen protestantischen und römisch-katholischen Soldaten. Bemerkenswert ist, dass im Jahr 1942 sowohl Schreiber als auch Briefe beider Gruppen, trotz des so deutlichen protestantischen „Übergewichts“ bei Briefen und Schreibern fast gleich hohe Anteile aufweisen. Worin der Grund für diese Abweichung liegt, muss an dieser Stelle offen bleiben.

6.3.2.4 Bildungsschichten

Bildungsgrad /Jahr	Hochschule							Abitur							Mittlere Reife							Volksschule					
	39	40	41	42	43	44	G	40	41	42	43	44	45	G	39	40	41	42	43	44	45	G	40	41	42	43	G
Sign. Briefe	4	4	26	5	1	2	42	3	13	15	4	4	1	40	3	4	41	6	10	2	1	67	4	18	3	2	27
Anz. Schreiber	2	3	5	3	1	1	6	1	3	5	3	1	1	9	1	2	9	2	2	2	1	11	2	6	1	1	6

(Tab. 11)

Auch bei der Verteilung der Briefe zum Thema „Die anderen Soldaten“ ist unter den vier verschiedenen Bildungsstufen das Gesamtverhältnis im Großen und Ganzen - auf einem recht hohen Niveau - wiedergegeben. Es ist indessen auffällig, dass die höchste Schreibdichte und Schreibbereitschaft bei den „Abiturienten“ erst im Jahr 1942 erreicht ist und nicht wie bei allen anderen Untergruppen 1941. Wie bei den Merkmalen „Altersgruppe“ und „Familienstand“ ist auch hier davon auszugehen, dass die ab 1942 nachrückenden jüngeren Jahrgänge der Grund für diese Verschiebung sind. Es fällt zudem auf, dass die „Akademiker“ zwar bei der Schreibbereitschaft dem Gesamtverhältnis entsprechen, die Mittelungsdichte aber sehr viel höher ist.

6.3.2.5 Militärische Rangstufen

Rangstufe /Jahr	Offiziere							Unteroffiziere							Mannschaften								
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	45	G	39	40	41	42	43	44	45	G
Signifikante Briefe	2	2	8	5	-	-	17	5	8	68	10	2	4	1	98	-	5	21	14	15	4	1	60
Anzahl Schreiber	1	1	2	3	-	-	4	2	5	13	5	2	3	1	13	-	2	8	3	5	1	1	15

(Tab. 12)

Betrachtet man die Gesamtverteilung für sich, überwiegt der Briefanteil der Unteroffiziere deutlich gegenüber dem aller anderen Untergruppen. Dies gilt auch mit Blick auf die Gesamtverteilung, wo der Anteil an signifikanten Briefen der Unterführer bei ca. 40 Prozent liegt. Hier sind es über 55 Prozent. Besonders deutlich wird dieses Verhältnis im mitteilungsreichsten Jahr 1941. Hier stammen sogar 70 Prozent der Beschreibungen des Gegners von Unteroffizieren. Danach jedoch wandelt sich das Bild sowohl bei den Briefen, als auch bei den Schreibern. Einbruchartig reduzierte sich ab 1942 der Briefanteil auf fast ein Siebtel des Vorjahres. Obwohl die Schreibdichte auch bei den Mannschaften ab 1942 zurückging, schrieben sie doch (total) in den Folgejahren deutlich mehr Briefe. Mehr noch - insgesamt liegt die Schreibbereitschaft der Soldaten und Gefreiten über der aller anderen Untergruppen.

6.4 Quellenbefunde II. Inhaltliche Analyse

6.4.1 Beschreibungsmuster und Bewertungskriterien

Um ein Bild des Gegners bzw. seine Varianten, Ausformungen und Entwicklungen aus den Briefen zu eruieren, sollen die Darstellungen der Soldaten in ihren Briefen anhand eines Kategorienrasters untersucht werden.

Auf der „sachlichen“ Ebene des Beobachtungs- und Beschreibungssubjekts wird unterteilt in Darstellung einzelner Soldaten, bestimmter Verbände bzw. der jeweiligen Gesamtstreitmacht unter der Bedingung, dass sie beispielsweise als „Roten Armee“ bezeichnet wird und dem militärischen Gegner als anonyme Erscheinung bzw. in passivierter Beschreibung. Gemeint ist damit die charakterisierende Darstellung durch Wendungen, wie „wir wurden *hinterrücks* angegriffen“, „*der Russe ist ...*“. Dadurch wird einerseits der Gegner in seinem Verhalten beschreiben und sein Charakter bezeichnet. Auf der anderen Seite wird dem Empfänger kein klares Bild geliefert, sondern ein „verstümelter“ Code benutzt.

Auf der emotionalen Ebene werden die Einstellungen grob im Spannungsfeld zwischen „Gegnerischer Überlegenheit“, „Anerkennung/Respekt“, „Skepsis“ (Distanz, Misstrauen), „Despektion“ (Verachtung, Feindseligkeit, Hass), „Dehumanisierung“ (Entmenslichung, Absprechen menschlicher Eigenschaften) und „Gegnerischer Unterlegenheit“ festgehalten. Ohne dabei das Untersuchungsergebnis im Einzelnen vorwegnehmen zu wollen, lässt sich die Verteilung tabellarisch so darstellen.³⁶²

	Einzelner Soldat	Gegnerische Armee	Anonym
Gegn. Überlegenheit	-	-	16
Gegn. Unterlegenheit	-	4	37
Anerkennung /Respekt	3	1	53
Misstrauen /Skepsis	-	-	8
Feindseligkeit /Abwertung	-	-	75
Dehumanisierung	-	-	27

(Tab. 13)

Im Anschluss sollen nun die Feldpostbriefe bzw. die Wehrmachtssoldaten selbst „zu Wort“ kommen. Zu den drei Schwerpunkten Polen-, Frankreich- und Russlandfeldzug werden im folgenden Abschnitt die zentralen Beschreibungsmuster des Gegners vorgestellt.

³⁶² Die einzelnen Werte ergeben in der Summe den Wert 224. Die Abweichung von der Anzahl der relevanten Briefe zu diesem Thema erklärt sich durch die Mehrfachkodierung in verschiedenen Briefen. D.h., in einem Brief konnten durchaus zwei bis drei unterschiedlich kodierbare Äußerungen gemacht worden sein.

6.4.2 Der Gegner im Polenfeldzug und „Drôle de Guerre“ 1939

Während des Polenfeldzuges sind von den Soldaten dieser Stichprobe alles in allem nur drei Briefe geschrieben worden, die den Gegner portraitierten. Zwar wurden 1939 acht Briefe zum militärischen Gegner verfasst, doch stammten fünf davon vom Westwall und beschrieben die französischen Soldaten oder befassten sich allgemein mit den westlichen Kriegsgegnern. Die drei Briefe aus Polen indessen zeichnen das Bild von Gegnern, die „so verhetzt [sind], daß sie sich lieber umbringen lassen“³⁶³ bzw. von dessen Hand die deutschen Soldaten „hinterrücks erschossen und [...] massakriert“³⁶⁴ werden. Die Darstellungen entsprechen im Ganzen den Deutungsvorlagen, die, wie gezeigt, in den Wochen vor dem deutschen Angriff in der Presse und den militärischen Druckschriften umliefen.

Die zwei Schreiber der Briefe, ein Hauptmann und ein Unteroffizier, kommen aus der sogenannten „Kriegjugendgeneration“, einer davon diente bereits im Ersten Weltkrieg. Beide sind evangelisch, verheiratet und Hochschulabsolventen.

Die Beschreibung des französischen Gegners, dem man auf deutscher Seite 1939 im sogenannten „Sitzkrieg“ am Westwall „gegenübersaß“, beruhte auf den Eindrücken eines Soldaten, die er von den französischen Truppen, welche von September bis November vorübergehend Teile des Saarlandes besetzt hatten, gewann.³⁶⁵ „Ein Gestank in den Unterständen, nicht zum Aushalten. Wie im Affenstall“ stellte er angewidert fest und schloss daraus, die Franzosen wären: „kulturell verkommen, oder besser gesagt, dumm geboren und nichts dazu gelernt“.³⁶⁶ Auch dieser Schreiber, ein Unteroffizier, war protestantisch, verheiratet und kam aus derselben Generation.

Dass nur einer bestimmten soziodemografisch strukturierten Gruppe vorbehalten war, den Kriegsgegner 1939 zu charakterisieren bzw. ein bestimmtes Bild von ihm abzuliefern, kann aufgrund der geringen Quellenbasis nicht umfassend behauptet werden. Gleichwohl ist das Fehlen radikaler Aussagen von beispielsweise Mannschaftsdienstgraden, Ledigen oder katholischen Soldaten auffällig.

³⁶³ Fritz S. an seine Frau am 16. September 1939.

³⁶⁴ Hellmuth H. an seine Frau am 25. September 1939

³⁶⁵ Nach der Kriegserklärung marschierten in einer begrenzten und nur als symbolisch zu bezeichnenden Offensive General Gamelins französische Truppen einige Kilometer weit auf saarländisches Gebiet. In der Geschichtsschreibung wird dieser Operation kaum Beachtung geschenkt. Vgl. Jean Favier (Hg.): Geschichte Frankreichs, 1. Teil, Bd. 6: 1918-1958, Stuttgart 1994, S. 310. Siehe auch Hans-Jürgen Heimsoeth: Der Zusammenbruch der Dritten französischen Republik. Frankreich während der „Drôle de Guerre“ 1939/40, Bonn 1990, S. 321. Im deutschen Standard zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges wird die Besetzung der Franzosen gar nicht erwähnt. Siehe Hans Umbreit: Der Kampf um die Vormachtstellung in Westeuropa, in: Klaus Maier u.a. (Hg.): Die Errichtung der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 2), Stuttgart 1979, S. 235-327, hier S. 236 ff.

³⁶⁶ Ernst G. an seine Frau am 19. Oktober 1939.

6.4.3 Der Gegner im Frankreichfeldzug 1940

Ebenso wie der Polenfeldzug war der Krieg mit dem Nachbarn im Westen überraschend schnell von den Deutschen siegreich beendet worden. In besonderem Maße nährte der Siegeszug motorisierter deutscher Kampfverbände die Idee der „Blitzkriegführung“ mittels Kombination von vorpreschenden Panzerkeilen mit Luftunterstützung, hinter denen die Infanterie die gebildeten Kessel zerschlagen und „säubern“ sollte.³⁶⁷

Während der kurzen Zeit des Feldzuges gegen Frankreich wurde - ähnlich wie 1939 gegen Polen - in den Feldpostbriefen vergleichsweise wenig über die gegnerischen Soldaten geschrieben. Im Ganzen sind es fünfzehn Briefe, in denen sich Soldaten mit diesem Thema beschäftigen. Auffällig sind dabei zwei verschiedene Beschreibungsmuster. Die Beschreibung der „weißen“ Soldaten Frankreichs ist fast durchgängig ähnlich. So heißt es in einem Brief: „die Ausrüstung der Franzosen [ist] keineswegs modern und die moralische Haltung sehr mäßig [...]da der Franzose merkt, für wen er kämpft“.³⁶⁸ An anderer Stelle fiel einem Schreiber ein Offizier auf: „Er sah uns überlegen und kalt an, ganz beherrscht mit einer [...] bis ins Extrem gesteigerten Gelassenheit [...] dieses stolze Gesicht blieb mir ganz lebhaft bis zur Stunde“³⁶⁹ Den Deutschen erschienen die weißen Franzosen im Moment ihrer Gefangennahme als „sehr vergnügt [...] nur wenige machten einen niedergeschlagenen Eindruck“³⁷⁰ und „zeige[t]n befriedigte Gesichter dass für sie der Krieg aus ist.“³⁷¹ Von einer besonderen Feindseligkeit gegenüber dem so genannten „Erbfeind“ verraten die Briefe so gut wie nichts.

Ganz anders werden die Wahrnehmungen französischer Kolonialtruppen wiedergegeben. Die „freundlichste“ Charakterisierung ist folgende: „Sie hängen in den Bäumen und sind gute Schützen“³⁷² bzw. „Höchstens die Farbigen haben Angriffslust, als Charakterzug“.³⁷³ Ein Sujet, das oft in den Mitteilungen angeführt wird, ist das „Hausen“ der afrikanischen Soldaten. In vier Briefen hieß es: „Da schickt so ein verjudetes Romanenvolk, Schwarze, Inder, Indonesier [...] gegen uns in den Krieg. Ihr macht Euch keine Vorstellungen, wie diese Brüder als Söldner ihres Mutterlandes überall da, wo sie erschienen waren, gehaust haben“³⁷⁴ oder „Du kannst Dir nicht vorstellen wie die Schwarzen in den einzelnen Ortschaften gehaust haben, es ist nicht wiederzugeben“.³⁷⁵ Den deutschen Soldaten war das Feindbild der „schwarzen Wilden“ also sehr präsent. Dementsprechend war auch ihre

³⁶⁷ Zur Entstehung und Mythisierung dieser Kriegführung siehe Karl-Heinz Frieser: Blitzkrieg-Legende. Der Westfeldzug 1940, München 1996, bes. S 409-411, 434.

³⁶⁸ Hellmuth H. an seine Frau am 26. Mai 1940.

³⁶⁹ Hans A. an einen Freund am Pfingstwochenende 1940.

³⁷⁰ Ernst G. an seine Frau am 18. Juni 1940.

³⁷¹ Klaus K. an seine Eltern am 10. Juni 1940.

³⁷² Hans A. an einen Freund im Mai 1940.

³⁷³ Hellmuth H. an seine Frau am 26. Mai 1940.

³⁷⁴ Walter N. an seine Eltern am 26. Mai 1940.

³⁷⁵ Kurt M. an seine Frau am 20. Juni 1940.

Art zu Kämpfen gegenüber den Kolonialtruppen von Härte und Brutalität geprägt: „Schlimm hausen die Schwarzen. [...] Eben sahen wir eine Menge Schwarzer am Wege liegen, gräulich zerfetzt“³⁷⁶ Zwar geht aus diesem Brief nicht klar hervor, ob der Zustand der Leichen der Gefallenen auf „normale“ Waffenwirkung oder besonders brutales Verhalten der deutschen Truppen zurückzuführen ist. Ein anderer Schreiber ließ indes keinen Zweifel an seiner eigenen Bereitschaft zu übertriebener Gewalt an seinen Gegnern: „der Feind hat hier eine dreifache Übermacht. Es sind meist Farbige Truppen. Die haben wir nur so weggemäht. Gefangene wurden auch nicht gemacht. Denn die Burschen schneiden Dir bei der besten Gelegenheit den Hals ab im großen ganzen sind sie aber feige.“³⁷⁷ Wie tief das Schreck- und Feindbild verwurzelt war und wie sehr es den eingangs skizzierten Stereotypen entsprach, bezeugt ein Brief, in dem ein Schreiber rückblickend sein Urteil über die Soldaten den Soldaten aus Frankreichs afrikanischen Kolonien: „das war der Krieg, aber für einen mußten drei bis vier daran glauben. Das ging kurz und schmerzlos. Kein langes Überlegen, keine Frage [...] Wir dachten immer nur fort mit diesen Bestien. Sie haben nichts zu suchen in Europa. Ja, diese Schwarzen das waren Unmenschen. Wie oft haben wir Dinge erlebt, wo wir glaubten es sind keine Menschen, die solches Unheil an unserem Kameraden verübt haben“.³⁷⁸

Wenn man sich den Schreibern der Briefe zuwendet und sie entlang ihrer soziodemografischen Merkmale betrachtet, entsteht folgendes Bild: Acht der Briefe kamen von Unteroffizieren, die verheiratet waren und ihrer Konfession nach der evangelischen Kirche angingen. Ihr Bildungsspektrum reichte von Hochschulstudium bis Volksschule. Zwei Briefe stammten von einem Offizier - katholisch und verheiratet. Fünf Feldpostsendungen wurden von zwei Gefreiten verfasst: einer war katholisch, einer Protestant, beide waren ledig. Die sieben Briefe, in denen die Beschreibung der Kolonialtruppen mit einem besonders starken Feindbild verbunden war, wurden bis auf eine Ausnahme sämtlich von Unteroffizieren verfasst. Es scheint also, dass die Bereitschaft, den in diesem Fall schwarzen Gegner besonders stark zu diffamieren bzw. die propagandistischen Vorgaben zu internalisieren bzw. reproduzieren, bei dieser Gruppe am stärksten ausgeprägt war.

Es soll jedoch nicht der Eindruck entstehen, dass die schwarzen Soldaten überall auf Hass und Brutalität stießen und diese Verhaltensweisen lediglich Reflexionen deutscher Propagandamaßnahmen und tradiertter Feindbilder waren. Die Angst vor den bzw. die Wut auf jene „grausamen“ Kolonialtruppen war auch nicht immer und überall grundlos und das Verhalten der Deutschen war keineswegs überall brutal und mitleidlos. Verschiedentlich wurden die farbigen Soldaten von deutschen Soldaten vor Übergriffen ihrer Kameraden in Schutz

³⁷⁶ Hans A. an einen Freund im Mai 1940.

³⁷⁷ Klaus K. an seine Eltern am 1. Juni 1940. Zehn Tage später bekräftigt er noch einmal, dass „Farbige Gefangene“ von ihm und seiner Einheit nicht mehr gemacht würden.

³⁷⁸ Ernst G. an seine Frau im Juli 1940.

genommen. Die meisten der Afrikaner gingen auch ganz regulär in Kriegsgefangenschaft und wurden keine Opfer deutscher Gewaltexzesse.³⁷⁹

6.4.5 Der Gegner in der ersten Phase des Russlandkrieges 1941

Die meisten Briefe des Jahres 1941 stammten von der Ostfront. Ebenso überwog das Bild des russischen Gegners die Darstellungen und Beschreibungen in den deutschen Feldpostbriefen. Bis zum Jahresende wurden knapp 100 Briefe mit 130 (verschiedenen) „Kodierungen“ zum militärischen Feind verfasst. Die „schreibstärkste“ Phase lag in den Sommermonaten Juni, Juli und August, in denen über zwei Drittel der Mitteilungen verfasst wurden.

Gleich der erste Brief, am Vorabend des Angriffs geschrieben, zeigt, wie sehr das Bild von der sowjetischen Armee mit propagandistisch aufgeladen war: „mit dem Russen“, so schreibt ein Soldat an der Grenze zur Sowjetunion, „wäre ja auf Dauer doch keine Freundschaft möglich gewesen. Die hätten ja auf die günstige Gelegenheit gewartet, über uns herzufallen. [...] diese Mörder und Gottesleugner müssen schon ihre Strafe kriegen.“³⁸⁰ Nachdem die Grenze erst einmal überschritten war, schien sich anhand eigener Beobachtungen die Propaganda für die meisten Wehrmachtssoldaten zu bewahrheiten. „Sie zeigen weiße Lappen, man geht heran, dann schießen sie. [...] Pardon wird kaum noch gegeben. Heute früh haben wir wieder einen aufgespürt. [...] Der hatte noch 2 Eierhandgranaten in den Hosentaschen. Das Leben war verwirrt.“³⁸¹ Immer wieder bekamen die deutschen Ehefrauen, Eltern und andere Adressaten das gleiche Bild präsentiert: „immer noch heimtückische Überfälle durch Russen. Werden sofort erschossen - liegen haufenweise im Straßengraben“.³⁸² Die Soldaten der Roten Armee werden in den „frühen“ Russlandbriefen fast einhellig als der heimtückische Feind dargestellt, den die Deutschen gemäß ihrer „Vorbildung“ erwartet hatten.

Ein oft wiederkehrendes Motiv ist die Ermordung von einheimischen Zivilisten: „In Dubno sind ca 500 Ukrainer von den Russen mißhandelt und ermordet. Das wahre Gesicht des Bolschewismus“.³⁸³ Die Schilderungen über die Misshandlungen an Zivilisten nahmen in den kom-

³⁷⁹ So benutzten die Soldaten der *Régiments de tirailleurs sénégalais* im Nahkampf ihren traditionellen Langmesser, die schwere Schnittwunden hinterließen und es kam auch in einigen Fällen zu Verstümmelungen an verwundeten Gefangenen. Insgesamt kämpften rund 100 000 Senegalesen auf der Seite Frankreichs, von denen überdurchschnittlich viele Soldaten - über 20 000 - umkamen. Meistens waren diese Truppen in ihrem Mutterland hastig ausgehoben worden, kannten die französische Sprache nur rudimentär und waren mit der Art und Weise europäischer Kriegsführung so gut wie nicht vertraut. Siehe seit neuestem zu diesem Thema Raffael Scheck: The Killing of Black Soldiers from the French Army by the Wehrmacht in 1940: The Question of Authorization, in: German Studies Review, 3/2005, S. 595-605. S.a. Ders.: Keine Kameraden, in: DIE ZEIT, Nr. 3, 12. Januar 2006.

³⁸⁰ Franz S. an seine Eltern am 21. Juni 1941.

³⁸¹ Walter N. an seine Eltern am 3. Juli 1941.

³⁸² Hans-Joachim S. an seine Frau am 24. Juni 1941.

³⁸³ Gustav B. an seine Eltern am 28./29. Juni 1941. Im Gefängnis von Dubno hatten Truppen des NKWD in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni 1941 in etwa 550 polnische und ukrainische Gefangene erschossen. Die Spitzen der 11. Panzerdivision, die am 25. Juni die Stadt erreichten, entdeckten die Leichen in ihren Zellen. Es scheint daraufhin nicht, wie in anderen Städten bei ähnlichen Leichenfunden, zu größeren „spontanen“ Judenpogromen gekommen zu sein. Im Fall Dubno wurden die

menden Tagen und Wochen enorm an Schaurigkeit zu: „Wie hier das russische Militär lag herrschten unbeschreibliche Zustände, die ukrainischen Männer wurden zum Wehrdienst erpresst [...] viele Frauen wurden einfach mit fortgeschleppt was ihnen blühte kannst Du Dir ja denken. Die Kinder erstochen und zwar mit dem Bajonett [...] Am wüstesten hausten hier die Mongolen, wenn ich diese schlitzäugige Rasse, wenn ich diese Blase schon sehe bin ich restlos bedient, Du müßtest nur sehen, wie dieses Untermenschentum angewinselt kommt“.³⁸⁴ Auf dem Höhepunkt der „Leichenbergpropaganda“³⁸⁵ spiegelten auch die deutschen Feldpostbriefe diese Bilder den Angehörigen in der Heimat wieder und untermauerten durch ihren „Authentizitätsbonus“ die öffentlichen Darstellungen. Gleichzeitig sahen die Soldaten in diesen Morden, wie sie selbst bekundeten, eine Legitimation, mehr noch, eine Pflicht, den Gegner buchstäblich auszurotten: „Ein Leutnant von uns war in Lemberg und hat Aufnahmen gemacht. Grauensvoll. Gräßlich verstümmelt die vielen Zivilisten. Männer, Frauen und Kinder an die Türen genagelt. Die Menschen zusammengetrieben in Stacheldrahtverhauen, dazwischen geschossen, Benzin drauf gegossen, und angezündet. Die Leute lebend in Kessel mit kochendem Wasser gesteckt. Das sind nur die harmlosesten Sachen. Das andere kann man nicht beschreiben. [...] Aber diesmal ist es keine Propaganda. Das ist die reine Wahrheit. Na die gerechte Strafe bekommen die Bestien. [...] Alles was uns von denen vor die Flinte kommt ist einmal gewesen.[...] Die haben keine Berechtigung zu leben. Das es weniger werden, dafür sorgen wir und das ausgiebig“.³⁸⁶

Es waren vor allem die Leichenfunde und stärker noch die darüber massivst einsetzende Ausschachtung durch die deutsche Propaganda, die eine derartige Bereitschaft zum rücksichtslosen Vorgehen gegen die immer wieder zitierten „Bestien“ und „Tiere“ hervorrief und in der ersten Zeit des Feldzuges am Leben hielt. Durch diese „Propaganda-Brille“ betrachtet, wurde der Sowjetsoldat in den Augen des deutschen „Landsers“ vollkommen „entmenslicht“ und die Reste ziviler Gewalthemmung oftmals weitestgehend abgebaut.

Aber auch auf anderen Gebieten sorgte der erste Eindruck, den die deutschen Truppen von ihren Gegnern bekamen, für ein fast durchweg negatives Bild: „Uns gegenüber sollen zwei Divisionen liegen, also eine sechsfache Übermacht. Trotzdem sind wir zuversichtlich, da die gefangenen Russen einen schlechten Eindruck machen. Ihre Ausrüstung ist, wie ich bisher gesehen habe, äußerst mangelhaft.“³⁸⁷ In der Wahrnehmung der Deutschen hatte es die Wehrmacht also mit einem durchaus bezwingbaren Gegner zu tun, wenn sie Kleidung, Waffen und Material besaßen. Zudem bestand dieses Heer aus dem vielbeschriebenen „Völkergemisch“: „Die verschiedensten Gesichter sieht man dabei; dem uns bekannten europäischen Typ bis zum Mongolengesicht mit

Juden erst nach einigen Wochen erschossen. Vgl. Bogdan Musial: „Konterrevolutionäre Elemente sind zu erschießen“. Die Brutalisierung des deutsch-sowjetischen Krieges im Sommer 1941, Berlin 2000, S. 159. Siehe auch Ausstellungskatalog, Dimensionen, S. 123-127.

³⁸⁴ Kurt M. an seine Frau am 28. Juni 1941.

³⁸⁵ Siehe dazu Goebbels, Tagebücher, Teil 1, Bd. 4, S. 737-739 (6. – 8. Juli 1941).

³⁸⁶ Martin M. an seine Frau am 7. Juli 1941.

³⁸⁷ Helmut P. an seine Eltern am 25. Juni 1941.

seinen kleinen Augen, den hervorstehenden Backenknochen. Wenn man überlegt, daß die erst 4 Wochen Krieg haben, sehen die schon ziemlich heruntergekommen aus. Schon viele Bürschchen von 15, 16 Jahren haben wir unter den Gefangenen gefunden.“³⁸⁸ Die Unterlegenheit der Roten Armee in den meisten militärischen Bereichen konnte auch nicht durch ihre große Zahl ausgeglichen werden, denn: „Nun sind es Soldaten, die ein paar Tage Ausbildung hatten und von Moskau aus gleich an die Front geschickt wurden. Massenmord unsererseits bei einem solchen Angriff dieser Verbände. Was bleibt uns übrig? Ergeben tun sie sich nicht. Schnappen sie einen von uns, stechen sie ihm die Augen aus und brechen ihm die Beine.“³⁸⁹

Neben all den militärischen Mängeln waren die Gegner in den Augen der Deutschen aber auch in psychologischer Kriegsführung weit unterlegen. So beurteilt ein Soldat die anti-deutschen Flugblätter als völlig wirkungslos: „von russ. Seite z.B. regnet es »Nachrichten aus der Heimat«, »Nachrichten vom Ausland«, sogar »Nachrichten von der Front«, kommunistische Gedichte über den »Fahnenraid«, »Grabgespräch zweier vom Führer enttäuschter gefallener Landser« [...] Alles dies als Passierschein zu den Roten; es ist völlig hoffnungslos, daß irgendjemand darauf hereinfällt, die Russen scheinen von Massenpsychologie bzw. überhaupt Psychologie keine Ahnung zu haben.“³⁹⁰ Aber schließlich war der sowjetische Soldat ja den Deutschen insgesamt geistig vollkommen unvergleichlich: „Die kennen kein Europa. Also, stell Dir vor, das geistige Niveau [] des eigentlichen Russland, die sind ja erstaunlich dumm gehalten worden.“³⁹¹

Das Bild wäre jedoch einseitig und verzerrt, träte an die Seite der „hinterlistigen“, „tierhaften“ und noch dazu „schlecht ausgerüsteten“ und „dummen“ Sowjetsoldaten nicht auch deren respektabfordernde Kampfhaltung. Nur wenige Tage nach dem Beginn der Kämpfe bemerkten die Deutschen, man kann sagen, fast empört, dass die gegnerischen Truppen ihnen überall hartnäckig Widerstand boten auf eine Weise, die sie, siegesverwöhnt, nicht erwartet hatten und aus den bisherigen Waffengängen auch keineswegs kannten. Vor allem die „Zähigkeit“ hielt die Deutschen immer wieder auf: „Der Russe kämpft auf eigene Art: Ohne Rücksicht auf Verluste geht er vor und sucht den Nahkampf, in dem er gut ausgebildet ist [...] Die Front ist nie klar; in eben feindfrei gefundenen Räumen tauchen Russen plötzlich auf.“³⁹² Im Rückblick wirkten auf einmal die „glorreichen“ Auseinandersetzungen mit Frankreich vom Vorjahr wie ein „Spaziergang“. Immer wieder hoben die Schreiber gegenüber ihren Angehörigen hervor, wie einfach der Kampf gegen die anderen Gegner, besonders die Franzosen im Vergleich zur Roten Armee gewesen waren. „Ja leider ist der Russe ein anderer Gegner als der Franzose oder Belgier. Sonst wäre bestimmt schon Schluss. [...] In Frankreich kämpften wir gegen Menschen, die als Soldaten Intelli-

³⁸⁸ Hugo D. an seine Frau am 17. Juli 1941.

³⁸⁹ Hans S. an seine Eltern am 17. August 1941.

³⁹⁰ Hellmuth H. an seine Frau am 2. Oktober 1941.

³⁹¹ Ernst G. an seine Frau am 8. Oktober 1941.

³⁹² Hellmuth H. an seine Frau am 12. Juli 1941.

genz, Ausdauer und Erfahrung konzentriert einsetzen. “, lobt ein Soldat *ex post* den vorher verhöhnten Kontrahenten, “Hir an der Ostfront steht ein Feind der nicht intelligent sondern stumpf nicht soldatisch tapfer, sondern aus Gefühllosigkeit zähe, eine Maschine die gleichgültig und seelenlos sich uns entgegenwirft, bis sie zum Stillstand gebracht wird. [...] Die Burschen kämpfen, man kann sagen mit Wahnsinn bis sie kein Glied mehr rühren können. Sie ergeben sich nicht! Lassen sich lieber von unseren Panzern totfahren.[...] Ein Kämpfer mit nachtwandlerischer Sicherheit und Geschicklichkeit. Man kann sie vergleichen mit den Farbigen Truppen in Frankreich. Also ein Toller Haufen.“³⁹³

Dabei fiel es einigen Soldaten nicht einmal schwer, beim Gegner trotz aller, womöglich im selben oder im vorherigen Brief oder beschworenen Zerrbilder, Ähnlichkeiten zu konstatieren: „Der junge Russe ist genauso fanatisiert wie wir, jeder kämpft für seine Lebensauffassung.“³⁹⁴ Wenn auch die technische Ausrüstung der Gegner und ihre Kleidung und Bewaffnung als völlig unzureichend angesehen wurden, kamen die Deutschen nicht umhin, entgegen den offiziellen Verlautbarungen, auch Bewunderung und Anerkennung zu zollen: „Die untadligen Arbeiten der Russen erregten auch hier wieder Erstaunen und Bewunderung. Der Russe ist ein Meister im Bau von Feldstellungen und Tarnen und macht es uns nicht leicht, einen Erfolg an den Anderen zu reißen.“³⁹⁵ Im letztgenannten Textbeispiel schimmert neben dem Bild eines respektgebieten- den Gegners bereits in der Frühphase des Ostkrieges die Vorstellung von einem womöglich doch überlegenen Feind durch. In den Briefen des Spätsommers, als vielen Soldaten bereits wohl mehr oder weniger klar war, dass der Krieg keineswegs nur die erhofften acht Wochen, sondern sehr viel länger dauern würde, wird dieser Gedanke noch offener ausgesprochen: „hier in Rußland ist jeder Mann erforderlich. Die Übermacht an Menschenmaterial ist doch zu groß. Frankreich war hiergegen ein Kinderspiel.“³⁹⁶ Auf einmal erscheinen sogar eigene Angriffe nicht mehr spielerisch leicht oder wenigstens an Waffentechnik und Durchsetzungsvermögen überlegen. Wirklichkeit und Propaganda begannen im Kleinen zu kollidieren und die Möglichkeiten der Roten Armee wurden von einigen Soldaten, wohl auch aus situativer Entrüstung, schon im September 1941 herausgestellt: „Wie schön sieht doch so etwas [gemeint ist ein deutscher Angriff] in der Wochenschau aus. Da könnte man meinen, die Infanterie müsse nur hinter den Panzern springen. Der Luftraum wimmelt von deutschen Flugzeugen undso weiter. Wie ist es aber in Wirklichkeit? Bei allen Angriffen habe ich noch nie einen deutschen Panzer gesehen. Russische Tanks gibt es dagegen mehr als genug. Mit der Luftüberlegenheit steht es hier so, daß auf zehn feindliche Flieger etwa ein deutscher kommt.“³⁹⁷ Mehr als nur eine vorübergehende situative Entrüstung über mangelnde Luft- und Panzerunterstützung sprach aus dem nächsten Brief. Der Schreiber blickte, so kann man

³⁹³ Klaus K. an seine Eltern am 29. Juli 1941.

³⁹⁴ Kurt M. an seine Frau am 19. August 1941.

³⁹⁵ Walter N. an seine Eltern am 15. Oktober 1941.

³⁹⁶ Edgar S. an seine Eltern am 1. September 1941.

³⁹⁷ Helmut P. an seine Eltern am 4. September 1941.

meinen, durch den von schnellen Vorstößen und materiell durchaus beeindruckend gewonnenen Kesselschlachten aufgewirbelten Staub hindurch, als er ernüchtert festhielt: „Die Erwartung, daß die bisherigen großen Erfolge u. vor allem die ungeheuren Materialverluste der Russen nun bald ein Nachlassen des Widerstandes zeigen würden, scheint bisher noch nicht eingetreten zu sein. Immer wieder hört man vom zähen Widerstand u. unvorstellbaren Menschenmassen, die [...] aber eben doch aktionsfähig sind u. das werden die Russen noch lange bleiben. Man nennt das oft verächtlich „stur“, aber es macht uns doch genug zu schaffen u. das ist ja der Zweck der Sturheit.“³⁹⁸ Seine Aussage traf im Kern, was viele Soldaten noch nicht sahen, jedoch andere bereits ahnen mochten, aber nicht aussprachen. Die schier aussichtslose Lage vieler Truppen in der Winterkrise 1941/42, raubte vielen Soldaten den anfänglichen Optimismus fast völlig.³⁹⁹ In der verzweifelten Situation, wo viele Verbände, nun selbst ihrer unzureichenden Ausrüstung gewahr, Hitlers Haltebefehlen gehorchend, sich einigelten und in der Kälte des russischen Winters gegen frische sibirische Truppen kämpften, schien die Übermacht der Roten Armee kaum mehr in Frage zu stehen: „Der Russe kann der Menschenmenge nach ein Heer von 30 Mill. haben. Gerüstet hat der Russe Jahrzehnte lang und seine Industrie verteilt. Was hat der Russe alles verloren, viel nach menschlichen Begriffen hat aber allen Anschein nach noch ungeheure Reserven an Menschen wie an Material. [...] Stehen uns also im Frühjahr frische und aktive Truppen gegenüber. [...] Hier muß schon gekämpft werden bis die letzte Div. oder Komp. sich nicht rühren kann und das wird schon noch einige Zeit dauern.“⁴⁰⁰

Doch bei welchen Schreibern herrschte nun welches Bild? Anhand der hier untersuchten Soldaten und Aussagen ergibt sich folgende Darstellung: 1941 hatte einen ausgesprochen hohen Anteil an Briefen, die ein überwiegend negatives „Image“ der sowjetischen Gegner wiedergaben. Die Schreiber dieser Feldpostbriefe waren (nach Aussageanteil in dieser Reihenfolge): protestantische Soldaten im Unteroffiziersrang, geboren zwischen 1910 und 1920, also die sogenannte „Kriegsjugendgeneration“, verheiratet und mit einem Mittelschulabschluss. Das heißt im Umkehrschluss deswegen nicht, dass die anderen Gruppen 1941 ein besonders positives Bild in ihren Briefen entwarfen oder dass es unter den genannten nicht auch Briefe mit respektbezeugender Haltung gab. Doch der Anteil an Briefen, die besonders radikal feindselig und abwertend bzw. ein geradezu dehumanisierendes Bild zeichneten, war in diesen Gruppen überdurchschnittlich hoch.

³⁹⁸ Rudolf S. an seine Eltern am 4. September 1941.

³⁹⁹ Am 5. Dezember mussten die Verbände der deutschen Wehrmacht, deren Spitzen bereits an den Außengrenzen der sowjetischen Hauptstadt standen, die Angriffe mangels Verpflegung und wegen fehlender Luftunterstützung an der gesamten Ostfront einstellen. Die Winteroffensive der Roten Armee konnte also für die deutsche Wehrmacht zu keinem ungünstigeren Zeitpunkt einsetzen. Zwar war der strategische Erfolg der sowjetischen Truppen, trotz enormer Kraftanstrengung, insgesamt nur sehr mäßig, von den personellen und materiellen Verlusten erholte sich die viel anfälligere Wehrmacht indessen nie wieder vollständig. Von den über 1 Millionen Mann an Ausfällen konnte nur die Hälfte ersetzt werden, der Bestand an Flugzeugen und Panzern hatte in Frühjahr 1942 fast nur noch „Schrottwert“. Siehe Müller, Weltkrieg, S. 154.

⁴⁰⁰ Otto M. an seine Frau am 28. Dezember 1941.

6.4.6 Der Gegner in der zweiten Phase des Russlandkrieges 1942 - 1943

Obwohl 1941 nur ein halbes Jahr lang Briefe von der Ostfront nach Hause geschrieben werden konnten und 1942 insgesamt mindestens genauso viele Briefe wie im Vorjahr abgeschickt wurden, sank die Anzahl der Schilderungen und Berichte über die gegnerischen Soldaten eminent. Insgesamt waren es in den Jahren 1942 und 1943 zusammen weniger als halb soviel Briefe zu diesem Thema im Vergleich zum Vorhalbjahr.

Das wahrgenommene bzw. in den Feldpostbriefen wiedergegebene Fremdbild änderte sich indessen von 1942 an, trotz der deutschen Sommeroffensive 1942, welche die Wehrmacht im Süden bis an die Wolga und in den Kaukasus führte, kaum mehr. Von Beginn des Jahres, also noch in der Winterkrise bis zur endgültigen Wende des Krieges nach der Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad, durchzog die Briefe der Soldaten an der Ostfront immer wieder die Wahrnehmung von der Stärke des Gegners. Andersherum: Briefe, die die Überlegenheit der Deutschen herausstellten, fanden sich nur noch vereinzelt. Noch unter dem Eindruck der sowjetischen Winteroffensive schrieb ein Soldat: „Der Russe versteht sich ganz ausgezeichnet zu tarnen. Was er hat, ist weiß angestrichen - allein die Augen sollen den Menschen aus dem Gelände verraten. Selbst die Skibrettchen seien weiß, heißt es. [...] Mich ärgert, wenn ich sehe, wie gänzlich unzureichend für einen russischen Winter unsere Kameraden ausgerüstet sind.“⁴⁰¹ Ein anderer gibt in der Beschreibung seiner Erfahrung im Kampf mit den sibirischen Fernost-Armeen seiner Be- und Verwunderung über die offenkundige Härte des Gegner Ausdruck: „Da ist jener unheimliche Angriff der Russen, als unsere braven Landser türmen mußten. Bei 40⁰ Kälte standen mit einem Schneesturm herangeweht plötzlich die Sibiriaken da, ein Angriff und Rückzug fast ohne Schuß, da selbst die Waffen versagten -; und die Sibiriaken kamen daher, ohne Handschuhe!“⁴⁰²

Wieder ein anderer Soldat, der noch im Mai 1942, in Erwartung großer deutscher Operationen in den kommenden Wochen und Monaten, sehr euphorisch schrieb: „Nach einer Rücksprache mit dem Führer meiner Panzerarmee K. werden wir den Rest der russischen Wehrmacht in den Fluten der Wolga ersaufen lassen.“⁴⁰³ sah seine Siegeshoffnungen nach den deutschen Vormärschen im Sommer enttäuscht: „Gott sei Dank rechnet Ihr nun mit Russlands Fall Ende nächsten Jahres. Nichts ist schlimmer, als wenn man sich falsche Hoffnungen macht. Wie stark der Russe ist, könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen. Viele Waffen sind unseren überlegen, oder zumindestens gleichwertig. Wir haben kein Salvengeschütz (Stalinorgel) und keinen T34! Dafür ist natürlich unsere Luftwaffe besser, aber auch da glauben viele in der Heimat, dass da am Tage in großer Höhe nur wenige „Samlottts“ herumturnen!“ Resignierend bemerkt er am Ende seines Briefes: „Nun ist Anfang Oktober und Stalingrad

⁴⁰¹ Hans A. an einen Freund am 25. Januar 1942.

⁴⁰² Eugen A. an einen Freund am 28. März 1942.

⁴⁰³ Paul W. an seine Eltern am 15. Mai 1942.

ist noch nicht gefallen. Da habt Ihr falsch kalkuliert, oder ist es unsere Schuld?“⁴⁰⁴ Zum ersten Mal fand in den Briefen nicht nur die mindestens ebenbürtige kämpferische Haltung und die zahlenmäßig schier erdrückende Übermacht der Sowjetsoldaten, sondern auch deren modernste mobile Waffentechnik respektierende Erwähnung.

Im Jahr 1942 lief die Massenproduktion robuster Panzer wie der T-34,⁴⁰⁵ die angesprochenen, auf Lkw montierbaren Mehrfach-Raketenwerfer vom Typ „Katjuscha“,⁴⁰⁶ oder neue Generationen an Jagd- und Schlachtfliegern wie die Il-2 „Sturmovik“ an.⁴⁰⁷ Diese waffentechnischen Entwicklungen, führten den deutschen Soldaten immer wieder vor Augen, dass von einer Unterlegenheit der Roten Armee auf diesem Gebiet schon lange keine Rede mehr sein konnte. So mussten die Frauen, Mütter und Väter auch im Jahr 1943 in den Briefen, die optimistischen stimmen sollten, Schilderungen von russischer Überlegenheit lesen: „Der Dienst besteht viel aus Einschießen von verschiedenen neuartigen Waffen, die wir in der letzten Zeit bekommen haben und die zum größten Teil von den Russen übernommen sind. Endlich wird damit die Überlegenheit der Russen mit ihren halbautomatischen Waffen gebrochen.“⁴⁰⁸

Nach der deutschen Niederlage im für beide Seiten äußerst verlustreichen Aufeinandertreffen massiver deutscher und sowjetischer Panzerarmeen bei Kursk, Belgorod und Orel im Sommer 1943, wurden die deutschen Armeen weit nach Westen zurückgedrängt.⁴⁰⁹ Für viele deutsche Soldaten, die sich mit ihren Einheiten nach dem Juli 1943 immer weiter fluchtartig zurückziehen mussten, bot sich ein Bild sowjetischer Überlegenheit wie das folgende: „Die Russen drängten mit Panzern und großer Übermacht. Jede Nacht zogen wir uns 30 bis 40 Kilometer zurück, morgens gruben wir uns ein und mußten uns am Tage die Russen vom Leibe halten. Zum Schluß rannten wir um unser Leben. [...] Die russischen Truppen stehen uns in großer Übermacht gegenüber und wir haben schwere Verluste. Von meiner Kompanie sind an einem Tag von 80 Mann fast die Hälfte ausgefallen. [...] Russische Artillerie beschoß ständig die Gegend und noch schlimmer waren russische

⁴⁰⁴ Ders. an seine Eltern am 6. Oktober 1942.

⁴⁰⁵ Der mittelschwere Kampfpanzer T-34 erwies sich seit seinem Auftauchen vor den deutschen Linien im August 1941 allen deutschen Panzertypen, bis zum Einsatz der schweren Panzer „Tiger“ und „Panther“ 1943, und den anfangs verwendeten 3,7 cm Panzerabwehrkanonen überlegen. Über 40 000 Exemplare dieses Kampfwagens wurden im Laufe des Krieges produziert. Siehe Lexikon des Zweiten Weltkrieges, S. 549 f.

⁴⁰⁶ Der unter dem Namen „Stalinorgel“ bekannte Salvenwerfer war bei den sowjetischen Streitkräften seit September 1941 im Einsatz. Er konnte in kürzester Schussfolge 36 Granaten über eine Distanz von bis zu 8400 m abfeuern. Der dabei entstehende infernalische Lärm war in seiner für den Gegner demoralisierenden Wirkung dem Geräusch der deutschen Sturzkampfbomber Ju-87 im Sturzflug, dem so genannten „Stuka-Heulen“, vergleichbar. Siehe Ebd., S. 538.

⁴⁰⁷ Dieser seit 1941 eingesetzte, stark gepanzerte Flugzeugtyp wurde besonders zu Tiefangriffen eingesetzt. Die deutschen Soldaten erfanden für dieses Flugzeug Namen wie „Eiserner Gustav“ oder „Fliegender Tod“. Der Il-2 wird ähnlich wie schon dem T-34 eine kriegsentscheidende Bedeutung zu gesprochen. Siehe Ebd., S. 266.

⁴⁰⁸ Helmut P. an seine Eltern am 14. Februar 1943.

⁴⁰⁹ Zwischen dem 5. Juli und dem 18. August 1943 fanden in diesen Räumen erst deutsche und dann, als deren Vorstöße sich festgelaufen hatten, sowjetische Offensiven mit der bis dato größten Masse an Menschen und Material statt. Über 1,7 Millionen sowjetische und 200000 deutsche Soldaten sollen bei den Kämpfen ums Leben gekommen sein. Nach dem die deutschen Kräfte zurückgehen mussten, war die Initiative endgültig an die Rote Armee übergegangen. Die deutschen Heeresgruppen Mitte und Süd mussten sich bis hinter den Dnjepr zurückziehen. Vgl. Müller, Weltkrieg, S. 235-244.

Schlachtfieger, die ständig im Tiefflug das Dorf und seine Umgebung angriffen. [...] Von deutschen Flugzeugen ist nichts zu sehen!“⁴¹⁰

Wenn von deutscher Überlegenheit die Rede war, so beriefen sich die Schreiber einerseits meistens auf die Luftwaffe, andererseits wurde in erster Linie die Überlegenheit auf qualitativer Seite betont. Gleichwohl mussten die Soldaten im gleichen Atemzug immer wieder die quantitative Unterlegenheit der eigenen Kräfte eingestehen: „Jeder Soldat [kann] sich immer wieder von unserer Überlegenheit in der Luft überzeugen [...] Es ist wirklich so: wenn wir einmal Schlappen erleiden, dann nur deshalb, weil wir einer Übermacht unterlegen sind.“⁴¹¹ Einen Monat darauf, als in der Panzerschlacht bei Kursk die deutsche Offensive endgültig zum Erliegen gekommen war, stellte derselbe Schreiber noch einmal fest: „Die qualitative Überlegenheit der deutschen Luftwaffe ist unbestritten. Die Rußen können dagegen nicht an. Wie das zahlenmäßige Verhältnis jetzt ist, weiß ich nicht. Auch mit den anderen Waffen sind wir dem Rußen durchweg überlegen, nur kann der Feind noch immer eine unglaubliche Menge an Material in den Kampf werfen. [...] In der Defensive können wir nicht lange bestehen, da die Zahl der Gegner zu groß ist.“⁴¹² nur um einen weiteren Monat später, zumindest für den Moment, vollends resignierend, den Angehörigen im „Reich“ die Hoffnungen auf deutsche Siegeschancen endgültig zu nehmen bzw. im Kriegsgegner den Verbündeten von einst wiederzuentdecken: „Das Erbe tritt sowieso der Bolschewismus an. Die halten sich bestimmt länger als wir. [...] Daß der Russe zusammenbricht, erwarte ich nicht. Ich wünschte nur, dass wir uns mit ihm auf einer vernünftigen Basis verbünden können um dann gemeinsam gegen England und Amerika zu kämpfen.“⁴¹³

Neben den Beschreibungsmustern von der sowjetischen Überlegenheit wurde die Kampfweise der Roten Armee weiterhin als grausam und hinterhältig beschrieben. Gängige Motive waren die im Sommer 1941 schon oft benutzten Schreckbilder: „groß sind die Taten unserer Marine, aber nicht so schrecklich wie im Osten diese Kämpfe, da hat es keine Greuelthaten gegeben [...] während hier viele unter dem Messer der Bolschewisten sterben müssen. Darüber zu schreiben und Euch mitteilen will ich nicht, vielleicht später.“⁴¹⁴ Die nicht selten kriegsrechtswidrige Behandlung von Gefangenen oder Verwundeten durch sowjetische Truppen war ebenfalls nach wie vor Thema in den Briefen und führte immer wieder zu Darstellungen, die dem Gegner menschliche Züge absprachen: „An der gleichen Stelle, die nun wieder in Feindesland ist,“, schrieb ein Soldat, „begingen die entmenschten Horden später ein ungeheures Verbrechen und mordeten hilflose Verwundete, die beim Geschehen dieser dunklen Stunden nicht mehr zurückgeschafft werden konnten.

⁴¹⁰ Gerhard L. an seine Eltern am 10. Oktober 1943.

⁴¹¹ Heinz S. an seine Schwester am 13. Juni 1943.

⁴¹² Ders. an seine Schwester am 12. Juli 1943.

⁴¹³ Ders. an seine Schwester am 7. August 1943.

⁴¹⁴ Fritz P. an seine Frau am 31. März 1942.

[...] Die Fratze des Teufels ist unerträglich über diesem Land.“⁴¹⁵ Gleichwohl waren diese Erscheinungen auch in der Wahrnehmung der Deutschen nicht prinzipielle Eigenart sowjetischer Kriegsführung. So differenzierte ein Soldat das Bild von der durchweg „bestialischen“ Behandlung deutscher Kriegsgefangener. Zunächst berichtete er in fast schon gewohnter Manier von den begangenen Grausamkeiten: „Hier fanden wir einige gräßlich verstümmelte Kameraden, die zwar noch lebten, aber erzählten, sie seien in russischer Gefangenschaft so übel zugerichtet worden.“ Im Anschluss allerdings räumte er ein, dass es auch andere Erfahrungen gab: „Andererseits gelang es uns, [...] einige gefangenen Kameraden zu befreien, die sich nur lobend über die Behandlung von Gefangenen bei den Russen aussprachen. Hoffentlich ist G. solch einer Truppe in die Hände gefallen, die anständig mit ihren Gefangenen umgeht.“⁴¹⁶ Ein solcher Bericht war indessen eine Ausnahme. Der Schreiber wollte die Adressaten, seine Eltern, beruhigen, dass es im Falle der eigenen Gefangennahme durch die Roten Armee nicht zwangsläufig zu Misshandlungen kommen musste und durchaus auch die Chance bestand, mehr oder weniger unversehrt zurückzukehren. Neben solchen Feldpostbriefen, in denen über Vergehen an Wehrlosen berichtet wurde, fand die „heimtückische“ Kampfweise der sowjetischen Soldaten auch auf anderen Gebieten wieder. In einem seiner Briefe schilderte ein Soldat seine diesbezüglichen Befürchtungen: „Außerdem fordern sie [gemeint ist: die Rote Armee] uns zum Überlaufen auf und versprechen uns dann beste Behandlung. [...] Wir haben leider Nachrichten, die uns beweisen, dass die Behandlung alles andere als gut ist und ich selbst habe gesehen, wie Verwundete von den Russen in grauenvoller Weise verstümmelt worden sind. Ich hätte so etwas nicht für möglich gehalten. [...] Solange nicht mit Gas gearbeitet wird, können wir noch zufrieden sein. Aber es ist ja zu befürchten, dass bei dieser Entartung des Krieges auch das noch kommt.“⁴¹⁷ Im Gegensatz zur Frühphase des Ostkrieges indessen, wo man mit „Hinterlist“ und „Heimtücke“ vor allem versteckte Angriffe aus nächster Nähe und in scheinbar „gesäuberten Gebieten“ meinte, tauchte nun vermehrt die Angst vor Gasangriffen oder getarnten Sprengkörpern in den Erzählungen über den Gegner auf. An seine Frau schrieb ein Soldat: „In einem anderen Abschnitt hat der Russe vor mehreren Tagen Drehbleistifte abgeworfen in denen Sprengmunition mit Zünder ist was beim drehen geschehen ist, könnt Ihr Euch denken. Man sieht eben, er versucht es auf jede Art den Krieg für sich zu entscheiden, ich glaube bestimmt, daß er mit Gas kommt, dann sind es nur noch wenige Tage die er zum Leben hat.“⁴¹⁸

Neben den sowjetischen Soldaten tauchten in den Briefen seit der Mitte des Jahres 1943 auch andere Gegner auf. In der Folgezeit wurden immer öfter auch Briefe geschrieben, die britische und amerikanische Bombenangriffe auf deutsche Städte bzw. die Landung alliierter Verbände auf Sizilien kommentierten. „Das Abwerfen von explosivem Spielzeug u. dergl.

⁴¹⁵ Hans A. an einen Freund am Pfingstsonntag 1942.

⁴¹⁶ Helmut P. an seine Eltern am 15. April 1942.

⁴¹⁷ Heinz S. an seine Schwester am 17. August 1942.

⁴¹⁸ Fritz P. an seine Frau am 20. Mai 1942.

durch den Tommy und Amerikaner ist eine unglaubliche Sauerei. [...] Er [gemeint ist: der „Engländer“] ist ein ausgesprochener Schweinehund, der sich nur dann als anständig beweist, wenn man tut, was er wünscht.“⁴¹⁹ Verbale Injurien, die hinsichtlich ihrer Heftigkeit zwar in keinem Vergleich zu jenen stehen, die deutsche Briefschreiber gegenüber des sowjetischen Soldaten 1941 machten, zielen 1943 schon überwiegend Briten und U.S.-Amerikaner, die sich in den Augen der deutschen Soldaten unritterlicher Kriegführung schuldig machten: „Die Art der englischen und amerikanischen Luftangriffe ist unglaublich gemein. Sie haben nicht die Absicht, unsere Rüstung zu behindern oder zu vernichten, sondern wollen nur das Volk demoralisieren. Sie gehen dabei mit einer Rücksichtslosigkeit und Brutalität vor, die ihnen keine Ehre macht.“⁴²⁰

In den Jahren 1942 bis 1943 hatte sich nicht nur, wie eingangs bemerkt, die Schreibdichte stark verringert. Auch das insgesamt gezeichnete Bild änderte sich. Briefe, die tendenziell die Rote Armee als überlegen schilderten und die Art der gegnerischen Soldaten zu Kämpfen mit Anerkennung und Respekt beschrieben, überwogen solche, in welchen das Bild des Gegners in düsteren Farben gemalt wurde.⁴²¹ Bezeichnungen wie „Horden“ oder „asiatisch“ wurden weitaus weniger als zu Beginn des Russlandfeldzuges zur Charakterisierung der sowjetischen Soldaten verwendet.

Das Schreiberprofil hatte sich indessen gleichermaßen gewandelt: es schrieben mehr Mannschaftssoldaten als Unteroffiziere und Offiziere, es gab weitaus mehr Briefe von ledigen Schreibern als von den Ehemännern. 1942 gab es sogar mehr Äußerungen von Katholiken als von den zahlenmäßig mehr als deutlich überwiegenden Protestanten, mehr Äußerungen von Abiturienten als von Soldaten aus den übrigen Bildungsstufen. Unter den Generationen fand hier zwar kein wirklicher Umschwung statt, gleichwohl ist ein überdeutlicher Zuwachs von Schreibern aus der sogenannten „Hitlerjugend-Generation“ bemerkbar. Auffällig im Vergleich zu 1941 ist vor allem der Zusammenhang zwischen Bild- und Schreiberwechsel. Die deutlich radikaleren Briefe aus dem Vorjahr dürfen wohl nicht nur als Resultat der unerhört starken Propagandavorbereitung des Feldzuges gesehen, sondern müssen auch als Ergebnis schichtenspezifischer Einstellungen gewertet werden.

⁴¹⁹ Klaus B. an seine Frau am 23. Mai 1943.

⁴²⁰ Heinz S. an seine Schwester am 21. Juni 1943.

⁴²¹ Als Ausdruck eines auch auf höherer Ebene durchaus in der Tendenz gewandelten Bildes vom Gegner ist in diesem Zusammenhang eine - hochoffiziell - von einem Armeekommando autorisierte und herausgegebene Feldpostkarte aus dem Jahr 1943. Sie zeigt auf der Vorderseite ein keineswegs heimtückisches dreinblickendes Gesicht des gegnerischen Soldaten, wie es noch zu Beginn des Feldzuges üblich war. Die Abbildung entspricht nicht im geringsten mehr dem ursprünglichen nationalsozialistischen Feindbild. Auch die Betitelung, „Das Gesicht des Gegners“. Sowjetrussischer Infanterie-Leutnant aus Kirow - Ural, verweist darauf, das man es hier mit einem absolut ebenbürtigen Gegner zu tun hat. (Siehe Anlage 7). Zur negativen Darstellung des Feindes vgl. Schmidt, Maler, S. 650-653.

6.4.7 Der Gegner in der Endphase des Krieges 1944 -1945

In der Endphase des Krieges 1944/45 ging die Anzahl der Feldpostbriefe, in denen deutsche Soldaten den militärischen Gegner beschreiben noch weiter zurück. Gerade elf Briefe (14 mal kodiert) wurden dazu in den anderthalb noch verbleibenden Kriegsjahren verfasst. Das Bild vom Gegner interessierte so gesehen Schreiber wie Empfänger immer weniger.

Es kreiste weiterhin um Darstellungen der moralischen und technischen Unter- aber zahlenmäßigen Überlegenheit der sowjetischen Kriegsgegner, wie ein noch sehr junger Soldat schrieb: „Daß unsere Panzer den feindl. überlegen sind sehe ich bei jedem Einsatz, und so ist es auch mit allen Waffen. [...] Aber wenn vielleicht 10 deutsche Panzer 150 feindlichen gegenüberstehen [...] können wir bei allem Geist nicht bis an den Ural vorstoßen.“⁴²² Aber auch Bilder des „sturen Kämpfers“ vom Anfang des Feldzuges fanden wieder Eingang in die brieflichen Darstellungen: „Haben den Russen wieder aus der Stellung vertrieben und kaum Verluste gehabt. Aber Iwan hat anständig Federn lassen müssen. Alles junge Kerlchen, teils 15-16 Jahre alt, stur wie die Panzer. Wie Roboter, hören nicht auf Ruf noch sonst was. Laufen stur weiter. Man muß sie »umlegen«.“⁴²³

Nachdem die ersten sowjetischen Einheiten deutschen Boden betreten hatten, schienen sich anhand der ersten Vergewaltigungen, Racheakten und Kriegsverbrechen⁴²⁴ die von den Nationalsozialisten immer wieder beschworenen Ängste Realität zu werden. Damit waren auch die Bilder wieder da, die den Gegner als mörderische „Bestie“ darstellten: „Die Dörfer, in denen wir hier liegen, sind zurückerobert. Die Männer und Frauen, die vor den Sowjets nicht rechtzeitig fliehen konnten, sind viehisch hingeschlachtet worden. Gott bewahre Deutschland davor, daß es diesen Bestien in die Hände fällt.“⁴²⁵

Über die Soldaten der westlichen Streitkräfte, denen die deutschen Truppen seit den Landungen in Italien, der Normandie und Südfrankreich, direkt gegenüberstanden, ist in den hier untersuchten Briefreihen erstaunlich wenig berichtet worden. Die Invasion wurde wohl zur Kenntnis genommen, aber gegenüber den Gegnern herrschte, mit wenigen Ausnahmen eher Schweigen: „im Westen bzw. Süden ist nun allerhand los. Na, das haben diese Menschenschlächter selbst verdient.“⁴²⁶ kommentiert ein Schreiber eher beiläufig. Selbst die Tatsache, dass, wie schon 1940 in Frankreich, die Deutschen mit in den Reihen der u.s.-amerikanischen Einheiten kämpfenden schwarzen Soldaten konfrontiert wurden, führte (bei den gleichen Schreibern) nicht mehr zu, auch nur im Ansatz vergleichbaren, rassistischen Invektiven. Im letzten Brief, in dem ein Bild des Gegners vermittelt wurde Während der Ardennenoffensive belustigte sich

⁴²² Siegfried H. an seine Eltern am 29. September 1944.

⁴²³ Hans S. an seine Eltern am 8. März 1944.

⁴²⁴ Siehe Kapitel 5.3.7 (Anm. 294).

⁴²⁵ Siegfried H. an seine Eltern am 29. Oktober 1944.

⁴²⁶ Hans S. an seine Eltern am 17. Juni 1944.

ein Soldat, der noch 1940 den Schwarzen jedes Recht zu leben absprach: „Die Negerlein könnten einem fast leid tun. Die benehmen sich in dieser Kälte wie Schafe, denen eben erst die Wolle abgezogen wurde“.⁴²⁷

In den wenigen Briefen aus der Schlussphase des Zweiten Weltkrieges zeichnete sich mit zunehmend schwindenden Siegesaussichten wieder ein negativer besetztes Gegnerbild ab. Dabei stand der sowjetische Soldat nun nicht mehr im Mittelpunkt der schriftlichen Beschäftigung. Auch britische und u.s.-amerikanische Bomber bzw. ihre Besatzungen waren ebenso wie die Bodentruppen der West-Alliierten Gegenstand der Beschreibungen geworden. Obwohl der Tonfall die Beschreibungen zum Teil radikal waren, gab es jedoch, bis auf die Charakterisierungen der Rotarmisten im Zusammenhang mit den begangenen Kriegsverbrechen, kein Wiederaufleben der „Entmenschlichungsbilder“.

Ein Blick auf die Schreiber verrät, dass die seltenen Aussagen zum Kriegsgegner fast ausschließlich von unverheirateten, protestantischen Soldaten stammten. Zu gleichen Teilen waren darunter Mannschaftsdienstgrade und Unteroffiziere, sowie Soldaten der „mittleren“ und der „jüngeren“ Generation. Eine auffällige Häufung innerhalb der vier Bildungsschichten ist indessen, außer dass es eher vergleichsweise viele Abiturienten waren, die in diesem Zeitraum über den militärischen Gegner schrieben, nicht festzustellen.

6.5 Zusammenfassung

Zwischen 1939 und 1945 sind in insgesamt 177 Briefen Charakterisierungen des „anderen“ Soldaten enthalten gewesen. Da es nicht selten vorkam, dass in einem Brief der Gegner in verschiedenen Facetten beschrieben wurde, betrug die Anzahl der verschiedenen Schilderungen im Ganzen 224. Wie in Anlage 4 ablesbar ist, war das Bild des Gegners, ähnlich der bisherigen Forschungsergebnisse, ein stark anonymisiertes bzw. gesichts- und konturloses Muster. Briefe, in denen einzelne Soldaten beschrieben wurden, bilden eindeutig die Ausnahme. Auch dass die Mehrzahl der Briefe, wie auch die schärfsten Verbalinjurien zu Beginn des Russlandkrieges „produziert“ wurden, kann anhand der hier untersuchten Briefserien ebenfalls bestätigt werden. Hinzu kommt, dass die Briefe, in denen schwarze Soldaten im Frankreichfeldzug charakterisiert werden, bereits ähnliche Beschreibungsmuster aufwiesen, wie sie zu Beginn des Russlandfeldzuges gegenüber den Rotarmisten gebraucht wurden. Spätestens ab 1942 setzte die Wandlung des Gegner-Bildes im Russlandfeldzug ein. Es entwickelte sich weg von der stark negativ konnotierten Haltung der „asiatischen Horden“, hin zu einem Bild, das Züge von Respektsbezeugungen wie auch Eingeständnisse

⁴²⁷ Ernst G. an seine Frau am 24. Januar 1945.

einem Bild, das Züge von Respektsbezeugungen wie auch Eingeständnisse gegnerischer (Über-)Macht beinhaltet. Das aber die Beschreibung gegnerischer Übermächtigkeit, wie Martin Humburg festgestellt hat, nur im Kontext noch stärker betonter eigener Überlegenheit vor genommen wurde, kann anhand des hier benutzen Quellenmaterials nicht bestätigt werden.

In der Gesamtschau ergibt sich eine bemerkenswerte Zweiteilung. Wenn die „negativen“ gegen die „positiven“ Beschreibungen gerechnet werden ergibt sich zwar ein Übergewicht an „negativen“ Bildern, das nicht überraschen kann. Von den 224 Kodierungen lassen sich 151 als pejorativ einstufen, 73 Aussagen ließen zumindest in der Tendenz eine gewisse Achtung vor dem Gegner erkennen. Vergleicht man diese beiden Seiten nun hinsichtlich ihrer „Produzenten“, dann ist festzustellen, dass sich auch hier die „Lager“ relativ eindeutig trennen. Nach ihren soziodemografischen Merkmalen unterschieden, erhielten die Gegner ein „negatives“ Image vor allem von protestantischen Schreibern, der „Kriegsjugendgeneration“, die im Dienstrang eines Unterführers standen. Es waren verheiratete Schreiber mit einem Mittelschulabschluss. Dabei ist anzufügen, dass der hohe Anteil der Ehemänner bei diesem Thema auch ihrem Anteil der Gesamtzahl der „signifikanten“ Briefe entspricht (siehe Kap. 2). Auf der anderen Seite ist ein tendenziell als „positiv“ zu bezeichnendes Gegnerbild überdurchschnittlich oft in den Briefen von Abiturienten, Katholiken, Unverheirateten, sowie in Briefen der so genannten „Hitlerjugend-Generation“ entworfen worden.

Kapitel 7

„Hitlers zufriedene Räuber“⁴²⁸ oder „Kämpfer ums Überleben“? Raub und Plünderungen in Realität und Feldpostbriefen

7.1 Zig Millionen Tote⁴²⁹. Der Zweite Weltkrieg als Raubzug und Ernährungskrieg

Hitler und das Deutsche Reich führten zwischen 1939 und 1945 einen Krieg, in dem es nicht zuletzt um die Eroberung wirtschaftlicher Ressourcen ging. Diese sollten das Reich auf lange Dauer in den Zustand der Autarkie⁴³⁰ gegenüber überseeischen Rohstofflieferungen und zur alleinigen Kontinentalmacht im „europäischen Großwirtschaftsraum“ machen.⁴³¹ Grundlage dafür war die von vornherein geplante und sich im Lauf des Krieges radikal steigende rücksichtslose Ausbeutung aller besetzten Gebiete Europas. Die bis dahin ungekannten Mengen an Menschen und Material, welche die Kriegführung verschlang, mussten aus den eroberten Ländern ersetzt werden, damit die deutsche Zivilbevölkerung nicht zu sehr unter den Belastungen der Kriegführung zu leiden hatte.⁴³² Im folgenden Kapitel soll nun nicht die gesamtwirtschaftliche Ausplünderung der besetzten Gebiete diskutiert werden. Im Mittelpunkt steht die Rolle der Wehrmacht und ihrer Soldaten im sogenannten „Ernährungskrieg“.⁴³³ Dieser Krieg als Teil der Ausbeutungsstrategie wurde mit zunehmender Radikalität gegen die Zivilbevölkerung der okkupierten Länder geführt. Das geschah indessen nicht überall mit der gleichen Härte. Der Krieg gegen die Sowjetunion bildet - auch hier - eine besonders krasse Ausformung dieser Art der Vernichtung menschlichen Lebens. Welchen Eindruck die Soldaten von sich selbst in diesem Teil des Krieges gewannen oder zumindest ihren An-

⁴²⁸ So Teilüberschrift und These in: Götz Aly: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt a.M.³ 2005, S. 114.

⁴²⁹ In einer Aktennotiz über eine Staatssekretärsbesprechung am 2. Mai 1941 wurden die ökonomischen Leitlinien für den Russlandfeldzug festgehalten: „1. Der Krieg ist nur weiter zu führen, wenn die gesamte Wehrmacht im 3. Kriegsjahr aus Rußland ernährt wird. 2. Hierbei werden zweifellos zig Millionen Menschen verhungern, wenn von uns das für uns Notwendige aus dem Lande herausgeholt wird.“ Zit. nach Ueberschär, Dokumente, S. 323.

⁴³⁰ Das Autarkiekonzept der NS-Führung war indessen gekoppelt an die Belange der wehrwirtschaftlichen Sicherheit. Das hieß, produziert werden sollte für Wehrmachtzwecke auf dem europäischen Kontinent. Dem nicht auszuschaltenden Außenhandel kam die Funktion der Sicherung des Lebensstandards zu. Vgl. Ludolf Herbst: Der totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft. Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Propaganda 1939-1945, Stuttgart 1982, S. 142.

⁴³¹ Vgl. Hans Umbreit: Auf dem Weg zur Kontinentalherrschaft, in: Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs. Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1939-1941, (= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5.1), Stuttgart 1988, S. 3-345, hier S. 210 f.

⁴³² Die fest im kollektiven Gedächtnis der Deutschen verwurzelte Erinnerung an die Hungerperiode während des Ersten Weltkrieges und die daraus resultierenden politischen Folgen ließen die Nationalsozialisten den Schluss ziehen, dass die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln um jeden Preis gesichert sein musste, damit die „Volksgemeinschaft“ an der „Heimatfront“ die kriegsnotwendige innere Stabilität und Stimmung beibehielt und kein zweites „1918“ heraufbeschworen werden konnte. Vgl. Rolf-Dieter Müller: Die Konsequenzen der „Volksgemeinschaft“: Ernährung, Ausbeutung und Vernichtung, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge Forschungsbilanz, München² 1990, S. 240-248, hier S. 241.

⁴³³ Der Begriff scheint 1939 geprägt worden zu sein. Siehe Walter Hahn: Der Ernährungskrieg. Grundsätzliches und Geschichtliches, Berlin 1939. „Der Ernährungskrieg“ heißt es dort „umfasst die Verteidigung des eigenen Ernährungssystems und den Angriff auf das feindliche Ernährungssystem.“ Ebd., S. 7. Gemeint ist insgesamt die intensive und systematische Ausnutzung der Ressourcen im In- und (eroberten) Ausland. Ebd., S. 67.

gehörigen schilderten und deuteten bzw. ob und wie sie ihre Handlungen legitimierten soll zentraler Gegenstand dieses Teils der Studie sein. Zunächst jedoch erfolgt ein kursorischer Überblick über die Praktizierung der „Versorgung aus dem Lande“ in Polen, Frankreich und der Sowjetunion.

7.1.1 Wildes Requirieren. Ausnahmeerscheinung oder Alltag im Polenfeldzug?

In Artikel 52 der Haager Landkriegsordnung (HLKO) wurde für die Versorgung der Truppen in eroberten Ländern die Regelung getroffen, dass „Naturalleistungen [...] nur für die Bedürfnisse des Besatzungsheeres“ und „nur im Verhältnis zu den Hilfsquellen des Landes“ gefordert werden dürfen. Außerdem seien sie möglichst „bar zu bezahlen“. ⁴³⁴ Für die Wehrmacht regelte die Heeresdienstvorschrift (HDv) 90, entgegen den oben zitierten Bestimmungen, dass neben der Versorgung der Truppe aus dem eroberten Gebiet, zusätzlich die vorgefundenen Hilfsmittel „zur Unterstützung“ der Heimat vorzusehen seien. ⁴³⁵

Mit dem Einmarsch deutscher Truppen in Polen wurde diese Art der Selbstversorgung zum ersten Mal unter Kriegsbedingungen „erprobt“. Bei der Besetzung kam es in erster Linie darauf an, das Land für die Versorgung der Armeen und der deutschen Bevölkerung gezielt auszunutzen. Die Einwohner spielten in den deutschen Plänen so gut wie keine Rolle. Was zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft - ein weiteres (Aus-)Beutegut - gerade so beitrug, musste ihnen genügen. ⁴³⁶ In Polen begannen die Wehrmachtseinheiten schnell, über die normale „Kriegsbeute“ hinaus Wirtschaftsgüter zu beschlagnahmen. Wilde Plünderungen waren an der Tagesordnung. ⁴³⁷ Da keine klaren Verfahren bestanden und Einigkeit nur im „Beutemachen“ an sich bestand, liefen die Praktiken bald den Absichten der politischen Führung zuwider. ⁴³⁸ Für die Versorgung der Soldaten aus dem Land waren Lebensmittel und Fuhrwerke zum Transport, sowie Pferde von vornherein zur Beschlagnahme freigegeben. Dies verstanden die Truppen als Freibrief für hemmungsloses „Organisieren“, so der allgemeine Sprachgebrauch. Gemeint war damit Stehlen, mal mit, mal ohne Requirierungsschein. Trotz des Versuchs der Selbstbeschränkung des Truppenbedarfs auf ein unvermeidbar notwendiges Maß, war unter den Soldaten die Ansicht allgemein verbreitet, dass die Befriedigung ihrer Bedürf-

⁴³⁴ Zit. nach Anlage zum Abkommen: Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges (Haager Landkriegsordnung) vom 18. Oktober 1907, abgedruckt bei Joachim Hinz/Elmar Rauch (Hg.): Kriegsvölkerrecht. Völkerrechtliche Verträge über die Kriegführung, die Kriegsmittel und den Schutz der Verwundeten, Kriegsgefangenen und Zivilpersonen im Kriege, Köln³ 1984, S. 17.

⁴³⁵ Siehe Umbreit, Kontinentalmacht, S. 7.

⁴³⁶ Vgl. Ders.: Deutsche Militärverwaltungen 1939/40. Die militärische Besetzung der Tschechoslowakei und Polens, Stuttgart 1977, S. 222.

⁴³⁷ Gleichermaßen ergingen immer wieder Befehle, diese Praktiken einzudämmen. Vgl. Klaus-Jochen Arnold: Die Wehrmacht und die Besatzungspolitik in den besetzten Gebieten der Sowjetunion. Kriegführung und Radikalisierung im „Unternehmen Barbarossa“, Berlin 2005, S. 268.

⁴³⁸ Umbreit, Militärverwaltungen, S. 227.

nisse Vorrang vor allen übrigen Erwägungen hatte.⁴³⁹ Die Befehle und Klagen der Befehlshaber über das Verhalten ihrer der Truppe geben ein beredtes Zeugnis über den Zustand der Disziplinlosigkeit und Verwahrlosung innerhalb des Heeres nach nur wenigen Wochen in Polen. Es spricht ebenfalls Bände, dass es sich bei den Plünderern nicht selten auch um Offiziere handelte.⁴⁴⁰ Ob radikalisierte Verrohung oder Ergebnis propagandistischer Indoktrination - nach Ansicht des Abwehr-Offiziers Major Helmuth Groscurth waren die sehr bedenklichen „Erscheinungen in der Truppe im Osten bzgl. Plünderung [kein] Wunder nach der jahrelangen Erziehung.“⁴⁴¹

Erst mit dem Aufbau ziviler Verwaltungsstrukturen nahmen die „wilden“ Beitreibungen langsam ab und die staatlich gelenkte Ausbeutung konnte beginnen.⁴⁴²

7.1.2 „Bezahltes Requirieren“. Einkaufen im Westen 1940

Im Westen, d.h. Holland, Belgien und Frankreich, gestaltete sich die planmäßige Erfassung und der Abtransport von militärischer Kriegsbeute, die Fahndung nach Rohstoffvorräten sowie Halb- und Fertigfabrikaten trotz der üblichen Kompetenzüberschneidungen bedeutend reibungsloser. Dabei war besonders Frankreich den anfänglichen Ausplünderungen ausgesetzt. Nicht nur hier sondern auch in Belgien wurde wenige Monate nach der Besetzung das Beuterecht auf Weisung des OKW, mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft, nicht mehr bis zum Äußersten strapaziert.⁴⁴³ Wie schon im Polenfeldzug ist es im Westen während der Kämpfe vielfach zu Plünderungen und Requirierungen durch deutsche Soldaten gekommen. Auch für die Truppen im Westen galt die Regelung, sich aus dem Lande mit Lebensmitteln zu versorgen. Indessen traten hier die Versorgungsansprüche der Kampftruppen wie ihre praktische Umsetzung in Widerspruch, sogar zu den Vorstellungen der militärischen Verwaltungseinrichtungen.⁴⁴⁴ Die private Seite des Ausplünderens war, etwas anders als in

⁴³⁹ Von Einheiten der Truppe, des Arbeitsdienstes, Volksdeutschen und zivilen Stellen wurden, solange der Vormarsch dauerte, Pferde, Butter, Getreide, Schlachtvieh, Mehl, Zucker, Gemüse, Kartoffeln, Obst, Kraftfahrzeuge, Fahrräder, ja sogar Wäsche u.v.a. requiriert. Ebd., S. 235 ff. Die selten unterbundene Praxis der Plünderungen ging auch zu Lasten der allgemeinen Truppendisziplin. Vgl. Bernhard R. Kroener: „Frontochsen“ und „Etappenbullen“. Zur Ideologisierung militärischer Organisationsstrukturen im Zweiten Weltkrieg, in: Wehrmacht, Mythos, S. 371-384, hier S. 375.

⁴⁴⁰ Die meisten Verstöße fanden im Gebiet der Heeresgruppe Süd statt. Aber auch im nördlichen Polen waren Plünderungen keine Seltenheit. Siehe Böhler, S. 181-185.

⁴⁴¹ Zit. nach Helmut Krausnick/Harold C. Deutsch (Hg.): Helmuth Groscurth. Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938-1940, Stuttgart 1970, S. 216 (Anm. 546).

⁴⁴² Der Oberbefehlshaber des Heeres Generalfeldmarschall Manfred von Brauchitsch erließ bis zum Jahresende 1939 mehrfach Befehle zur Erhaltung der „Manneszucht“. Vgl. Böhler, S. 185. Finanzpolitisch wurde die systemische Ausbeutung durch immer höhere und neue Steuern für die Polen schmerzlich spürbare Wirklichkeit. Vgl. Aly, Volksstaat, S. 97.

⁴⁴³ Umbreit, Kontinentalmacht, S. 222 ff. Hier findet sich auch eine umfangreiche Auflistung der abtransportierten und von der Wehrmacht verbrauchten Rohstoff- und Gütermengen.

⁴⁴⁴ Die Praxis der umfänglichen Requirierungen durch militärische Einheiten und die „schattenwirtschaftliche“ Selbstversorgung auf Schwarzmärkten sollte wenigstens begrenzt werden. Eine Ausnutzung des eroberten Raumes „bis zum Weißbluten, wie sie zeitweise propagiert worden ist“ hielt die Militärverwaltung für kontraproduktiv. So mussten sich die Truppen in Belgien zeitweise Lebensmittel über den Nachschubweg besorgen. Siehe Umbreit, Kontinentalmacht, S. 230.

Polen, die ungehemmte deutsche Kaufkraft. Vor allem Waren, an denen es in Deutschland mangelte, wurden massenhaft per Feldpostpaket oder von den Urlaubern nach Deutschland gebracht. Zwar wurde versucht, diese Warenströme durch Beschränkung der Päckchengröße oder Verbote, Lebensmittel zu erwerben, einzudämmen, um die Versorgung der Bevölkerung weiterhin im Mindestmaß zu sichern.⁴⁴⁵ Hermann Göring hielt diese Bedenken indes für unbeachtlich, hob noch 1940 alle diesbezüglichen Beschränkungen auf und ordnete stattdessen an, dass alle Soldaten kaufen dürften, was ihre finanziellen Möglichkeiten hergäben und mitnehmen, was sie tragen könnten.⁴⁴⁶ In ähnlicher Weise äußerte sich Hitler im Sommer 1942. Der Urlauber, so bemerkte er, sei ein ideales Transportmittel, dem man für seine Angehörigen mitzunehmen gestatten müsse, soviel er tragen könne.⁴⁴⁷ „Die Wehrmacht ist der natürlichste Vermittler-Apparat, den es gibt, wenn jeder Soldat seiner Frau [...] oder seinen Kindern etwas schickt.“⁴⁴⁸ Durch diese Freigabe und die Zahlungspraxis mit Reichskreditkassenscheinen, die in Massen ins Land strömten, war der restlose Ausverkauf nicht mehr aufzuhalten.⁴⁴⁹

7.1.3 Restloses Requirieren. Ausbeutung und Plünderung als Lebensgrundlage im Ostfeldzug 1941-44

Während in den besetzten Gebieten Westeuropas darauf geachtet wurde, die Ausplünderung bis zu einem gewissen Grade „schonend“ durchzuführen oder zumindest nicht von vornherein als hemmungsloses Ausrauben angelegt war, galten für den Krieg gegen die Sowjetunion gänzlich andere Maßstäbe. In der sogenannten „Grünen Mappe“, einer Ausarbeitung, die die wirtschaftliche Ausbeutungsstrategie in der zu besetzenden Sowjetunion vorschrieb, hieß das Hauptziel, „soviel wie möglich Lebensmittel und Mineralöl für Deutschland einzufahren“.⁴⁵⁰ Die eingangs zitierte Aktennotiz vom Mai 1941, lässt erahnen, welche Dimensionen die wirtschaftliche Ausplünderung des Landes nehmen sollte und welche Konsequenzen dies für die Zivilbevölkerung haben musste. Als die deutsche Wehrmacht in den Morgenstunden des 22. Juni 1941 die Sowjetunion überfiel, wurde indessen schnell klar, dass die weitgesteck-

⁴⁴⁵ Siehe Hans Umbreit: Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940-1944, Boppard a.R. 1968, S. 299.

⁴⁴⁶ Siehe Aly, Volksstaat, S. 125.

⁴⁴⁷ Hitler ließ diese Bemerkung zwar mit Blick auf die Ausplünderung der Ukraine fallen. Das System „Urlaubertransport“ galt indes für die gesamten besetzten Länder. Zit. nach Henry Picker (Hg.): Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, Stuttgart 1976, S. 438 (Dok. 180, 17. Juli 1942).

⁴⁴⁸ Monologe, S. 364 (Dok. 183, 25. August 1942). Allein von der Ostfront erwartete Hitler 250000 bis 300000 Pakete durch Urlauber „ein Zuschuß, der der Heimat sehr zustatten kommt.“ S. 365 (Dok. 184, 26. August 1942).

⁴⁴⁹ Hans Umbreit: Die Deutsche Herrschaft in den besetzten Gebieten 1942-1945, in: Organisation und Mobilisierung, Bd. 5.2, S. 4-272, hier S. 197. Ders., Militärbefehlshaber, S. 299. Zum System der Reichskreditkassenscheine ausführlich Aly, Volksstaat, S. 103-113.

⁴⁵⁰ Zit. nach Rolf-Dieter Müller (Hg.): Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten 1941-1943. Der Abschlußbericht des Wirtschaftsstabes Ost und Aufzeichnungen eines Angehörigen des Wirtschaftskommandos Kiew, Boppard a.R. 1991, S. 37. Zu den wirtschaftlichen Planungen und Vorbereitungen des Ostkrieges, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, siehe Ders.: Von der Wirtschaftsallianz zum kolonialen Ausbeutungskrieg, in: Horst Boog u.a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 4), Stuttgart 1983, S. 98-189, bes. auch zur Entstehung der „Grünen Mappe“ S. 142-157.

ten Ziele nicht ohne Weiteres erreichbar sein würden. Den deutschen Truppen sollte, so die Vorgaben der KPdSU, durch die Zerstörung lebenswichtiger Infrastruktur und die Vernichtung von Vorräten und Maschinen die Ausnutzung der eroberten Gebiete unmöglich gemacht werden.⁴⁵¹ Wie erfolgreich diese Politik war, mussten die deutschen Wirtschaftskommandos, die hinter den kämpfenden Verbänden das Beutegut sichern und zum Abtransport ins Reich vorbereiten sollten, immer deutlicher erkennen, je weiter sie nach Osten vordrangen.⁴⁵² Immer häufiger fanden sie vernichtete Vorratslager und irreparabel zerstörte Industrieanlagen in größtem Ausmaß vor.⁴⁵³

Für die Truppen der Wehrmacht bedeutete dies, dass bereits nach den ersten Wochen des Ostkrieges das langfristige „Leben aus dem Lande“ mit ernsthaften Schwierigkeiten verbunden sein würde.⁴⁵⁴ Zunächst sollte diese Strategie nur als Ergänzungsmittel für die weiterhin über den konventionellen Nachschubweg zu versorgenden Truppen dienen.⁴⁵⁵ In der Folge von Vernichtung, mittelmäßigen Ernten und mangelhaften Möglichkeiten zu deren Einbringung, wurden in den ersten Wochen auch nur geringe Mengen an Nahrungsmitteln erbeutet. So ließ sich bereits im Juli voraussehen, dass die Versorgung mit Getreide für die im Osten stehenden Truppen gerade so ausreichen würde.⁴⁵⁶ Anfänglich musste Brot zu 50 Prozent nachgeführt werden, ebenso konnte der Fleischbedarf nur noch auf dem Nachschubweg gedeckt werden.⁴⁵⁷ Hier ergab sich indessen die nächste Schwierigkeit. Die Konzeption der Nachschubregelung war nach dem Willen Hitlers von der Schiene auf Kraftfahrzeuge umgestellt worden. Diese waren wohl in der Lage, den Erfordernissen der bisherigen Feldzüge zu genügen, erwiesen sich aber unter den klimatischen und geografischen Bedingungen des Unternehmens „Barbarossa“ als völlig unzureichend.⁴⁵⁸ Erschwerend kam hinzu, dass, trotz der

⁴⁵¹ In einer Rundfunkrede vom 3. Juli 1941 forderte Stalin: „dem Feind darf keine einzige Lokomotive, kein einziger Waggon, kein Kilogramm Getreide, kein Liter Treibstoff überlassen werden. Die Kollektivbauern müssen das ganze Vieh wegtrieben und das Getreide zur Abbeförderung ins Hinterland dem Schutz der staatlichen Organe anvertrauen. Alles wertvolle Gut, darunter Buntmetalle, Getreide und Treibstoff, das nicht abtransportiert werden kann, muß unbedingt vernichtet werden.“. Zit. nach Ueberschär, Dokumente, S. 274.

⁴⁵² Zur Wirtschaftsorganisation siehe Müller, Vorbereitungen, S. 129-135.

⁴⁵³ Zum Ausmaß der Zerstörungen siehe Arnold, Besatzungspolitik, S. 158-164.

⁴⁵⁴ Es mussten mehr als drei Millionen Mann mit 600 000 Fahrzeugen und ungefähr genauso vielen Pferden versorgt werden, die über eine 2500 km lange Frontstrecke verteilt, planmäßig alsbald 1500 km entfernte Ziele erobern sollten. Siehe Rolf-Dieter Müller: Das Scheitern der wirtschaftlichen Blitzkriegstrategie, in: „Unternehmen Barbarossa“, S. 936-1029, hier S. 959.

⁴⁵⁵ Die Wehrmacht begann den Ostfeldzug mit einer Bevorratung von 20 Tagessätzen Verpflegung, die zusammen mit der erwarteten Beute an Nahrungsmitteln nach den Berechnungen des OKW in Berlin für den geplanten Blitzkrieg ausreichen sollten. Siehe Ebd., S. 991. Auch aus den einzelnen Forderungen und Befehlen verschiedener Armeekorps und Befehlshaber und den Reaktionen der Berliner Zentralstellen geht hervor, dass die Verbände bei weitem keine konsequente Vernichtungsstrategie durch Aushungern oder „Kahlfraß“ von vornherein beabsichtigten, sondern auf die gewohnte konventionelle Nachschubversorgung bestanden. Siehe dazu Arnold, S. 254-257; Müller, Scheitern, S. 991 f.

⁴⁵⁶ Dennoch gingen, um den ökonomischen Erfolg des Feldzuges vorzuführen, Transporte mit Lebensmitteln, wenn auch nur in geringen Mengen, nach Deutschland. Siehe Arnold, S. 245 ff.

⁴⁵⁷ Ebd., S. 247.

⁴⁵⁸ Die Umstellung auf motorisierten Nachschub traf bei der Wehrmacht nicht auf ungeteilte Zustimmung. Traditionellerweise setzte man beim Militär auf die Versorgung durch die Eisenbahn. Das Primat der operativ-taktischen Schnelligkeit und Beweglichkeit bewährte sich jedoch in den „Blitzkriegen“, so dass man, auch im Osten glaubte, den Nachschub weiterhin

baldigen Einsicht, die Truppen doch vorwiegend über die Eisenbahn zu versorgen, die Wehrmacht vor einem weitgehend zerstörten Schienennetz ohne Lokomotiven und Gerät stand.⁴⁵⁹ Die unzureichende Nachschublage war also keine Folge von witterungsbedingten Problemen, sondern eine konzeptionelle Dauerkrise.⁴⁶⁰ Da der nur begrenzt zur Verfügung stehende Transportraum vor allem für Treibstoffe, Gerät und Munition verwendet wurde, musste die Verpflegung der Truppen Ende Juli 1941 systematisch aus den Lande gezogen werden, Nachschub durfte nur noch in zweiter Linie in Anspruch genommen werden.⁴⁶¹

Die Forderungen nach systematischer Bevorratung indes wurde durch die Mentalität der Soldaten, Landesbestände als Beute und damit als unmittelbares Verbrauchsgut anzusehen und keineswegs sparsam damit umzugehen, konterkariert.⁴⁶² Seit Beginn des Feldzuges häuften sich die Klagen über Plünderungen und wildes Beitreiben von Lebensmitteln. Beim Heer war die Auffassung verbreitet, alle Güter stünden nach den Kämpfen dem Sieger zur freien Verfügung.⁴⁶³ Diese immer weiter um sich greifende Praxis, bei der die Soldaten keinen Unterschied zwischen privatem und staatlichem Eigentum machten⁴⁶⁴ und sich erste „Kahlfraßerscheinungen“⁴⁶⁵ zeigten, gefährdeten die NS-Strategie der planmäßigen Ausbeutung der „Kornkammern“ im Osten. Auch litt die Disziplin der Truppe derart Schaden, so dass bei (privaten) Plünderungen seit Herbst 1941 die Todesstrafe verhängt werden konnte und Truppenführer, welche die Disziplinierung ihrer Untergebenen nicht ernst nahmen, mit einer kriegsgerichtlichen Verfolgung zu rechnen hatten.⁴⁶⁶ Mit dem Wintereinbruch kam der Ver-

über die Straße regeln zu können. Siehe dazu Klaus Schüler: Der Ostfeldzug als Transport- und Versorgungsproblem, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 203-220, hier: 204 ff.

⁴⁵⁹ Daraus ergab sich die zu keiner Zeit erfolgreich zu bewerkstelligende Aufgabe, mit dem ohnehin überbeanspruchten Heimatbestand an deutschem Normalspurmaterial ein neues Netz aufzubauen und zu befahren. Siehe Ebd., S. 208 ff.

⁴⁶⁰ In seiner für die wirtschaftlichen Kriegsziele maßgeblichen Denkschrift vom 13. Februar 1941 hielt General Thomas fest, dass die Lösung der Transportfrage unabdingbar für die lang- ebenso wie für die kurzfristige Entlastung Deutschlands auf dem Ernährungssektor sei. Siehe Müller, Wirtschaftspolitik, S. 401 (Dok. 1).

⁴⁶¹ Arnold, Besatzungspolitik, S. 257.

⁴⁶² Siehe Müller, Scheitern, S. 996.

⁴⁶³ Arnold, Besatzungspolitik, S. 270 ff.

⁴⁶⁴ Hier zeigte sich, dass die vor Beginn des Feldzuges massiv auf die Soldaten „entladene“ Propaganda ihr Ziel mehr als erreicht bzw. verfehlt hatte. Weithin machten die Einheiten kaum Unterschiede zwischen Einwohnern und „Bolschewiken“. Damit aber zeigte sich deutlich die immanente Widersprüchlichkeit der Indoktrination. Zwar wurde in den „Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Rußland“ darauf hingewiesen, dass Plünderungen „nach den Militärstrafgesetzen mit den schwersten Strafen geahndet“ werden und auch, dass besonders die verarmte Landbevölkerung dem bolschewistischen System ablehnend gegenüberstünde. Siehe Ueberschär: Dokumente, S. 258. Gleichzeitig war die Identifizierung Russlands mit dem „Bolschewismus als Todfeind der Deutschen“ zu sehr intensiviert worden. Teils war es wohl das verinnerlichte Herrenmenschenbild, das die deutschen Soldaten glauben ließ, die Schätze stünden ihnen zu, teils waren es die verlustreichen und ungekannt harten Kämpfe, die sie als Sieger scheinbar zum rigorosen Beutemachen berechtigten. Dazu kam die geforderte Rohheit des Kämpfers im Osten und dessen gewünscht unsentimentale Haltung gegenüber der Zivilbevölkerung. Vgl. Alexander Dallin: Deutsche Herrschaft in Russland 1941-1945. Eine Studie über Besatzungspolitik, Düsseldorf 1981, S. 509-523.

⁴⁶⁵ Gemeint ist damit die Ausbeutung wirtschaftlicher Gebiete bis zum völligen Kollaps. Zu diesem Begriff siehe Christian Gerlach: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941-1944, Hamburg 2000, S. 258.

⁴⁶⁶ Der OB der 4. Armee, Generalfeldmarschall von Kluge, sprach in diesem Zusammenhang von Verbrechen gemeinster Art, da der eroberte Raum „deutsches Wirtschaftsland“ sei. Siehe Müller, Scheitern, S. 996. Siehe auch Arnold, S. 273. In einem im Oktober 1941 ergangenen Befehl des OB der 6. Armee, Generalfeldmarschall von Reichenau, hieß es: „Jeder auf frischer Tat ertappte Dieb ist unverzüglich ohne Weiteres an der Stelle seines Verbrechens niederzuschießen“. Zit. nach Ebd., S.

sorgungsnachschub streckenweise völlig zum Erliegen. Mit Gewalt musste nun alles aus dem Lande genommen werden, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob die Zivilbevölkerung überleben konnte oder der Bestand an Zuchtvieh und Saatgetreide für die langfristige Bewirtschaftung (sprich: Ausbeutung) bei Fortsetzung der rigorosen Beitreibungen erhalten blieb.⁴⁶⁷ Dabei blieb den Verantwortlichen nicht verborgen, dass diese Verfahrensweise den deutschen Kolonisationsinteressen im Kern zuwider laufen musste.⁴⁶⁸ Trotz einiger modifizierender Maßnahmen gelang es den Deutschen nicht, ihre Ausbeutungsziele annähernd zu erreichen.⁴⁶⁹ Ein überaus wichtiger Komplex der Ausbeutungspolitik soll indessen nicht unerwähnt bleiben, auch wenn er „nur“ indirekt der Versorgung der Truppen diene. Gemeint ist die Rekrutierung von Arbeitskräften für die Truppe bzw. für die Rüstungsindustrie im Deutschen Reich. Zu den fast Drei Millionen Zwangsarbeitern, die nach Deutschland verschleppt wurden kamen noch weitere fast anderthalb Millionen Menschen hinzu, die in Betrieben für die Wehrmacht in Russland oder als „Hiwis“ (Hilfswillige) für Schanz- und Befestigungsarbeiten herangezogen wurden.⁴⁷⁰

Was ab Herbst 1942 an Bemühungen zur Stabilisierung der Wirtschaft als „Zuckerbrot“ auf den Weg gebracht wurde, war, wie Alexander Dallin schreibt, nicht mit „dem raren Fett der Großzügigkeit oder Menschlichkeit, sondern mit der Hefe pragmatischen Eigennutzes geba-

275. 1943 wurden in einem „Eisenbahnprozess“ bei der Heeresgruppe Mitte gegen 151 Soldaten wegen Schieberei und Diebstahl fünf Todesurteile und insgesamt über 150 Jahre Zuchthaus- und Gefängnisstrafen verhängt. Vgl. Gerlach, Morde, S. 264.

⁴⁶⁷ Über die Wirkungen des fehlenden Nachschubes in der Winterkrise 1941/42 auf die Soldaten schrieb der Kommandeur des XXXXIII Armeekorps, General Heinrici in sein Tagebuch am 5. Dezember 1941, er bemühe sich „diese durchgefrorenen, schlecht bekleideten, verhungerten, ungewaschenen und verdreckten Menschen [...] aufzurichten [...] wenn der Russe diese Leute sieht, muß er keine sehr hohe Meinung mehr von unserer Truppe erhalten. So traurig ist ihr Äußeres“ Seit Ende Oktober beklagte er sich immer wieder über die fehlende oder völlig unzureichende Verpflegung. Das „Leben aus dem Land“ bestünde zu oft aus einseitiger und damit ungesunder Ernährung (4. August 1941). Siehe Hürter, S. 389; Arnold, S. 288 f.

⁴⁶⁸ Einerseits machte man mit dieser Politik, wie der OB der 9. Armee, Generaloberst Strauß, gegenüber dem Chef der Heeresgruppe Mitte, Generalfeldmarschall von Bock, im September 1941 bemerkte: „die Zivilbevölkerung 100Prozentig zum Feind“. Andererseits musste man sich im ureigensten Interesse die Frage beantworten, „Wer hier eigentlich Wirtschaftswerte produzieren soll“, wenn Juden, Kriegsgefangene, Stadt- und Landbevölkerung ermordet und verhungert wären. Vgl. Rolf-Dieter Müller: Das „Unternehmen Barbarossa“ als wirtschaftlicher Raubkrieg, in: „Unternehmen Barbarossa“, S. 125-157, hier S. 143 f.

⁴⁶⁹ Insgesamt verbrauchte die Ostwehrmacht über vier Millionen Tonnen Getreide, zwei Millionen Tonnen Kartoffeln, 300 000 Tonnen Gemüse, 400 000 Tonnen Fleisch und mehr als 800 Millionen Eier aus den besetzten Gebieten. Die in das Deutsche Reich gelieferte Menge an Getreide betrug in drei Jahren 1,2-1,8 Millionen Tonnen. Gemessen an der Ernte in Deutschland, die im gleichen Zeitraum 23 Millionen Tonnen Getreide erbrachte bzw. den erwarteten Einbringungen von bis zu zehn Millionen im Jahr aus dem Ostraum, war nur ein Bruchteil der Pläne erreicht und gleichwohl eine unermessliche Hungerkatastrophe ausgelöst worden. Vgl. Dallin: S. 378-386, 420 ff. Zu den Ausbeutungserträgen im Einzelnen siehe Müller, Wirtschaftspolitik, S. 449-457 (Dok. 28-32).

⁴⁷⁰ Fast die Hälfte aller „Ostarbeiter“ wurde erst in den Jahren 1943/44 nach Deutschland deportiert. Seit 1942 gingen „Menschenjagdkommandos“ der Wehrmacht dazu über, Männer und Frauen aus den besetzten Gebieten an Ort und Stelle zu „greifen“ und abzutransportieren. Man geht davon aus, dass über die fünfzig Prozent der verschleppten Menschen auf das Konto der Wehrmacht gingen. Womöglich wäre eine Fortsetzung des Krieges ohne das Kräftepotential der „Fremdarbeiter“ bereits 1942 unmöglich gewesen. Vgl. Rolf-Dieter Müller: Menschenjagd. Die Rekrutierung der Zwangsarbeiter in der besetzten Sowjetunion, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944, Hamburg 1995, S. 92-103, hier: S. 99 ff. Zu den verschiedenen Vorgehensweisen der Wehrmacht und zivilen Stellen zur Rekrutierung von Zwangsarbeitern siehe Christian Gerlach: Die Rekrutierung von Zwangsarbeitern in den besetzten gebieten der Sowjetunion, in: Wette/Ueberschär: Kriegsverbrechen, S.193-207, bes. 197-199. Im Juni 1942 betrug der Anteil an Hilfswilligen bei der 253. Infanteriedivision 2216 Männer und Frauen. Das entsprach ca. 25 Prozent der Division bzw. zwei vollständigen Infanteriebataillonen (!). Siehe Rass, S. 368.

cken“.⁴⁷¹ Die ersten dabei erzielten Ergebnisse fielen ab 1943 im Zuge der *ALRZ-Strategie* (Auflockerung, Lähmung, Räumung, Zerstörung) der Vernichtung und Plünderung anheim. Da es keine Aussicht auf mittel- oder langfristige Ausbeutung mehr gab, war das vorhandene Wirtschaftsgut durch nichts mehr geschützt.⁴⁷² Zum wiederholten Mal innerhalb von nur zwei Wachstumsperioden wurde das Land diesmal durch den Rückzug der deutschen Truppen von der Taktik der „Verbrannten Erde“ verheert.

7.2 „Leben aus dem Land“. Ergebnisse in der Feldpostforschung

Das Thema „Raubkrieg“ ist bisher nur in den zwei Standardwerken von Klaus Latzel⁴⁷³ und Martin Humburg⁴⁷⁴ analysiert worden. Latzel nähert sich dem Komplex zeitlich vom Frankreichfeldzug her. Von den dort gemachten Aussagen zitiert er drei, ohne anzugeben, wie viele es insgesamt sind. Er stellt dabei fest, dass für die Soldaten die Praxis des Plünderns einen „kompensatorischen Charakter“ besaß, um sie mit den Strapazen des Feldzuges zu versöhnen. In einem Atemzug führt er die Begriffe „Organisieren“ und „billiges Einkaufen“ obwohl zwischen ihnen qualitative Unterschiede bestehen.⁴⁷⁵ Die Mitteilungen der Soldaten über den Hungerfeldzug gegen die Sowjetunion ordnet Latzel in eine Gesamtschau zu diesem Komplex ein, d.h. er nutzt die Aussagen zur bekräftigenden Illustration des offiziell geführten Raubzuges. Außerdem werden weder zeitliche Unterschiede gewichtet, noch eine Entwicklung im Mitteilungsverhalten gekennzeichnet.⁴⁷⁶ Alles in allem, so hält er in einer Tabelle fest, schilderten 16 von 22 Soldaten ihre Erlebnisse beim „Organisieren“ in insgesamt 72 Briefen, die jedoch nicht weiter spezifiziert werden, weder nach Schreibern noch innerhalb der Aussagen selbst.⁴⁷⁷

Etwas klarer ist die Analyse bei Martin Humburg. Sein Quellenmaterial beschränkt den Blick von vornherein auf den Russlandfeldzug. Er stellt hierbei fest, dass von den 25 Soldaten 13 sich zum Komplex „Erbeuten und Organisieren“ äußerten.⁴⁷⁸ Die Soldaten machten insgesamt 70 Äußerungen, von denen 60 in die Zeit bis zum Dezember 1941 fallen. Das Ausbleiben und die Verkürzung der Mitteilungen in der restlichen Kriegszeit deutet Humburg als

⁴⁷¹ Dallin, S. 384.

⁴⁷² Dazu Dietrich Eichholtz: Der Krieg gegen die Sowjetunion als Wirtschaftsexpansion und Raubkrieg, in: Bilanz, S. 125-135, hier S. 131 f.

⁴⁷³ Latzel, Soldaten, S.

⁴⁷⁴ Humburg, Gesicht, S.

⁴⁷⁵ Latzel, Soldaten, S. 136 f. Belege aus dem Polenfeldzug scheinen völlig zu fehlen, was der Autor nicht weiter thematisiert. Auch wird nicht deutlich wann die ersten Aussagen zu diesem Thema gefallen sind und wann die letzten, d.h. in welchem Gesamtzeitraum der Raubkrieg in seinem Quellenkorpus für mitteilenswert befunden wurde.

⁴⁷⁶ Die insgesamt sehr kompakte Darstellung zitiert vier und mehr Schreiber *en bloc* und reiht Aussagen aus den Jahren 1942–1944 unterschiedslos aneinander. Ebd., S. 143 ff.

⁴⁷⁷ Ebd., S. 119, 385. Latzel zitiert einen Brief, in dem der Schreiber Mitleid mit der Bevölkerung äußert. Ebd. S. 144.

⁴⁷⁸ Humburg, Gesicht, S. 164.

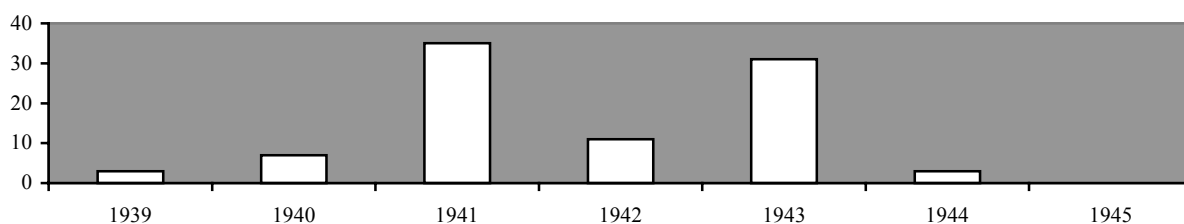
Folge des Gewöhnungsprozesses, sich selbst versorgen zu müssen und der besseren Organisation der Ausbeutung.⁴⁷⁹ Unter diese Rubrik ordnet er allerdings sehr verschiedene Einzelaspekte - Entnahme von Lebensmitteln, Heranziehung von Arbeitskraft, Quartiernahme und direkten Kauf. Zwei Aussagen findet er, die kritisch die allgemeine Praxis beurteilen, eine zitiert er, die die Not der Soldaten als Motiv anführt.⁴⁸⁰ Im Ganzen fällt die Untersuchung detaillierter, differenzierter und analytischer aus als die Passagen bei Latzel. Doch auch hier findet sich keine zeitliche Gewichtung oder vertiefte Analyse innerhalb der Schreibergruppe.

Deswegen soll gerade auf diese Aspekte in der sich anschließenden eigenen Analyse besonders Wert gelegt werden.

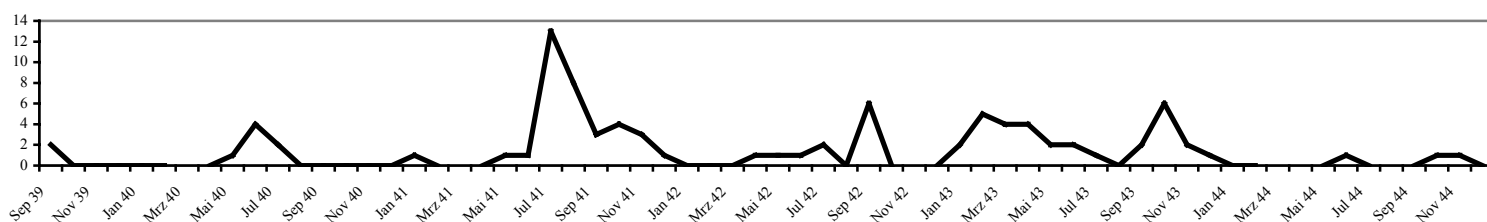
7.3. Quellenbefunde I. Quantitative Analyseergebnisse

7.3.1 Gesamtverteilung der „signifikanten Briefe“

Bevor die Analyse sich der Einzelverteilung und den Briefschreibern zuwendet, zunächst ein Überblick über die Briefstreuung von 1939-1944. Der erste Brief innerhalb des verwendeten Quellenmaterials wurde am 23. September 1939 in Polen aufgegeben, der letzte Brief kam wahrscheinlich aus der Slowakei im November 1944. Von im Ganzen 38 Schreibern sind 90 Mitteilungen zu diesem Komplex bei 21 Schreibern zu finden gewesen. Diese waren in den Kriegsjahren wie Abbildungen 24 und 25 zeigt verteilt.



(Abb. 24)



(Abb. 25)

⁴⁷⁹ Ebd., S. 166.

⁴⁸⁰ Ebd., S. 165-170.

Die Hauptmenge der Briefe wurde, wie im vorangegangenen Untersuchungsaspekt, in den Sommermonaten 1941 verfasst. Damit deckt sich der hier gemachte Befund durchaus, wenn auch nicht in der gleichen Masse, mit dem von Martin Humburg.⁴⁸¹ Im Unterschied zu seinen Ergebnissen, gleichwohl aber im Einklang zum den Entwicklungen des Kriegsverlaufs, ist nach dem „ruhigeren“ Jahr 1942 die Plünderungsphase in den Rückzugsbewegungen der Wehrmacht ab 1943 widergespiegelt.⁴⁸²

7.3.2 Schreiberprofil: Akteure und Verteilung

Um herauszufinden, bei ob sich bei bestimmten soziodemografischen Merkmalen, die Mitteilungen signifikant häufen und ob bzw. wie sich das Verteilungsbild sich zwischen 1939 und 1944 ändert sollen nun die Schreiber entlang ihrer strukturierenden Kategorien analysiert werden.

7.3.2.1 Altersgruppen

Jahrgang /Kriegsjahr	1897 - 1909							1910 - 1920							1921 -1925						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Signifikante Briefe	3	3	13	4	13	2	38	1	3	15	6	9	-	34	-	1	5	1	8	1	16
Anzahl Schreiber	1	1	4	2	2	1	7	1	3	8	2	2	-	10	-	1	1	1	4	1	4

(Tab. 14)

Zur Schreib- und Partizipationsbereitschaft lässt sich angesichts der Zahlen feststellen, dass vor allem die älteste Generation der Soldaten den „Ernährungskrieg“ in ihren Briefen stattfinden ließ. Sieben von elf Schreibern äußerten sich 38 mal zu diesem Aspekt, d.h jeder aus dieser Altersgruppe äußerte sich mindestens fünf mal in seinen Feldpostbriefen zu diesen Thema. Aus den übrigen Gruppen war es jeweils ungefähr die Hälfte der Soldaten. Dabei ist bei der Gruppe der „Hitlerjugendgeneration“ das insgesamt hohe Mitteilungsbedürfnis dieser wenigen Schreiber augenfällig.

7.3.2.2 Familienstand

Familienstand /Kriegsjahr	Verheiratet							Ledig						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Signifikante Briefe	4	6	20	8	13	2	53	-	1	13	3	17	1	36
Anzahl Schreiber	2	4	7	3	3	1	11	-	1	6	2	5	1	10

(Tab. 15)

⁴⁸¹ Dass es im Vergleich zu den ca. 70 Äußerungen in Humburgs Materialsammlung bei der hier verwendeten viel größeren Quellenbasis nur so wenig Briefe mehr zu diesem Thema ermittelt wurden, liegt m.E. vor allem daran, dass der Suchbegriff „Raubkrieg“ in dieser Studie sehr viel enger gefasst wurde (Siehe Kapitel 2.3.4).

⁴⁸² Insgesamt wurden 1941 35 Briefe und im Jahr 1943 31 Briefe zum Komplex „Plünderung/Organisieren“

Obwohl die Gruppe der Ehemänner in der Gesamtbetrachtung die kleinere von beiden ist, schreiben sie auch hier die höhere Anzahl an „signifikanten“ Mitteilungen. Ebenso sind sie stärker an der „Produktion“ beteiligt. Gleichwohl ist in der zeitlichen Entwicklung für 1943 sowohl eine höhere Brief- als auch eine höhere Schreiberanzahl unter den Ledigen messbar.

7.3.2.3 Konfessionen

Konfession /Kriegsjahr	Protestantisch							Römisch-Katholisch						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Signifikante Briefe	4	6	23	8	20	3	64	-	1	10	3	10	-	24
Anzahl Schreiber	2	4	11	3	5	2	17	-	1	2	2	3	-	4

(Tab. 16)

Ähnlich der Gesamtverteilung ist auch für diesen Teilbereich zu beobachten, dass der größere Teil der Schreiber wie auch der Briefe „protestantisch“ ist. Indessen zeigt sich, dass die Mitteilungsbereitschaft im Einzelnen höher gewesen zu sein scheint, da jeder der insgesamt nur vier katholischen Schreiber - statistisch - sechs Briefe verfasste.

7.3.2.4 Bildungsschichten

Bildungsgrad /Kriegsjahr	Hochschule							Abitur							Mittlere Reife							Volksschule						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Signifikante Briefe	3	3	8	3	-	-	17	-	1	11	3	7	1	23	1	1	7	5	18	2	34	-	1	7	5	-	-	13
Anzahl Schreiber	1	1	4	1	-	-	4	-	1	3	2	3	1	5	1	2	3	2	4	1	8	-	1	3	2	-	-	4

(Tab. 17)

Gemessen an der allgemeinen Streuung zeichnet sich keine Besonderheit im Schreibverhalten, was das Thema „Requirieren und Organisieren“ anbelangt ab. Sowohl bei den Schreibern, als auch den Briefen spiegeln die Zahlen ungefähr den Gesamteindruck wider. Ob Soldaten über dieses Thema schrieben, hing offenbar nicht von ihrer Bildung ab.

7.3.2.5 Militärische Ranggruppen

Jahrgang /Kriegsjahr	Offiziere							Unteroffiziere							Mannschaften						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Signifikante Briefe	-	-	1	3	-	-	4	4	6	24	6	12	2	53	-	1	8	2	18	1	30
Anzahl Schreiber	-	-	1	1	-	-	1	2	4	8	3	3	1	11	-	1	4	1	5	1	9

(Tab. 18)

Auf den ersten Blick fällt auf: Bisher hatte kein Merkmal in einer Gruppe so dominiert, wie in diesem Fall. Obwohl insgesamt die Gruppe der Unteroffiziere nur die zweitgröß-

te ist, kommen aus ihr hier die meisten Schreiber und die meisten Briefe. Elf von dreizehn Unteroffizieren schilderten 52 mal ihre Erlebnisse zu diesem Komplex. Offenbar stellt das Merkmal „Unteroffizier“ eine Besonderheit dar, und zwar in Bezug auf Schreibhäufigkeit und Beteiligung.

In welcher Weise dieses Thema in den Feldpostbriefen angesprochen und dargestellt wurde, wird im nächsten Abschnitt untersucht.

7.4 Quellenbefunde II. Inhaltliche Analyse

7.4.1 Beschreibungsmuster und Bewertungskriterien

Das „Leben aus dem Lande“ war, wie gezeigt wurde, in Teilen eine pure Lebensnotwendigkeit, doch gleichzeitig auch ein Ventil für viele Soldaten, sowohl ihrem Siegesbewusstsein Ausdruck zu verleihen als auch handfesten Gewinn aus dem Krieg zu ziehen. Nach dem im vorangegangenen Abschnitt untersucht wurde, welche Streuung die Briefe zu diesem Thema in den verschiedenen soziodemografischen Merkmalsgruppen aufweisen, soll nun die inhaltliche Schreibtendenz genauer betrachtet werden. Der emotional-inhaltliche Bezug soll in eine der drei Kategorien: 1. „Empathie/Distanz“, 2. „Pragmatik/Neutralität“ und 3. „Siegermentalität/Radikalität“ einzuordnen versucht werden. Unter Punkt eins werden Äußerungen verstanden, die Mitgefühl oder Mitleid bzw. Ablehnung und Kritik gegenüber den Beutepraktiken erkennen lassen. Punkt zwei bezeichnet Briefe, die den Raub als Notwendigkeit charakterisieren, weil der Nachschub fehlt und man selbst sonst Hunger litte, ohne das eine explizit erkennbare emotionale Stellung zur Handlung eingenommen wird. Die dritte Kategorie subsumiert die Textstellen, in denen die Schreiber sich als Sieger, denen die Beute zusteht präsentieren bzw. ein besonders radikales Vorgehen bei den Requirierungen beschreiben. Sachlich-inhaltlich wird zwischen den Ebenen: 1. „Private Beute“, 2. „Beute für/durch die Truppe“ und 3. „Beute für das Deutsche Reich“ unterschieden. Somit ergibt sich, um einen Gesamteindruck vorwegzunehmen, folgendes Bild:

Emotionale/Sachliche Kategorie	Private Beute	Beute für/durch Truppe	Beute f. d. Deutsche Reich
Empathie /Distanz	2	4	-
Pragmatismus /Neutralität	8	17	1
Siegermentalität/Egoismus	18	30	7

(Tab. 19)

In den meisten Briefen zu diesem Komplex wird sachlich also das Beutemachen der Wehrmacht thematisiert. Tatsächlich wurde auch das meiste an Ressourcen des Landes für Wehrmachtzwecke verbraucht. Die am häufigsten gebrauchte emotionale Haltung in den Aussagen ist die „Siegermentalität“ und die „Radikalität“ der Soldaten in bezug auf das „Plündern“ und „Organisieren“.

Im Folgenden wird der Inhalt der Briefe zum thematischen Schwerpunkt „Raubkrieg“ Mittelpunkt der Analyse sein. Der Frage, welche Gruppen zu welcher emotionalen Haltung tendierten und wo hier Häufungen oder Muster zu erkennen sind, wird im anschließenden Teilabschnitt nachgegangen.

7.4.2 „Schlaraffenland“. Requirieren in Polen und Frankreich 1939-1940

Um es vorwegzunehmen, nur fünf der insgesamt 25 Verfasser der in dieser Arbeit untersuchten Feldpostsendungen⁴⁸³ hielten von ihre Erfahrungen im Erbeuten oder „Organisieren“ von Lebensmitteln in den Briefen aus den Feldzügen gegen Polen und Frankreich bzw. der sich anschließenden Besatzungszeit fest. Um genauer zu sein, unter den 406 im Jahr 1939 geschriebenen Briefen befassen sich genau zwei Schreiber in vier Briefen mit diesem Thema. In den drei aus Polen⁴⁸⁴ stammenden schildert der Schreiber, wie sich die Soldaten auf ihre Weise nahmen, was sie brauchten: „Wir leben hier wie die Made im Speck, haben Eier u. Butter u. gebratene Hühner, soviel wir wollen [...]“ Dass er sich durchaus der Strafbarkeit seiner Handlung im Klaren war, zeigt sich einige Zeilen später, wenn er bemerkt: „Mit Essen und Trinken sehen wir uns schon vor, siehe Dienstanweisung: »Verhalten in Feindesland«.“⁴⁸⁵ Nur wenige Tage später schrieb er indessen: „Die Verpflegung bei der Truppe ist schlechter geworden ... aber es gibt nebenbei noch allerlei Möglichkeiten; in den Bauerngärten fragen wir nicht lange [...] auch sonst wird, was nötig, requiriert (Fachausdruck: »abgehakt«!); Mundraub ist erlaubt.“⁴⁸⁶ Während er also seiner Mutter die Situation als sehr locker und unproblematisch beschreibt, zeigt er sich gegenüber seiner Frau als harter und durchsetzungsfreudiger Soldat, der sich gegen Engpässe selbst zu helfen weiß. Einer der Briefe stammt indessen von der Westfront, d.h. von im Westwallabschnitt im Saarland. Die Menschen dort bekamen bereits 1939 deutsche Soldaten zu sehen, die: „mit einigen Wagen nach den französischen Dörfern ging[en] um Geschäfte aus[zu]räumen. Natürlich durften sich die Teilnehmer von dieser Aktion das Beste von dem Guten aussuchen. Ein Wert von vielen 1000 Mark wur-

⁴⁸³ Gemeint sind nur Soldaten, die in Polen und Frankreich bereits zur Wehrmacht gehörten.

⁴⁸⁴ Einer der Briefe wurde aus dem „Sitzkrieg“ am Westwall geschrieben. Die „Beute“ stammte aus Dörfern, die zwischenzeitlich von französischen Truppen besetzt waren (Siehe Kapitel 6.4.2).

⁴⁸⁵ Hellmuth H. an seine Mutter am 10. September 1939 aus Lowica bei Posen.

⁴⁸⁶ Ders. an seine Frau am 12. September 1939 aus Lowica bei Posen.

de so dem Volke zugute gemacht. [...] Du darfst nicht glauben, daß wir in den Dörfern herumgefallen sind, wie die Unersättlichen, nein, alles ist vorschriftsmäßig gelaufen.“⁴⁸⁷

„Signifikante“ Briefe aus dem Krieg gegen Frankreich 1940 bzw. der folgenden Besetzungsphase sind mit insgesamt sieben nur wenig zahlreicher als aus die Polen. Die Zahl der Schreiber stieg dagegen auf fünf an. Die Situation wird auch hier, ähnlich wie im vorangegangenen Feldzug, insgesamt als leichtes Beutemachen *en passant* beschrieben: „außer der sehr ordentlichen offiziellen Verpflegung, zu der [...] ein großes Stück Wellfleisch von einem requirierten Schwein gehörte, gab es aus eigener Initiation ein halbes Huhn, Rotwein, sehr starken Bohnenkaffee (den ich zur Feier des Tages für die Truppe aufgetrieben hatte [...] Wir sind jetzt wieder ziemlich weit von der Front entfernt, am Ende eines langen Heerwurms [...] also wieder wie in Polen sogenanntes „Entenbataillon“, hier besser „Hühner - oder Rotweinbataillon.“⁴⁸⁸ Wie die Stelle zeigt, schien, auf dem französischen Kriegsschauplatz kaum eine Notwendigkeit bestanden zu haben, „Selbstversorger“ zu werden. Geraubt wurde, wie es schien, in einer Mischung aus Langeweile und Siegermentalität: „Ganz besonders ist zu erwähnen, ein Faß Wein. Rotwein, 200 Liter im Zelt. Am Baum ein ausgeschlachtetes Rind. Ich sage Dir, Schlaraffenland ist nichts dagegen.“⁴⁸⁹ Nur einer der Schreiber übt in einem seiner Briefe Kritik an dieser Praxis: „Ich könnte zwar auch hier alles, was ich will, haben, wenn ich es so wie meine Kameraden machen würde. Die nehmen eben einfach aus den Häusern ... heraus, was ihnen gefällt. [...] Doch so etwas mitzunehmen widerstrebt mir.“⁴⁹⁰

Bemerkenswert daran ist, dass jener kritische Schreiber, der einzige Soldat aus Mannschaftsrängen war.⁴⁹¹ Alle anderen, die in Polen und in Frankreich requirierten und darüber nach Hause berichteten, ob aus Pragmatismus oder aus überheblicher Siegerlaune bzw. der Langeweile des Etappenlebens waren Unteroffiziere, sämtlich verheiratete Protestanten, die den beiden älteren Jahrgängen angehörten.⁴⁹² Der „Tonfall“ in dem diese Aussagen gemacht wurden, war zwar sehr selbstsicher und zeigt den siegreichen Soldaten, kann aber insgesamt als gemäßigt beschrieben werden. Schließlich hing in Polen und Frankreich nicht die Existenz von systematischen Beitreibungen ab, der Nachschub versiegte nicht und das schnelle Ende der Kämpfe in den Blitzkriegen bzw. die ruhige Zeit der Besatzung führte nicht zu einer Radikalisierungs- und Brutalisierungsspirale.

⁴⁸⁷ Ernst G. an seine Frau am 11. November 1939 aus Berglangenbach. Im November 1939 räumten die bis dahin dort stationierten französischen Truppen das Saarland. Demzufolge konnten die deutschen Truppen die dort liegenden Dörfer zu Beutezwecken ausräumen, ohne dass es einen militärischen Zwischenfall kam.

⁴⁸⁸ Hellmuth H. an seine Frau am 28. Mai 1940.

⁴⁸⁹ Ernst G. an seine Frau

⁴⁹⁰ Helmut P. an seine Eltern am 8. Juli 1940.

⁴⁹¹ Zudem war er Katholik, unverheiratet und Jahrgang 1922.

⁴⁹² Die Bildung scheint auf das Schreibverhalten weniger Einfluss gehabt zu haben, da die Schreiber quer durch die vier Bildungsstufen zu finden waren.

7.4.3 Überleben aus dem Land. „Unternehmen Barbarossa“ 1941-1942

Wie die oben gezeigte Grafik verdeutlicht, bedeutete das Jahr 1941, d.h. die zweite Hälfte nach dem 22. Juni, einen Anstieg der Mitteilungen zu allen hier untersuchten Themenbereichen, so auch zum „Ernährungskrieg“.⁴⁹³ Vierzehn der 29 Soldaten, die im Jahr 1941 Briefe von der Front oder aus einem der besetzten Gebiete fast 3000 Briefe nach Hause schickten, gewährten ihren Angehörigen insgesamt 34 mal Einblick in die Art und Weise ihres „Broterwerbs“ an der Front.

Der einzige Brief, der nicht von der Front stammte, kam nicht etwa aus „Feindesland“ sondern aus Ostpreußen, wo die Soldaten in den Bereitstellungsräumen lagen und über Wochen auf ihren Einsatz warteten: „wir [arbeiten] ständig draußen und [haben] dann immer Hunger [...] Kaufen kann man überhaupt nichts, vor allen Dingen nicht ohne Marken. [...] Dafür werden die Hühnerställe geräubert. Allerdings sollen wir uns diese Sitten abgewöhnen, da wir ja nun in Deutschland sind.“⁴⁹⁴ Das „Requirieren“ von Lebensmitteln zur Kostverbesserung scheint als „soldatisches Verhalten“ offenbar unabhängig vom „Gegner“ gewesen zu sein. Andererseits wurden ähnliche Fälle in keinem anderen Brief erwähnt.

Mit dem Überschreiten der Grenze und dem Durchqueren der ersten Dörfer begann auch das Mitnehmen von Lebensmitteln durch deutsche Soldaten. Überschwänglich klingt es in den ersten Briefen aus der Sowjetunion: „Stimmung ganz groß! Requirierten Seife, Tee, Butter, Eier, Hühner, schlafen nur unter freiem Himmel, bzw. im PKW.“⁴⁹⁵ Wenn auch die Euphorie weiterhin ungedämpft scheint, wird doch schon Anfang Juli mit dem Hinweis auf fehlende Verpflegung über das Requirieren geschrieben: „Zu essen braucht ihr auch nichts zu schicken. Wir haben hier im Überfluß. [...] Es werden immer tausende von Eiern erbeutet. [...] Wir leben hier nur von erbeuteten Sachen. Sind Selbstverpfleger. Denn der Nachschub wird für Munition gebraucht. Kommen auch so besser bei weg. [...] Bin jetzt wieder in meinem Element mit Hühnerschlachten. Gestern haben wir uns ein Schwein geschlachtet.“⁴⁹⁶ Aussagen dieser Art häufen sich in den folgenden Tagen und Wochen. Dabei war dies indes keineswegs immer das gängige Beschreibungsmuster. So gibt ein anderer Soldat seine Eindrücke eher als ein Erntefest wieder: „Die Kühe schlachtet [...] Schweine und Kälber und holt sich zusammen, was sie [...] brauchen. [...] Ich habe Frühkartoffeln ausgemacht, ferner noch Gurken gestiebitzt. [...] Außerdem gibt es hier Sauerkirschen in Massen, d.h. die gab es in Massen. Für ihre gewaltige Verminderung haben wir gesorgt. Man muß eben immer sehen, daß man nicht zu kurz kommt.“⁴⁹⁷ Vor allem Obstgärten wurden in den heißen Sommertagen von den

⁴⁹³ Unter den aus Jugoslawien und Griechenland stammenden Briefen befasste sich keiner der Schreiber mit diesem Thema.

⁴⁹⁴ Hans-Joachim S. an seine Frau am 14. Mai 1941 aus Treuburg / Ostpreußen.

⁴⁹⁵ Ders. an seine Frau am 26. Juni 1941.

⁴⁹⁶ Klaus K. an seine Eltern am 9. Juli 1941.

⁴⁹⁷ Franz S. an seine Eltern am 28. Juli 1941.

vorbeziehenden Einheiten geplündert: „Man isst sehr viele, allerdings halbreife, saure Kirschen, die überall in den Gärten wachsen und das hauptsächliche Obst hierzulande sind. [...] Sobald eine Truppe länger in einem Dorf liegt, gibt es nichts mehr. Das dauert nur einige Stunden, dann sind die Gärten ziemlich leer.“⁴⁹⁸ Um das Erleben en Angehörigen zu veranschaulichen, wählte ein anderer Soldat folgendes Bild: „du kannst Dir gar nicht vorstellen mit was für einer vollendeten Erntetechnik wir die Bäume abgrasen, so ähnlich müssen Heuschreckenschwärme arbeiten“.⁴⁹⁹

Mit fortschreitender Jahreszeit und mit dem Ausblick darauf, den Herbst und wohl auch den Winter in Russland verbringen zu müssen, schienen sich die Praktiken zu verschärfen und die Einstellungen gleichsam zu verhärten. Immer häufiger konnten die Leser der Briefe Hinweise auf radikalere Haltungen der Soldaten, aber auch auf Engpässe oder Ausfälle der Versorgung entnehmen: „Wir sind, was Verpflegung anbelangt auf uns selbst angewiesen. Wir machen es eben wie im Dreißigjährigen Krieg, in dem wir den Bauern Milch, Brot und Eier abnehmen, wovon wir uns im Kochgeschirr und mit einer darunter gehaltenen Kerze unsere Mahlzeiten erweitern.“⁵⁰⁰ Der Vergleich der deutschen Kriegführung in Russland mit der Dreißigjährigen Krieg, wo marodierende Landsknechte ganze Landstriche verheerten, kam auch in einem der wenigen Briefe zum Tragen, die der Praxis des privaten „Beutemachens“ zumindest distanziert gegenüberstanden: „Manche haben [...] sich ein Huhn »organisiert«, wie u. woher fragt beim Einsatz niemand. Wohl jeder Teilnehmer des 30jährigen Krieges fände sich sofort in die gegenwärtigen Zeit bei uns.“

Mitleid mit der Zivilbevölkerung, die unter den Auswirkung der Plünderungen angesichts der Zerstörungen durch die flüchtende Rote Armee am meisten litt, bildete (so gut wie) kein „signifikantes“ Gesprächsthema. Mit einer (frühen) Ausnahme fehlte jedes Anzeichen emotionaler Anteilnahme am Schicksal der hungernden Menschen im eroberten Osten in den Feldpostbriefen des Jahres 1941: „Das Land ist ja so arm“, schreibt ein Soldat an sein Ehefrau, „Die Menschen könnte, ja, muss man bedauern, wenn wir Ihnen jetzt ihr Vieh wegschlachten. Über dieses Land wird nun eine noch größere Not einbrechen, da der bolschew. Zerstörungswahnsinn alles zertrümmerte und verbrannte.“⁵⁰¹ Ob viele Soldaten solche Gewissensbisse hatten, und wie lange lässt sich naturgemäß nicht sagen. Feststellen kann man allerdings, dass es deutlich mehr Belege in den Briefen gibt, die das Leid der Zivilisten billigend in Kauf nehmen: „Seit heut morgen prutzelt eine Gans im Ofen. Sonst ist es sehr schlecht mit Hühner usw. [...] Das Fieh hat der Russe alles mitgenommen. Die Leute haben auch fast nichts mehr zu essen.“⁵⁰² Von moralischen Bedenken ist hier wenig zu spüren. Der Grund dafür, dass den Leuten nichts mehr blieb, wurde vorrangig in den russischen Maßnahmen erblickt. Auch die letzte und härteste Konsequenz wurde von einigen

⁴⁹⁸ Heinz R. an seine Frau am 31. Juli 1941.

⁴⁹⁹ Kurt M. an seine Frau am 24. August 1941.

⁵⁰⁰ Helmut P. an seine Eltern am 30. August 1941.

⁵⁰¹ Hans-Joachim S. an seine Frau am 26. Juli 1941.

⁵⁰² Klaus K. an seine Eltern am 15. Oktober 1941.

Schreibern, ob als Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes oder Überlegenheitsgefühls, mitgeteilt. So erklärt Ende November ein Soldat seiner Frau: „Wenn die Soldaten Hunger haben, nehmen sie der Bevölkerung natürlich das letzte Stück Vieh fort. Der Russe trifft mit dem Wegtreiben des größten Teils Viehs [...] in 1. Linie nicht die deutschen Truppen, sondern seine eigenen Landsleute. Bevor nämlich die Truppe verhungern würde, würde zunächst die Bevölkerung drauf gehen.“⁵⁰³ Ein anderer bemerkte verwundert: „Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie sich die Russen über Wasser halten können.“ Um dann im Anschluss recht nüchtern festzustellen: „Nach meiner Ansicht müssen die Russen doch kurz über lang den Hungertod sterben [...]“.⁵⁰⁴ Ein Wort des Mitleids oder des Zweifels am eigenen Handeln fiel nicht. So kann denn im Großen und Ganzen die Haltung der Soldaten gegenüber der Bevölkerung in den Worten eines anderen Soldaten wiedergefunden werden: „Auch sonst benehmen wir uns durchaus als die Herren des Landes, die über alles verfügen können; betreffs Quartier und Verpflegung wird energisch vorgegangen [...] Wenn die Leute Schwierigkeiten machen, drohen wir, ins Quartier dort zu ziehen, das wirkt.“⁵⁰⁵

Dass das Land nach dem hemmungslosen „Auspowern“ an Lebensmitteln stark geschwächt war, lässt sich auch in den Briefen aus dem Jahr 1942 erkennen. Zumindest die deutlich zurückgegangene Briefanzahl - in nur noch elf Briefen teilen fünf Soldaten ihre Eindrücke zum Thema mit - weist in diese Richtung. Dass es sich gleichwohl um einen Rückgang handeln muss, der sich durch Gewöhnungsprozesse erklärt, lässt sich auch daran erkennen, dass die Anzahl Schreibern und Briefen insgesamt mit 32 bzw. über 2700 mindestens so hoch war wie im vergangenen Jahr. Inhaltlich sprachen die Soldaten im Ganzen immer noch vom Überfluss, die Zeit des Hungerleidens schien bei den sich hier äußernden Soldaten vorüber: „Unsere Verpflegung ist jetzt auch noch aufgebessert worden. [...] Wir schwelgen also im besten Sinne des Wortes [...] Einige Kameraden gingen auch jetzt einige Tage über Land und organisierten vor allem Kartoffeln [...]“⁵⁰⁶, schrieb ein Soldat im Mai 1942. In Bezug auf die eigene Versorgungslage wurden auch in den Sommermonaten keine ernsthaften Versorgungsengpässe mehr beklagt: „Wenn wir aber nichts zu essen bekommen, holen wir uns bei den Bauern, was wir brauchen. So werde ich wohl meine Eiserne Portion demnächst, wenn das Essen nicht schmeckt als Zusatz verzehren und damit mein Gepäck erleichtern.[...] Schickt mir aber bitte keine Dinge, die Euch dann von der Ernährung abgehen, da wir zur Zeit mehr als genug zu essen haben.“⁵⁰⁷ Diese Bemerkung verdeutlicht einerseits die Bereitschaft der Soldaten, weiterhin auf private Streifzüge zu gehen, aber mehr noch die zur Gewohnheit gewordene Praxis, die besonderer Erwähnung nicht mehr wert war. Auf welche Art die Verpflegung gewonnen wurde, war kein Thema mehr in den Briefen, son-

⁵⁰³ Klaus B. an seine Frau am 24. November 1941.

⁵⁰⁴ Edgar S. an seine Eltern am 23. November 1941.

⁵⁰⁵ Hellmuth H. an seine Frau am 5. Oktober 1941.

⁵⁰⁶ Unteroffizier Hans-Joachim S. am 19. Mai 1942.

⁵⁰⁷ Unteroffizier Helmut P. an seine Eltern am 9. Juli 1942.

dem „Alltag“, der genauso wenig hervorgehoben werden musste, wie das tägliche Einkaufen zu Haus. Die Abstumpfung wirkte sich indessen auch auf die Wahrnehmung des Leids der Zivilisten aus: „Schade nur, dass hier, wo wir „die Herren“ sind [...] die Gegend vollkommen ausgesaugt ist. Nicht ein Ei, keine Kartoffel, nichts [...] Die Bevölkerung musste im vorigen Jahr auf Befehl Stalins die Kartoffeln in der Erde lassen, damit diese im Winter erfrieren sollten. Jetzt buddelt man das erfrorene, weiche, stinkende schwarze Zeug aus, frisst es auf. Tote Pferdekadaver sind Delikatesse (für die Russen). [...] Udenkbar was nun erst im nächsten Winter, bzw. im nächsten Frühjahr los sein wird. Sicher wird eine große Seuche ausbrechen, der Rest wird verhungern [...] hier ist nichts mehr zu organisieren, auch nicht für Tabak und Schnaps.“⁵⁰⁸ Seiner Frau deutete dieser Schreiber den Hungertod der Zivilbevölkerung trotz der massiven Ausbeutung durch die Wehrmacht, die zu diesem Zeitpunkt schon über ein Jahr das Land - wie er treffend formuliert - „aussaugte“, noch immer in erster Linie als Folge der Befehle Stalins vom Sommer 1941. Das schwerwiegendste Problem war in seinen Augen daher auch nicht, dass die Leute sterben würden, sondern dass nichts mehr aus dem Land zu herauszuholen war.

Andere Briefe zeigen, dass auch die Vorstellung von der Ausbeutung sowjetischer Ressourcen für die deutsche Zukunft noch sehr lebendig waren: „Gestern [...] sahen wir am Wege bei einem Kolchos große Haufen Baumwolle liegen [...] Damit haben wir dann wieder ein sehr wichtiges Rohstoffgebiet erschlossen. Ähnlich wird es uns mit Gummi ergehen, das hier in Südrußland aus neuartigen Pflanzen gewonnen wurde. Nimmt man die wertvollen Seifenfette aus Sonnenblumen und Sojabohnen hinzu, dann weiß ich nicht, daß uns außer Genußmitteln und Edelmetallen noch irgendwelche Rohstoffe fehlen, denn Erdöl haben wir dann ja im Überfluß.“⁵⁰⁹ Im Gegensatz zum Vorjahr rückt 1942 das Beitreiben von Lebensmitteln auch in den Kontext der Partisanenbekämpfung⁵¹⁰: „Die Dörfer, in denen wir jetzt waren, sind reine Partisanendörfer, die Bevölkerung zum größten Teil vor uns ausgerückt, die Viehherden werden beschlagnahmt. Dadurch haben wir jetzt viel Rindfleisch gegessen. Fast jeden Tag kommt eine Kuh in das Mittagessen und für den Abend dann noch ein schöner Gulasch.“⁵¹¹ In insgesamt vier von elf Briefen werden Requirierungen und Partisanenkampf in einen Zusammenhang gebracht.

Im Ganzen betrachtet überwiegen in den ersten beiden Jahren des Russlandfeldzuges bei den über den „Raubkrieg“ gemachten Aussagen, diejenigen, die das Beitreiben für und durch die Truppe als Notwendigkeit aufgrund des schlechten Versorgungsnachschubs beschreiben. In der Mehrzahl wird offizielles Requirieren und privates Organisieren in sieghaft überlegener Manier dargestellt, also das Bild der „Herren des Landes“ vermittelt. Mitleidsbe-

⁵⁰⁸ Unteroffizier Hans-Joachim S. am 21. Juni 1942 an seine Frau.

⁵⁰⁹ Heinz R. an seine Frau am 5. September 1942 aus dem Kaukasus.

⁵¹⁰ Seit 1942 wurden sogenannte „Partisanenunternehmen“ immer wieder auch mit dem Ziel, Fleisch und andere Lebensmittel aus den „Partisanendörfern“ zu holen, um die Truppe zu versorgen, durchgeführt. Allein aus Weißrussland wurde so ein Viertel aller Fleischerträge zwischen 1942 und 1944 beschlagnahmt. Vgl. Gerlach, Morde, S. 975 ff.

⁵¹¹ Kurt L. an seine Mutter am 12. September 1942.

kundungen bildeten, wie gesagt, die Ausnahme. Die Mitteilungsdifferenz zwischen dem Jahr 1941 und dem Folgejahr verdeutlicht die schrittweise Gewöhnung an diesen Prozess. Zum Rückgang der Mitteilungen mag auch beigetragen haben, dass die Bauern bestimmte Lieferquoten an Lebensmitteln den stationierten Wehrmachtseinheiten abzuliefern hatten und die Soldaten nicht mehr in dem Maße ihre Kost selbst besorgen mussten. Dass gleichwohl weiterhin privat geraubt wurde, haben die Briefauszüge unterstrichen. Ein Blick auf die Schreiber zeigt ein durchaus schon bekanntes Bild: der größte Teil der Mitteilungen, auch und gerade jener mit radikaler Tendenz, war in der Feldpost von Unteroffizieren zu finden. Die Verteilung nach Alter, Konfession, Bildungsgrad und Familienstand lässt indes keine solche signifikanten Häufungen erkennen.

7.4.4 „Der Krieg wird immer gemütlicher“⁵¹². Plünderungen und „Verbrannte Erde“ 1943-1944

Ginge man davon aus, dass die Gewöhnungseffekte sich fortsetzten bzw. vertieften, müssten also auch die Briefe, die vom „Requirieren“ und „Organisieren“ erzählen, im Vergleich zum Vorjahr noch weiter zurückgegangen sein. Doch das Gegenteil ist der Fall. Zwar ist die Gesamtzahl der Schreiber ein wenig, die der Briefe aber dafür drastisch zurückgegangen. Gleichwohl stieg die Mitteilungsbereitschaft um das dreifache im Vergleich zu 1942. Der Rückmarsch der Wehrmacht auf breiter Front und die laut Befehl zu hinterlassenden „Wüstenzonen“ gaben den Soldaten Gelegenheit, ihren Beutebestand aufzubessern. Die (neue) Radikalität schlug sich auch in der Ausdrucksweise der Briefschreiber nieder: „Wir leben hier sehr gut. Jeden Tag wird etwas geschlachtet. Die Gegend wird noch richtig ausgepowert, ehe sie eventuell den Russen übergeben wird. Kein Stein bleibt auf dem anderen“.⁵¹³ Zwar ging das Geschehen nicht an allen Soldaten spurlos vorbei: „Diese Leute machen sich eben vor allem Sorgen um das tägliche Brot, das ihnen nur sehr knapp zugeteilt werden wird, während sie ihre Keller noch voll Kartoffeln, Hirse, Bohnen und ähnlichen Früchten haben!“ Gleichwohl steht das eigene Wohl über dem der Einheimischen: „Aber darauf konnte ich ja keine Rücksicht nehmen, und so mußten die Leute von ihren brennenden Gehöften heraus. Oft ist es bei uns nicht anders wie im Dreißigjährigen Krieg.“⁵¹⁴ Augenscheinlich wiesen die Verhaltensweisen der Soldaten, wie der Schreiber, bemerkt, wieder, bzw. immer noch die landsknechtsartigen Züge auf, mit denen sie in Russland einmarschierten. Doch nicht allen war das Elend der Leute gleichgültig, wie aus einem anderen Brief hervorgeht: „Alle Dörfer müssen von Zivil geräumt werden, da sieht man herzerreißende Szenen, was man

⁵¹² Heinz S. an seine Schwester am 22. Juni 1943.

⁵¹³ Kurt L. an seine Mutter am 12. Oktober 1943.

⁵¹⁴ Helmut P. an seine Eltern am 27. April 1943.

nicht schildern kann, dann wird alles den Erdboden gleichgemacht und vernichtet.“ Bei aller Anteilnahme erwähnt aber auch er im Anschluss, „Zu essen haben wir da genug, wie Schafe, Hühner usw. da wird jeder ein Koch mit der Zeit.“⁵¹⁵ Das Gesamtbild zeigt indessen eher sehr radikale Seiten. Mit Blick auf Lebensmittelverknappung in Deutschland, mussten solche Briefe vom Leben an der Front durchaus verstörend wirken: „Ich kann schon gar kein Fleisch mehr sehen, soviel hat man in letzter Zeit davon gegessen. Wir haben neulich zu 3 Mann ein schönes Schwein geschlachtet und haben das ganze Fett zu Schmalz ausgelassen. Jeder hat einen schönen großen Steintopf voll [...]. Wir haben ferner noch 4 Gänse und 7 Hühner lebend bei uns, die uns für schmale Tage einen Braten liefern sollen. Mit der Zeit ist man für solche Tiere ein perfekter Koch geworden. Mit 2 Schlitten fuhren wir in den Einsatz und mit 5 Schlitten kehren wir zurück.“⁵¹⁶ Wenn auch die Zustände nicht dauerhaft waren und der Soldat sich nahm, was er eben kriegen konnte, musste doch der Eindruck entstehen, dass es den Soldaten draußen an der Front im Hinblick auf ihre Versorgung besser ginge als den Angehörigen zu Hause, nicht zuletzt wenn man Briefe erhielt in denen stand: „Das einzig Gute war die Verpflegung. Wir haben jetzt noch Unmengen von Gänsen in der Kolonne. Auch viele Schweine sind geschlachtet worden ebenfalls Hühner und Rinder. Wir haben jetzt noch mehrere Kühe die auch so nach und nach dran glauben müssen. Wir haben also einen ganz ordentlichen Küchenzettel.“⁵¹⁷ Sehr rar sind Berichte wie der folgende, der die Vorgehensweise der Truppe beim Requirieren und „Quartiermachen“ beschreibt: „Da kommt man also in irgendso ein gottverlassenes Kaff. Zunächst wird Quartier gemacht. Stell Dir vor wir hätten 10 - 20 Landser in unserer Wohnung. Die Möbel werden umgeräumt, Heu oder Stroh hereingeschleppt. [...] die Vorräte sind unsere. Schmalz, Eier, Wein, Äpfel, Nüsse. Inzwischen beginnt eine Jagd auf Geflügel. Oft nimmt man diesem armseligen Volk auch noch das Schwein aus dem Stall. Die Frau sitzt da und weint [...] die Kinder weinen [...] und der Mann, wenn er unter 50 ist, wird mitgenommen. Aber dieses Elend sieht der Landser nicht.. Die Leute rennen herum, zu holen, was wir brauchen und haben die Ehre, ihr Viehzeug auf ihren Herden für uns zu braten. [...] Ich schäme mich vor den Leuten wie es kein Verbrecher tut, der es nötig hätte.“⁵¹⁸ Kritische Beschreibungen dieser Art sind absolut ungewöhnlich, da bei der Permanenz solch distanzierter Verhaltens eine Störung im Verhältnis zur Gruppe der „Kameraden“ nicht ausbleiben konnte und das Leben unerträglich werden musste, wenn man sich den allgemeinen Gepflogenheiten nicht anpassen wollte oder konnte.

Erstmals wurden in den Briefen aus Russland im Jahr 1943 auch die Verschleppungsaktionen von russischen Zivilisten zur Zwangsarbeit in Deutschland erwähnt: „Man rüstet hier zum Fest. Die Freude wird allerdings etwas getrübt, da morgen Musterung ist. Es sollen alle kinderlosen Russenfrauen und Mädchen nach Deutschland zum Arbeitseinsatz gebracht werden. Und nun ist großes

⁵¹⁵ Otto M. an seine Frau am 25. Februar 1943.

⁵¹⁶ Kurt L. an seine Mutter am 19. Februar 1943.

⁵¹⁷ Heinz S. an seine Schwester am 21.10. 1943.

⁵¹⁸ Hans St. an seine Eltern am 4. November 1943 aus Kroatien.

Heulen. Wir machen ihnen auch noch die nötige Angst [...]“.⁵¹⁹ Das Schicksal der Verschleppten schien den Schreiber nicht zu berühren. Im Gegenteil, er verhöhnte die Menschen, die bald in deutschen Rüstungsbetrieben Sklavenarbeit verrichten sollten.

Für das Jahr 1944 wurden nur noch drei Briefe gefunden, in denen das Thema Ausbeutung eine Erwähnung fand.

Es läßt sich für diesen Zeitabschnitt festhalten, dass der Tonfall der Beschreibungen insgesamt radikaler und mitleidsloser geworden ist im Vergleich zu den ersten beiden Jahren des Ostkrieges. Von den 30 Briefen ließen sich 21 mit radikalem, mitleidslosem Ton identifizieren. Raub und Plünderung wurde nicht mehr als Notbehelf erklärt, der wegen schlechter Versorgungslage unumgänglich war. Ganz selbstverständlich wurden die Ressourcen des Landes als deutsches Verbrauchsgut betrachtet. Das Hungern der Zivilbevölkerung stellte keinen Grund dar, moralische Bedenken gegenüber den eigenen Handlungen zu empfinden bzw. auszudrücken. Das Selbstbild, das sich aus den Briefen im Ganzen ergibt, zeigt Soldaten, die einen verrohten, gefühllosen Zustand erreicht haben. Sie gerierten sich als die „Herren“ und folgten den Befehlen zur Vernichtung mit scheinbarer Kritiklosigkeit, ja sogar Freude, da für sie immer etwas dabei „herausprang“, und, glaubt man den Briefen, auch ohne tiefere „Gewissensbisse“. Wenn man sich den Schreibern genauer zuwendet, lässt sich erkennen, dass die Textstellen, die besonders Rücksichtslosigkeit erkennen lassen, nicht mehr in erster Linie dem Unteroffizierskorps entstammen. Ebenso viele Mannschaftssoldaten schrieben ihren Adressaten solche Briefe.

7.5. Zusammenfassung

„Wir hungerten. Die Köche schlachteten Rinder und Schweine unterwegs und requirierten Erbsen, Bohnen und Gurken überall. Aber die Mittagssuppe reichte nicht. So nahmen wir den Frauen und Kindern das letzte Stück Brot [...] steckten ihre geringen Vorräte an Butter und Schmalz zu uns [...] Tränen, Flüche und Flehen störten uns nicht. Wir waren die Sieger, der Krieg entschuldigte den Raub, forderte die Grausamkeit, und der Selbsterhaltungstrieb befragte das Gewissen nicht.“⁵²⁰ Mit diesen eindringlichen Worten hielt der 23-jährige Soldat Willi Peter Reese seine Gefühle und Gedanken auf dem deutschen Vormarsch in Russland in seinem Tagebuch fest. Gleichzeitig umriss er damit die Spannweite von Motiven, Handlungen und Einstellungen zum Thema „Raubkrieg“, die auch in den hier untersuchten Feldpostbriefen zum Ausdruck kamen. Die deutschen Soldaten waren „zufriedene Räuber“ genauso wie sie „Kämpfer ums Überleben“ waren.

⁵¹⁹ Heinz S. an seine Schwester am 19. April 1943.

⁵²⁰ Stefan Schmitz (Hg.): Willi Peter Reese: Mir selber Seltsam fremd. Russland 1941-44, Berlin⁴ 2005, S. 61 f.

Insgesamt ergibt sich also bezüglich des „Organisierens“ und „Requirierens“ kein ablesbarer Trend. Die Erscheinungen wilden Requirierens blieben in den „Blitzkriegen“ Randscheinungen im Themenspektrum der Feldpostbriefe. Obwohl während des Russlandkrieges im Vergleich zu den vorhergehenden Feldzügen sich sehr viel mehr Soldaten sich in ihren Briefen darüber äußerten, wie sie sich ihr Essen beschafften, wurde über den „Ernährungskrieg“ auch hier sehr selten berichtet. Trotzdem lassen sich einige Beobachtungen festhalten:

Die Mitteilungsschwerpunkte sind ganz eindeutig die Jahre 1941 und 1943. Dieses sind gleichzeitig auch die Jahre in denen die Radikalität der deutschen Ausbeutungsstrategie am Größten war, also auch die Eindrücke so stark gewesen sind, dass die Schwelle des „Mitteilungswerten“ erreicht wurde. Das dargestellte Selbstbild befindet sich auch bei diesem Thema in einem Spannungsbogen zwischen Scham gegenüber dem Verhalten der eigenen „Kameraden“ und Mitleid mit den hungernden Zivilisten über zweckgebundenen Pragmatismus, der mal mehr und mal weniger die Akteure im Licht der Alternativlosigkeit handeln lässt, und radikal-rigoroser „Herren-des-Landes-Mentalität“, in der sich manche Schreiber als Sieger sehen, denen die Eroberten den gebührenden Tribut zu zahlen haben. Dabei ist allerdings die große Mehrheit der Aussagen im Bereich der radikalen Aussagen zu finden. Gerade diese radikalen Aussagen finden sich besonders häufig in den Briefen der älteren Jahrgänge und zudem bei den verheirateten Protestanten. Auch sind die unteren Bildungsschichten, d.h. Volks- und Mittelschüler, stärker unter den Schreibern zu finden, die sich vor allem um sich selbst sorgten und gegenüber der Bevölkerung und deren Ernährungslage kein Mitleid zeigten. Das Gleiche trifft unter den militärischen Rangstufen auf die Unteroffiziere zu. Sie verfassten mehr als doppelt so viele Briefe, die eine Sieger- oder Herrenmentalität bzw. radikale Einstellungen in diesem Zusammenhang zeigten, als die Mannschaftssoldaten, die die zahlenmäßig stärkere Gruppe sind. Die Gesamtverteilung der Aussagen innerhalb der Schreibergruppe ist der Anlage 5 zu entnehmen.

Kapitel 8

Judenbild und Judenvernichtung⁵²¹

8.1 Wehrmacht und Judenmord. Die Vernichtungspraxis in den Feldzügen

„Ich will hier [...] in aller Öffentlichkeit ein schweres Kapitel erwähnen. Unter uns soll es einmal ausgesprochen sein, trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden. [...] Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht – »Das jüdische Volk wird ausgerottet« sagt ein jeder Parteigenosse, »ganz klar, steht in unserem Programm [...]«“.⁵²² In den Worten Heinrich Himmlers, der 1943 auf der Gruppenführertagung in Posen das „Geheimnis“ vom Massenmord an den europäischen Juden als: „niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte“ offen und direkt ansprach, spiegelt sich der Spannungsbogen von Öffentlichkeit und Abschottung des Vernichtungsprozesses wieder. Auf welchen Wegen und Umwegen deutscher und nationalsozialistischer Antisemitismus vom Stammtisch und Programmpapier über Diffamierung, Entrechtung und Ausgrenzung zur tödlichen Realität der Blausäuredosen mit der Aufschrift „Zyklon B“ wurde, ist nicht unumstritten.⁵²³ Eines steht jedoch fest: Möglich wurde der Holocaust erst durch den Krieg. In seinem entfesselten Gewaltrausch konnte der Versuch der vollständigen Ausrottung der Juden Europas überhaupt stattfinden. Erst der Krieg brachte die deutschen Armeen und in ihrem Schlepptau die zivilen Stellen an die Orte, wo sie die Juden sammelten, um sie auf der Stelle umzubringen oder in die Gaskammern der Vernichtungslager zu deportieren. Erst der Krieg schuf solche „Nischen“ außerhalb des „Altreichs“, in denen jene Vernichtungslager, wie Belzec, Treblinka oder Auschwitz, entstehen und ihre mörderische „Arbeit“ durchführen konnten. Und erst als sich die deutschen Siegeserwartungen im

⁵²¹ Im Zusammenhang mit der Vernichtung der größten Teile der jüdischen Bevölkerung Europas muss mit Rücksicht auf den Rahmen dieser Studie an dieser Stelle darauf verzichtet werden, Herkunft, Tradierung und Wirkungsweise des nationalsozialistischen, deutschen bzw. europäischen Antisemitismus in seiner Funktion als Fremd- und Feindbild einleitend und erläuternd darzustellen. Eine informative Einführung und einen umfassenden Überblick zum Antisemitismus in Europa vom Mittelalter bis in die Gegenwart bietet Wolfgang Benz/Werner Bergmann (Hg.): Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus, Bonn 1997.

⁵²² Zit. nach Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem internationalen Militärgerichtshof Nürnberg 14. November 1945 bis 1. Oktober 1946, Bd. 29, Nürnberg 1948, S. 145 (Dok. 1919-PS). Von Ausrottung kann man allerdings im 25-Punkte-Programm der NSDAP wörtlich natürlich nichts lesen. Unter Punkt vier war nur die Rede davon, dass Juden keine „Volksgenossen“ sein können. Gleichwohl ließ Alfred Rosenberg in seinen 1930 verfassten Kommentaren zum Programm keinen Zweifel an der aggressiv-antijüdischen Gesamthaltung. Zu Punkt elf des Programms: „Brechung der Zinsknechtschaft“ merkt er an, das im „*völkisch-politische[n]*“ Kampf gegen den „plastischen Dämon des Verfalls [...] einige spießbürgerliche Auffassungen [gemeint sind: Menschlichkeit und Mitleid] über Bord geworfen werden müssen [...] Eine deutsche Regierung wird [...] das Übel an der Wurzel fassen“. Beschwörend und drohend setzt er hinzu, dass „Mittel [dazu], die jetzt noch ausreichend sind, werden nach einiger Zeit schon ungenügend sein“ werden. Zit. nach Alfred Rosenberg (Hg.): Das Parteiprogramm. Wesen, Grundsätze und Ziele der NSDAP, München²⁴ 1942, S. 35 f.

⁵²³ Es bestanden bzw. bestehen in der Forschung verschiedene Ansätze, wonach die Judenvernichtung zum einen als von Hitler lang angelegter Plan zur Ausführung gelangte (traditionalistische bzw. intentionalistische Schule) und andererseits der physische Genozid an den Juden u.a. eine Folge der strukturellen Polykratie und Ämterivalität, die einen dynamischen Prozess in Gang setzten, der schließlich in Form der Vernichtungslager seine grausamste Gestalt annahm (revisionistische bzw. strukturalistische Schule). Vgl. dazu: Hans-Ullrich Thamer, Das Dritte Reich. Interpretationen, Kontroversen und Probleme des aktuellen Forschungsstandes, in: Deutschland 1933-1945, S. 507-532, hier: S. 524 ff.

Krieg in ernsthaft gefährdet wurden, sollte die „Judenfrage“ unwiderrufbar mit der mörderischen „Endlösung“ beantwortet werden.⁵²⁴

8.1.1 Polenfeldzug 1939: Ouvertüre des Vernichtungskrieges?

An dem Tag, als sich die Machtergreifung der Nationalsozialisten zum sechsten Mal jährte, dem 30. Januar 1939, verkündete Hitler im Reichstag der Weltöffentlichkeit, sollte es zu einem neuen Weltkrieg kommen, bedeute dies nicht den: „Sieg des Judentums, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.“⁵²⁵

Dass diese unverhohlene Drohung keine leere Worthülse war, zeigte sich sehr schnell nach dem Überfall der Wehrmacht auf Polen. Zwar war der räumlich und zeitlich sehr eng begrenzte Feldzug gegen den östlichen Nachbarn noch lange kein Welt- und Vernichtungskrieg. Gleichwohl traten im Rücken des Heeres bereits die Einsatzgruppen der SS an, die polnischen Führungsschichten und - noch nicht in systematischer Weise - auch Juden zu erschießen.⁵²⁶ Sogenannte „Volksdeutsche Selbstschutzeinheiten“, paramilitärische Milizen, die aus Einheimischen gebildet wurden, unterstützten hierbei weitgehend die Verbände Himmlers.⁵²⁷ Die Brutalität und Willkür der Übergriffe verschiedener SS-Einheiten auf die polnische und jüdische Zivilbevölkerung forderten schließlich den Protest verschiedener militärischer Befehlshaber heraus. Sie sahen die Sicherheit in den Gebieten gefährdet, in denen die Wehr-

⁵²⁴ Als Ende Juli 1941 erkennbar wurde, dass der Vormarsch der Deutschen in Russland schwieriger werden würde als erwartet, gab Hitler dem Drängen Himmlers nach, die Exekutionen der Juden in den besetzten Gebieten der Sowjetunion stärker voranzutreiben. Der ursprünglich nach dem Sieg der Deutschen geplanten „Endlösung der Judenfrage“ sollte vorgebaut werden. Gleichwohl scheint die eigentliche Wendung mit der Proklamation der „Atlantikharta“ am 14. August 1941 zusammenzuhängen. Die USA erklärten darin die Absicht, gemeinsam mit Großbritannien und durch die Note vom 16. August auch an der Seite der Sowjetunion, die „final destruction of the nazi-tyranny“ vollziehen zu wollen. Hitler deutete diese Allianz scheinbar als Manifestation der „Verschwörung des Weltjudentums zur Zerstörung der arischen Rasse“. Realistisch war diese Wahrnehmung insofern, als dieses Bündnis die deutschen Siegeschancen entscheidend in Frage stellte. In einer solchen Bedrohungssituation entschied sich Hitler offenbar dafür, die Juden Europas noch während des Krieges endgültig umbringen zu lassen. Bereits am 18. August wurden nun auch die deutschen Juden mit einem gelben Stern gekennzeichnet. Vgl. dazu Tobias Jersak: Die Interaktion von Kriegsverlauf und Judenvernichtung. Einblick auf Hitlers Strategie im Spätsommer 1941, in: Historische Zeitschrift (2/1999), S. 311-374, bes. S. 328-351. Über die Verwendung und Abgrenzung des Begriffs „Endlösung“ siehe Ders.: Entscheidungen zu Mord und Lüge. Die deutsche Kriegsgesellschaft und der Holocaust, in: Jörg Echternkamp (Hg.): Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Politisierung, Vernichtung, Überleben (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 9/1), München 2004, S. 274 - 355, hier S. 291 f.

⁵²⁵ Zit. nach Max Domarus: Hitler, Reden und Proklamationen 1932-1945, Bd. 2, Würzburg 1963, S. 1058. Diese Äußerung war Teil bzw. Schlusspunkt der bis dato stärksten antisemitischen Kampagne im Deutschen Reich nach dem Novemberpogrom von 1938. Sie markiert aber gleichsam auch den Beginn einer neuen Qualität in der jüdenfeindlichen Rhetorik der NS-Größen. So drohte der Führer der Deutschen Arbeitsfront (DAF), Robert Ley, im Mai 1939: „wir dürfen nicht eher ruhen [...] bis der Jude in der ganzen Welt vernichtet ist.“ Zit. nach Peter Longerich: „Davon haben wir nichts gewusst!“ Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933-1945, München 2006, S. 143. Dem tschechoslowakischen Außenminister hatte Hitler kurz zuvor bekräftigt, dass man sich in Deutschland an den Juden für das Attentat vom 8. November 1939 rächen werde. „Die Juden würden bei uns vernichtet.“ Siehe Akten zur deutschen Außenpolitik 1918-1945, Serie D (1937-1945) Bd. 4, Baden-Baden 1951, S. 170.

⁵²⁶ Dazu wären sie, nach Ansicht von Helmut Krausnick, in jener Zeit rein zahlenmäßig noch nicht in der Lage gewesen. Siehe Helmut Krausnick: Judenverfolgung, in: Anatomie des SS-Staates, S. 547-677, hier S. 600.

⁵²⁷ Die ca. 100 000 Mann starke Miliz wurde ab dem 8. September 1939 der SS unterstellt und sollte sich „volkstumspolitischen Aufgaben“ widmen, mit anderen Worten: Polen und Juden ermorden. Siehe dazu Christian Jansen/Arno Weckbecker: Eine Miliz im „Weltanschauungskrieg“: Der „Volksdeutsche Selbstschutz“ in Polen 1939/40, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge, Forschungsbilanz, München² 1990, S. 482-500, hier S. 486.

macht die administrative Gewalt ausübte.⁵²⁸ Wie weit auch Wehrmachtstruppen selbst in solche Exzesse verstrickt waren, lässt sich nicht mehr genau feststellen.⁵²⁹ Klar ist hingegen, dass vor allem die Praxis, Juden als Geiseln zu nehmen, zu Opfern durch die Hand von Soldaten führte. Laut eines Befehls des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Süd, Generalfeldmarschall von Reichenau, sollten für jeden nicht im direkten Kampf getöteten oder verwundeten Soldaten drei zivile Geiseln erschossen werden.⁵³⁰ Fest steht auch, dass nahezu überall in Polen die Juden von Soldaten gedemütigt und misshandelt wurden.⁵³¹

Der Übergang von der Militärverwaltung zur Zivilverwaltung am 26. Oktober und die Maßnahmen zur Vorbereitung des Westfeldzuges führten zu einer starken Verminderung der Besatzungstruppen und erweiterten den Handlungsspielraum des - zivilen - Reichssicherheitshauptamtes und damit der SS.⁵³² Wie der Generalgouverneur Hans Frank im Mai 1940 zu bedenken gab, wären die systematischen Morde an der polnischen Intelligenz und den Juden in Polen auch nur mit Polizei und SS zu erledigen: „Das könnte ich mit der Wehrmacht nicht tun, überhaupt mit niemandem, das sind so ernste Dinge [...] *daß wir auch nur im engsten Kreis überhaupt über diese Dinge reden können* [Hervorhebung im Original]“. ⁵³³

Bis zum Jahreswechsel 1939/40 wurden in Polen 7000 Juden Opfer der deutschen Herrschaft.⁵³⁴ Die endgültige Tötungsentscheidung wurde trotz aller Radikalisierungen seit dem Beginn des Krieges in die „Judenfrage“ vorläufig hinter die direkten militärischen Bedürfnisse gerückt.⁵³⁵

8.1.2 Westfeldzug 1940: Aussetzungen der Exzesse

Bei den Vorbereitungen des Aufmarsches gegen die Niederlande, Belgien und Frankreich, setzten sich die letztlich auch aus den Erfahrungen des Polenfeldzuges resultierenden

⁵²⁸ General Wilhelm Ulex stellte angesichts des willkürlichen Terrors der Einsatzgruppen fest: „Es besteht kein Zweifel, daß die[...]Bevölkerung, die alle diese Verbrechen wehrlos mit ansehen muß[...], jede Aufruhr- und Rachebewegung fanatisch unterstützen wird. Weite Kreise, die niemals an einen Aufstand gedacht haben, werden jede Möglichkeit hierzu ausnützen [...]“. Zit. nach Martin Broszat: Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik, Frankfurt a. M. 1981³, S. 283. Die Zustände im Generalgouvernement, führten zu einem länger anhaltenden Dissens zwischen dem Oberbefehlshaber Ost, Johannes Blaskowitz, und verschiedenen anderen Militärführern mit der SS. Siehe im Einzelnen dazu Czesław Madajczyk: Die Mitverantwortung der Wehrmacht für die Verbrechen während des Krieges mit Polen, in: Kriegsverbrechen, S. 113-122, hier S. 119 f. Siehe dazu auch Helmut Krausnick, Hitlers Einsatzgruppen. Die Truppe des Weltanschauungskrieges 1938-1942, Frankfurt a.M., 1995, S. 79-88.

⁵²⁹ Im Gebiet um Lublin sollen im September und Oktober 1939 die Mehrzahl Juden durch die Infanterie und die geheime Feldpolizei erschossen worden sein, bevor die Einsatzgruppen dort eintrafen. Unter der Militärverwaltung, die dort nur sehr kurze Zeit installiert war, wurden 110 Juden erschossen. Siehe Dieter Pohl: Von der „Judenpolitik“ zum Judenmord. Der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939-1944, Frankfurt a.M. 1993, S. 25. Den alten männlichen Juden wurden oftmals die Bärte abgeschnitten. Andere Juden wurden gezwungen, öffentliche Toiletten zu säubern oder vor den Augen ihrer Mitbürger „Leibesübungen“ abzuhalten. Vgl. Pohl, S. 23.

⁵³⁰ Ebd., S. 23.

⁵³¹ Siehe Böhler, S. 194-197.

⁵³² Götz Aly: „Endlösung“. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a.M.² 1995, S. 31.

⁵³³ Zit. nach Hans Buchheim: Befehl und Gehorsam, in: Anatomie, S. 215-319, hier S. 276.

⁵³⁴ Pohl, „Judenpolitik“, S. 25.

⁵³⁵ Jersak, Entscheidungen, S. 278 ff.

Forderungen der Heeresführung gegenüber Hitler durch. Im Gegensatz zur Praxis im Osten, wurden in den zu besetzenden Gebieten im Westen „reine“ Militärverwaltungen installiert und (vorerst) auf jegliche Aktionen von Seiten der SS zu verzichtet.⁵³⁶ Zu Massenerschießungen oder Gewaltexzessen wie in Polen, ist es daher während des Westfeldzug nicht gekommen. Die Truppe wurde in diesem Krieg nicht mit „Judenaktionen“ konfrontiert oder war an ihnen beteiligt.

Die Euphorie nach dem Sieg über Frankreich ließ auch auf der obersten Entscheidungsebene im Sommer 1940 Ideen der gesamteuropäischen Aussonderung und Abschiebung der Juden, wie im sogenannten „Madagaskar-Plan“ reifen und zwischenzeitlich Entwürfe, die ihre körperliche Vernichtung herbeiführen sollten, vorläufig in den Hintergrund treten.⁵³⁷

8.1.3 Unternehmen Barbarossa 1941: Massenkrieg und Massenmord

Gegenüber der Sowjetunion, dem nächsten großen Teilstück auf dem Hitlers zur „Neuordnung Europas“, wurde gänzlich anders verfahren. Von vornherein war diesmal der Feind mit allen Mitteln zu bekämpfen und zu vernichten. Darüber, dass damit im Besonderen die sowjetischen Juden gemeint waren, wurde die Militärführung schon im März 1941 in Kenntnis gesetzt.⁵³⁸ Die verbrecherischen Befehle, wie der „Kriegsgerichtsbarkeitserlass“⁵³⁹, der „Kommissarbefehl“⁵⁴⁰ und die vom OKW herausgegebenen „Richtlinien über das Verhalten der Truppe“⁵⁴¹, die Befehle einzelner Befehlshaber⁵⁴² sowie die immer wiederkehrende

⁵³⁶ Die Militärverwaltung in Frankreich und Belgien blieb bis zum Ende der Besatzung dort bestehen, die Beistellung eines Höheren SS- und Polizeiführers 1942 öffnete indes die Tür für den Einfluss des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA). Vgl. Krausnick, Truppe, S. 89 ff. Ausführlicher dazu Umbreit, Kontinentalherrschaft, S. 45-56.

⁵³⁷ Jersak, Entscheidungen, S. 282 ff.

⁵³⁸ Die vom Chef des Generalstabs des Heeres Franz Halder am 30. März 1941 während einer Rede Adolf Hitlers gemachte Mitschrift, bezeugt die Absicht des „Führers“, den Krieg gegen die Sowjetunion jenseits der kriegsrechtlichen Regeln zu führen. Siehe Ueberschär, Dokumente, S. 249. Bereits am 3. März hatte der Chef des Wehrmachtsführungsstabes im OKW Alfred Jodl, einen umgearbeiteten Entwurf zur Weisung 21 (Fall „Barbarossa“) vorgelegt, der die von Hitler vorgesehene Beseitigung „der jüdisch-bolschewistischen Intelligenz“ beinhaltete. Siehe Percy E. Schramm (Hg.) Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht 1940-1941, Teilband 1. Eine Dokumentation, Bonn o.J., S. 341.

⁵³⁹ Befehl OKW/F.H.Qu. vom 14. Mai 1941. Danach bestand für Handlungen von Wehrmachtsangehörigen an Zivilisten in den besetzten Gebieten kein Verfolgungszwang, selbst wenn die Tat ein militärisches Verbrechen war. Des Weiteren wurden die Truppenführer angehalten, Angriffe aus dem Hinterhalt mit kollektiven Gewaltmaßnahmen zu ahnden. Siehe Ueberschär, Dokumente, S. 252. Dies war ein Freibrief für mutwillige Ermordungen, da die Einheiten auf dem Vormarsch sich nicht lange mit Verhören oder Durchsuchungen befassen mussten, sondern Verdächtige sofort exekutieren konnten. In der Praxis waren die „Verdächtigen“ im Sommer und Frühherbst 1941 vorderhand die jüdische Landbevölkerung.

⁵⁴⁰ Befehl OKW/F.H.Qu. vom 6. Juni 1941. Kommissare der Roten Armee wurden darin nicht als reguläre Soldaten anerkannt und sollen als Urheber der barbarischen asiatischen Kampfmethoden sofort und grundsätzlich mit der Waffe erledigt werden. Sie zu schonen, wäre eine Gefahr für die eigene Sicherheit wie für die Befriedung der besetzten Gebiete. Siehe Ebd., S. 259 f.

⁵⁴¹ Anlage 3 zu den Besonderen Anordnungen Nr. 1 zur Weisung Nr. 21 (Fall „Barbarossa“). Der Kampf, heißt es darin, verlangt „rücksichtsloses Durchgreifen gegen [...] Juden. [...] Das Judentum ist in der U.d.S.S.R. stark vertreten.“ Zit. nach Ueberschär, Dokumente, S. 258.

⁵⁴² So etwa der Befehl des Befehlshabers der Panzergruppe 4, Erich Hoepner, anderthalb Monate vor Beginn der Kampfhandlungen gegen die Sowjetunion: Die Abwehr des jüdischen Bolschewismus muss mit unerhörter Härte geführt werden, es könne für seine Träger keine Schonung geben. Die Identifikation der Juden als Urheber von Erhebungen im Rücken der Wehrmacht, die ein für allemal ausgerottet werden müssen, tritt auch in Befehlen Generäle Reichenau, Hoth und von Manstein auf. Siehe Ebd., S. 251, 285 und 288 ff.

Propagandaformel vom „jüdischen Bolschewismus“ als Todfeind aller Deutschen gaben den Soldaten die Marschrichtung und gleichsam das ideologische „Rüstzeug“⁵⁴³ für den Kampf auf dem Territorium der Sowjetunion auf den Weg. Im Gegensatz zu den anderen Feldzügen wurden auch von Angehörigen der regulären Streitkräfte Juden in größerem Umfang umgebracht, vor allem unter dem Deckmantel der Partisanenbekämpfung.⁵⁴⁴ Diese Praxis galt auch und besonders für den Kriegsschauplatz Jugoslawien, wo ausschließlich die Wehrmacht die Besatzungsmacht repräsentierte. Hier führte sie, in einen sich auch zwischen verschiedenen ethnischen und politischen Gruppen entfesselnden Partisanenkrieg, Massenerschießungen als Sühnemaßnahmen unter den Juden das Landes durch.⁵⁴⁵ Die systematische Vernichtung der jüdischen Bevölkerungsteile in der Sowjetunion war indes Auftrag und Werk der vier SS-Einsatzgruppen und der ihnen unterstellten Kommandos, die nach wenigen Wochen bereits fast 300000 und bis Ende des Jahres 1942 über 800000 Juden ermordet hatten.⁵⁴⁶ „Es ist gut“, erklärte Hitler im Oktober 1941 gegenüber Himmler und dem Chef des RSHA, Reinhard Heydrich, „wenn uns der Schrecken vorangeht, dass wir das Judentum ausrotten.“⁵⁴⁷

In welchem Ausmaß sich der Judenmord in den Briefen der Soldaten widerspiegelt bzw. welche Ansichten und Bilder sie von den Juden ihren Angehörigen vermittelten, soll im Anschluss untersucht werden. Zunächst erfolgt eine kurze Zusammenfassung der bisher in der Feldpostforschung in diesem Zusammenhang gewonnenen Erkenntnisse.

8.2 Verschwiegenes Wissen? Ergebnisse der Feldpost-Forschung

Das Thema Juden und ihre Vernichtung in Feldpostbriefen des Zweiten Weltkrieges ist zum ersten Mal in der 1982 herausgegebenen Quellensammlung von Buchbender/Sterz „Das andere Gesicht des Krieges“ als gesonderter Teil einer wissenschaftlichen Briefedition dargestellt worden. Nach einer sehr knappen Einführung in das Thema Judenvernichtung wird

⁵⁴³ Allgemein zur antisemitischen Traditionen und Strömungen im deutschen Militär siehe Wolfram Wette: Die Wehrmacht. Feindbilder. Vernichtungskrieg. Legenden, Frankfurt a.M. 2002, S. 36-94; Vgl. auch Jürgen Matthäus: Das „Unternehmen Barbarossa“ und der Beginn der Judenvernichtung, Juni-Dezember 1941, in: Christopher Browning: Die Entfesselung der „Endlösung“. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942, Berlin 2006, S. 360-428, hier S. 362-370.

⁵⁴⁴ Dies geschah indessen nicht systematisch, wie etwa bei den Einsatzgruppen und Polizeieinheiten. Dennoch griffen die Truppen der Wehrmacht, bei Repressionsmaßnahmen in den eroberten Gebieten zuerst auf die jüdische Bevölkerung zurück. Die Motive dafür sind eine Gemengelage aus allgemeinen antisemitischen Haltungen, Internalisierung des Diktums „Jude gleich Partisan“, vorläufige Schonung der baltischen, ukrainischen oder weißrussischen Zivilbevölkerung und der Führung des Weltanschauungskrieges im Sinne des NS-Regimes. Vgl. Jürgen Förster: Wehrmacht, Krieg und Holocaust, in: Wehrmacht. Mythos, S. 948-963, hier S. 953 f. Siehe auch Müller, Weltkrieg, S. 134.

⁵⁴⁵ Zu diesem Kriegsschauplatz siehe Walter Manoschek: „Serbien ist judenfrei“. Militärische Besatzungspolitik und Judenvernichtung in Serbien 1941/42, München 1995; vgl. auch Christopher R. Browning: Wehrmacht Reprisal Policy and Mass Murder of Jews in Serbia, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (33/1983), S. 31-47.

⁵⁴⁶ Vgl. Andreas Hillgruber: Der Ostkrieg und die Judenvernichtung, in: „Unternehmen Barbarossa“, S. 185-205, hier S. 194. Siehe auch Peter Longerich: Vom Massenmord zur „Endlösung“. Die Erschießung von jüdischen Zivilisten in den ersten Monaten des Ostfeldzuges im Kontext des nationalsozialistischen Judenmords, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 251-274, hier S. 251.

⁵⁴⁷ Zit. nach Monologe, S. 106 (Dok. 44, 25.10.1941).

eine Auswahl von elf Briefexzerpten präsentiert, die Soldaten und Zivilisten zwischen 1939 und 1944 verfasst hatten.⁵⁴⁸

Feldpostbriefe als historische Quelle werden in diesem Kontext erst gut ein Jahrzehnt später verwendet. Ludwig Eiber veröffentlichte 1991 die Briefe eines Bremer Kaufmanns, die dieser als Angehöriger eines Polizeibataillons aus Polen und der Sowjetunion an seine Frau schrieb und der darin offen über Exekutionen von Juden und Zivilisten berichtete. Sie sollen den Verwandlungsprozess des familienorientierten Kleinbürgers zum willigen Vollstrecker eines auf Unterdrückung und Terror spezialisierten Polizeiapparates zeigen.⁵⁴⁹

Volker Ullrich stellte im gleichen Jahr anhand Inhalten verschiedener Feldpostbriefe die These auf, dass die Hinweise auf die Existenz von Ghettos, das Durchführen von Massenerschießungen und die „Entjudung“ von Ortschaften in verschiedenen Feldpostbriefen als Beweis für ein größeres gesamtgesellschaftliches Wissen von der systematischen Ausrottung ausreichend vorhanden waren. Die Leser und Schreiber hätten indes nicht über die Bereitschaft verfügt, die einzelnen Mosaikstücke zu einem Gesamtbild zu vervollständigen, sondern die augenscheinliche Wahrheit über den Genozid an den Juden schlicht verdrängt, wenn sie davon überhaupt berührt wurden.⁵⁵⁰

Der Historiker Walter Manoschek veröffentlichte im Jahr 1995 eine Sammlung von Auszügen aus Feldpostbriefen, die belegen sollte, wie weit verbreitet der „Vernichtungswille [gegenüber den Juden] [...] bis zum Kriegsende“⁵⁵¹ bei den Soldaten der Wehrmacht internalisiert worden war. Auf achtzig Seiten präsentiert er ca. einhundert Briefausschnitte. Dabei macht der Autor keine qualitativen Unterschiede zwischen Beobachtungen jüdischen Lebens, Erschießungsberichten oder krass antisemitischen Äußerungen.⁵⁵² Es scheint, dass Manoschek mit den Briefen mehr seine These mit Material unterfüttern wollte, anstatt das Phänomen „Judenbild und Antisemitismus in Feldpostbriefen“ ausführlich und systematisch zu untersuchen.

⁵⁴⁸ Buchbender/Sterz, S. 168-173. Es fehlt eine qualitative Bewertung oder Analyse der Aussagen. In erster Linie ging es den Autoren augenscheinlich darum, neben den anderen Themenbereichen wie „Stalingrad“, „20. Juli“ oder „Vergeltungswaffen“, dieses Spektrum nicht auszublenden.

⁵⁴⁹ Indessen wird nicht erwähnt, wie umfangreich der gesamte Briefbestand ist. Auch beschränkt sich die Auswahl der 16 Briefe auf die Monate Juni bis November 1941. Siehe Ludwig Eiber: „...ein bisschen die Wahrheit“. Briefe eines Bremer Kaufmanns von seinem Einsatz beim Reserve-Polizeibataillon 105 in der Sowjetunion 1941, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts (1/1991), S. 58-83, hier S. 59 ff.

⁵⁵⁰ Volker Ullrich: „Wir haben nichts gewusst“. Ein deutsches Trauma, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts (4/1991), S. 11-46, hier S. 18-26, S. 33 ff.

⁵⁵¹ Walter Manoschek: „Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung“. Das Judenbild in deutschen Soldatenbriefen 1939-1944, Hamburg 1995, S. 7.

⁵⁵² Überdies wurden die bei Buchbender/Sterz verwendeten Exzerpte in Teilen auch bei Manoschek abgedruckt. Dabei hat Manoschek seine Auswahlkriterien nicht weiter erläutert. So scheint es, dass seine Intention, besonders eifernde Textstellen herauszustellen, maßgeblich für die Auswahl gewesen sein dürfte. Von den elf bei Buchbender/Sterz zitierten Briefstellen lässt er (bewusst?) eine weg, in welcher der Soldat eine, zumindest im Ansatz, differenzierte Haltung erkennen lässt und keinen *Vernichtungswillen* kundgibt: „Ich weiß, dass es unter den Juden einige hervorragende Männer gegeben hat, aber die Masse sind eben Schweinehunde.“ Zit. nach Buchbender/Sterz, S. 173

Die ebenfalls 1995 erschienene Monografie des Historikers Omer Bartov versucht auf ähnliche Weise die tiefe antisemitische Durchdringung der deutschen Soldaten zu beweisen.⁵⁵³ Seine Belege entstammen indessen auch der NS-Publikation von Wolfgang Diewerge „Feldpostbriefe aus dem Osten. Deutsche Soldaten sehen die Sowjetunion“ herausgegeben durch das Reichspropagandaministerium 1941. Die unverhohlene ideologische Intention jener Zusammenstellung⁵⁵⁴ lässt Bartov jedoch nicht an der Authentizität der Quellen zweifeln. Diese sind jedoch aus verschiedenen Gründen angebracht.⁵⁵⁵

Ende der 1998 erschienen zwei Studien, in denen, systematischer als bis dato, das Judenbild bzw. der Umfang des Themas „Juden und Antisemitismus“ in Feldpostbriefen untersucht und dargestellt wird. Klaus Latzel, analysierte insgesamt 2609 deutsche Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg von 22 Soldaten. Neben verschiedenen anderen Themenbereichen ist die Judenvernichtung ein Teilaspekt der Untersuchung, auch wenn ihm vergleichsweise wenig Raum gegeben wird.⁵⁵⁶ Dem entspricht auch Latzels Feststellung, dass sich in seinem Quellenkorpus keine Belege für die Zusammenarbeit zwischen SS und Wehrmacht und selbständigen Mordaktionen der Wehrmacht fänden.⁵⁵⁷ Insgesamt gelangt er zu der Feststellung, dass man über die Verbreitung der Kenntnisse der Vernichtungspraxis „mehr oder weniger plausible Vermutungen anstellen [kann].“, ohne dass sich die Einzelheiten zu einem Gesamtbild abrunden.⁵⁵⁸

Der wohl pointierteste Beitrag zu diesem Komplex stammt von Martin Humburg.⁵⁵⁹ Seine Studie bezieht sich auf insgesamt 739 Briefe von 25 Wehrmachtssoldaten der Stuttgarter Sammlung „Sterz“, ausschließlich aus dem sowjetischen Kriegs- und Besatzungsgebiet.⁵⁶⁰ Der eigentlichen Quellenanalyse wird zunächst ein sehr ausführlicher und außerordentlich kritischer Forschungsüberblick vorangestellt.⁵⁶¹ Bei der Untersuchung seines Quellenkorpus

⁵⁵³ Omer Bartov: *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek 1995, S. 234-251.

⁵⁵⁴ Beispielhaft sollen die Briefe als eine „unwiderlegbare Bestätigung der Richtigkeit und Notwendigkeit des großen Entschlusses des Führers vom 22. Juni 1941“ dienen, Diewerge, S. 9 und S. 61 ff. Kurz vor der Herausgabe des Buches notierte Propagandaminister Goebbels am 20. November 1941 zufrieden in sein Tagebuch: „Nichts ist überzeugender und nichts wirkt lehrreicher, als wenn Augenzeugen das bestätigen, was wir in unserer Propaganda seit zwanzig Jahren behauptet haben. Vor allem werden solche Briefe auch unser Volk dahin belehren, daß noch schlimmer als die mutige und tapfere Fortsetzung des Krieges ungeachtet der Folgen ein Sieg des Bolschewismus wäre und daß es sich hier um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes handelt.“ Zit. nach Goebbels, *Tagebücher*, Teil II, Bd. 2, S. 219.

⁵⁵⁵ Im Einzelnen dazu Kilian, *Medium*, S. 188 f.

⁵⁵⁶ Das Kapitel 9.6 „Feldpostbriefe und Judenvernichtung“ umfasst gerade dreieinhalb Seiten bei einem Gesamtumfang des Buches von 380 Seiten. Im Kapitel 8.1.4 „Besatzer und Unterworfenen im Osten“ stellt Latzel einige Zitate vor, in denen ein Judenbild durchschimmert. Es wird allerdings nicht analytisch von anderen Fremdbildern (Polen, Ukrainern) getrennt betrachtet. Ebd., S. 145-156.

⁵⁵⁷ Ebd., S. 202.

⁵⁵⁸ Ebd., S. 203 ff.

⁵⁵⁹ Martin Humburg: *Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg - zur möglichen Bedeutung im aktuellen Meinungsstreit unter besonderer Berücksichtigung des Themas „Antisemitismus“*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* (58/1999), S. 321-343.

⁵⁶⁰ Ebd., S. 321 f.

⁵⁶¹ Ebd., S. 326-330. Zum Beitrag Walter Manoscheks bemerkt Humburg, dass es sich bei den zitierten Briefen um vorangefertigte Exzerpte von Reinhold Sterz handelt und nicht etwa um selbst vorgefundene, nicht vorselektierte Quellen. Auch

stellt Humburg insgesamt 15 Briefe fest, in denen das Thema „Juden“ berührt wird – das sind ca. zwei Prozent 10 der 25 Soldaten schrieben überhaupt etwas darüber. Humburg kommt dabei zu dem Ergebnis, dass „das Thema »Juden« in den Briefen der Soldaten insgesamt nur ein geringes, nach dem Sommer 1941 praktisch gar kein Gewicht hat“⁵⁶² Hinter der Offenheit des Sommers 1941 vermutet er die „Massivität des Erlebens, verbunden mit der Überraschung des Neuen, die den Ausschlag gibt, ob etwas mitgeteilt wird“⁵⁶³ Die psychologische Erklärung für einige krass antisemitische Äußerungen ist für Humburg der „Aufschein eines Gewissenskonflikts [...], der hier durch brieflichen Kontakt mit den nächsten Angehörigen in einen ideologischen Konsens und damit eine Entlastung überführt werden soll“ und nicht vorderhand ein Beweis für ungehemmte Vernichtungsbereitschaft.⁵⁶⁴ Für den abrupten Abbruch der Schilderungen zu Juden und von antisemitischen Äußerungen in seinen Quellen findet er verschiedene Gründe: allmähliche Gewöhnung und schleichende Akzeptanz judenfeindlicher Maßnahmen, die ungefragt als Kriegsnotwendigkeiten angesehen keiner dauerhafter Erwähnung bedurften.⁵⁶⁵

8.3 Quellenbefunde I. Quantitative Analyseergebnisse

8.3.1 Gesamtverteilung der „signifikanten“ Briefe

In den 11285 untersuchten Feldpostbriefen aus dem Bestand des Feldpost-Archivs Berlin wurden insgesamt 86 Briefe gefunden, die das Thema „Juden“ berührten. Das entspricht einem Verhältniswert von nur 0,66Prozent und liegt deutlich unter dem von Humburg ermittelten Wert.⁵⁶⁶ Geschrieben wurden sie von 21 der insgesamt 38 Schreiber, d.h. gerade etwas mehr als die Hälfte der Soldaten erwähnten Juden auch nur. Die erste Bemerkung zu Juden wird am 5. September 1939 in Polen gemacht, die letzte am 31. Juli 1944 in Ungarn.

kritisiert er die Verkürzung der Namen auf die Initialien, die dem Leser eine größere Anzahl von verschiedenen Schreibern suggeriert. Ebd. S. 327 f.

⁵⁶² Ebd., S. 341.

⁵⁶³ Ebd., S. 340.

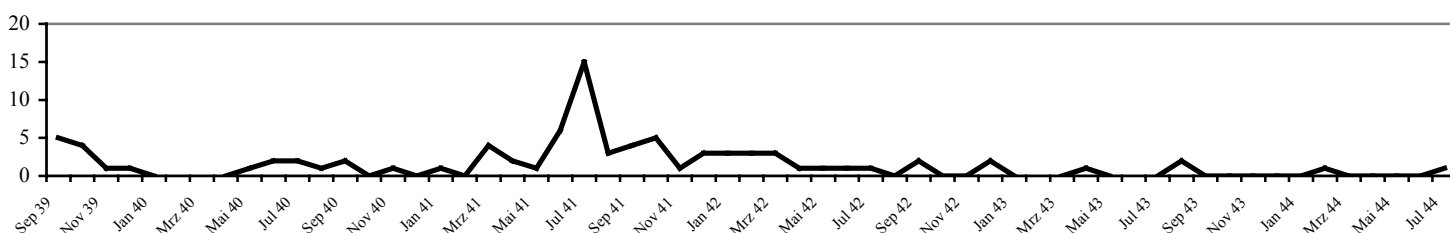
⁵⁶⁴ Ebd., S. 342.

⁵⁶⁵ Ebd.

⁵⁶⁶ Der Wert ändert sich nur unwesentlich wenn nur die Briefe aus der Sowjetunion und die dort über Juden gemachten Aussagen ins Verhältnis gesetzt werden. Zu Grunde gelegt werden ca. 6200 Briefe in denen 57 mal das Thema „Juden“ Gegenstand einer Erwähnung war, was einem Verhältniswert von 0,92 Prozent entspricht. Dass der Wert bei Humburg so „hoch“ ist, liegt daran, dass seine Grundgesamtheit kleiner ist und die Briefe nur aus dem Russlandfeldzug stammen, wo besonders 1941 sehr viel über Juden berichtet wurde.



(Abb. 26)



(Abb. 27)

Die Erwähnungen von Juden in der zeitlichen Verteilung lassen eine deutliche Ballung für das Jahr 1941 und hier für die Sommermonate Juni, Juli, August und September erkennen. Insofern decken sich die hier gemachten Beobachtungen mit den Erkenntnissen Humburgs.

8.3.2 Schreiberprofil: Akteure und Verteilung

Im folgenden Abschnitt sollen die Schreiber, die in ihren Feldpostbriefen etwas über Juden schilderten, näher untersucht werden. Die Schreiber werden nach verschiedenen sozio-demografischen Merkmalen in Gruppen unterteilt, um herauszufinden, ob es zu signifikanten Häufungen von Aussagen bei einer spezifischen Gruppe kommt.

8.3.2.1 Analyse nach Altersgruppe

Jahrgang /Jahr	1897 - 1909							1910 - 1920							1921 -1925						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Signifikante Briefe	8	3	18	4	1	1	35	3	6	26	10	2	1	48	-	-	-	3	-	-	3
Anzahl Schreiber	2	1	6	1	1	1	7	1	3	8	5	1	1	11	-	-	-	2	-	-	2

(Tab. 20)

Der stärkste Eindruck ist, dass 83 der 86 „signifikanten“ Briefe, das sind fast 98 Prozent, von Schreibern stammen, die zu den beiden „älteren“ Generationen gehören. Nur zwei von acht Soldaten, der sog. „Hitlerjugendgeneration“, die ihre Sozialisation in der NS-Zeit erhalten hatten und eigentlich ein stärker geprägtes antisemitisches Feindbild internalisiert haben müssten, erwähnen in ihren Briefen drei mal Juden. Aus den beiden übrigen Gruppen kommen auf jeden Schreiber durchschnittlich vier bis fünf Briefe mit judenfeindlichem Inhalt oder

der Erwähnung von Juden. Dabei fällt wiederum auf, dass aus der Gruppe der vor 1910 geborenen Soldaten, der „Ältesten“, nur drei Soldaten nichts über Juden nach Hause berichteten. Hier ist also die Mitteilungsbereitschaft und - mit fünf Briefen pro Schreiber - auch die Mitteilungsdichte besonders hoch. Als Grund für das Schweigen der „Hitler-Jungen“ muss man sicherlich zum einen, die Tatsache berücksichtigen, dass zu dem Zeitpunkt, an dem sie an die Front kamen, also in der Regel erst ab 1942/43, die Juden bereits deportiert oder umgebracht waren. Zum anderen scheint die bloße Zugehörigkeit zu dieser Generation keine ausreichender Motor für antisemitische Haltung bzw. deren Spiegelung in den Feldpostbriefen gewesen zu sein.

8.3.2.2 Familienstand

Familienstand /Jahr	Verheiratet							Ledig						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Signifikante Briefe	11	9	28	10	1	1	60	-	-	17	7	2	1	26
Schreiber	3	4	8	3	1	1	12	-	-	6	5	1	1	9

(Tab. 21)

Das Gros der Briefe zum Thema „Juden“ war augenscheinlich an die Ehefrauen gerichtet. Die Proportionen der ursprünglichen Gruppengröße kehren sich hier indessen um. Die eigentlich leicht größere Schreibergruppe der ledigen Soldaten, die sich vornehmlich an die Eltern oder Geschwister (in keinem Fall an die Freundin) richteten, ist zurückhaltender in ihrer Mitteilungsbereitschaft als die Ehemänner. Zwei Drittel der Ehemänner flochten 70 Prozent aller zu Juden geäußerten Ansichten in ihre Briefe ein. D.h. auf jeden verheirateten Schreiber kommen fünf Briefe, auf die unverheirateten zwei bis drei.

8.3.2.3 Konfessionen

Konfession /Jahr	Protestantisch							Römisch-Katholisch						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Signifikante Briefe	11	9	37	13	3	2	75	-	-	7	4	-	-	11
Schreiber	3	4	11	5	2	2	16	-	-	3	3	-	-	5

(Tab. 22)

Augenfällig ist, dass die Schreiber, die der evangelischen Kirche zuzurechnen sind, deutlich größeren Anteil an den Gesamtmitteilungen über Juden haben. Natürlich liegt das erst einmal daran, dass die Gruppe der Protestanten größer ist als die der Katholiken, im Verhältnis jedoch kommen auf die katholischen Soldaten ca. zwei Briefe mit judenbezogenem Inhalt, die evangelischen schreiben hierüber doppelt so häufig, d.h. vier bis fünf mal. Insgesamt ist das Erzählen über Juden unter den Protestanten etwas stärker verbreitet. Es schreiben

16 der 28 Soldaten dieses Glaubensbekenntnisses, während nur fünf von zehn Katholiken Juden in ihren Briefen erwähnen.

8.3.2.4. Bildungsschichten

Bildungsgrad /Jahr	Hochschule							Abitur							Mittlere Reife							Volksschule						
	39	40	41	42	42	44	G	39	40	41	42	42	44	G	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Sign. Briefe	4	3	11	4	-	-	22	-	-	9	6	-	1	16	4	2	14	4	3	1	28	3	3	11	3	-	-	20
Schreiber	1	1	4	1	-	-	5	-	-	3	4	-	1	6	1	2	4	2	2	1	7	1	1	3	1	-	-	3

(Tab. 23)

Auf den ersten Blick muss man feststellen, dass die im Bildungsspektrum am weitesten auseinander liegenden Untergruppen die höchsten Anteile an signifikanten Briefen aufweisen (42), gleichzeitig aber auch die geringste Anzahl an Schreibern (8). Berücksichtigt man indes, dass zur Gruppe der Akademiker (sowie zu den „Volksschülern“) insgesamt nur (jeweils) sieben Schreiber gehören, muss man feststellen, dass die Kluft der Mitteilungsbereitschaft unter den Höchst- und Niedrigstgebildeten allgemein sehr groß ist. Mit anderen Worten: Verhältnismäßig viele studierte Soldaten schrieben Briefe über Juden, während dies in der Gruppe der Volksschüler weniger stark verbreitet war. Soldaten, die hier darüber schrieben, wiederholten das Thema indessen sehr oft. Auf die 24 Schreiber mit mittlerem Abschluss und Hochschulreife kommen zusammen weniger als die Hälfte dieser Berichte.

8.3.2.5 Militärische Rangstufen

Jahrgang /Jahr	Offiziere							Unteroffiziere							Mannschaften						
	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G	39	40	41	42	43	44	G
Signifikante Briefe	4	-	6	5	-	-	15	7	9	23	8	1	1	49	-	-	14	4	2	1	21
Schreiber	1	-	2	2	-	-	3	2	4	9	3	1	1	12	-	-	4	3	1	1	6

(Tab. 24)

Nach militärischen Ranggruppen unterschieden zeigt sich, dass die Offiziere und Unteroffiziere, sowohl was die Mitteilungsbereitschaft innerhalb der Untergruppe betrifft, wie auch hinsichtlich der Schreibhäufigkeit der Schreiber innerhalb dieser Kategorie deutlich dominieren. 77 Prozent aller Soldaten im Unteroffiziersrang erwähnen Juden in ihren Briefen. Total gesehen sind das zwar nur wenig mehr als bei den Offizieren. Nach der Pro-Kopf-Verteilung aber fallen auf die Schreiber beider Gruppen jeweils vier bis fünf Briefe mit judenspezifischen Inhalten. Demgegenüber stehen die Mannschaftssoldaten, fast die Hälfte aller Schreiber, hinsichtlich ihrer Mitteilungsbereitschaft weit hinter ihren vorgesetzten Dienstgra-

den zurück - es äußerte sich nur jeder dritte Soldat oder Gefreite in durchschnittlich drei Briefen zu Juden.

8.4 Quellenbefunde II: Judenbild, Antisemitismus und Holocaust

8.4.1 Beschreibungsmuster und Bewertungskriterien

Das Thema „Juden“ in deutschen Feldpostbriefen kannte keine einheitliche Sprachregelung und war auch nicht von vornherein Ausdruck von „Ausmerzungsfantasien“. Es wird im Verlauf des Kapitels gezeigt, welche unterschiedliche Qualität die Äußerungen haben konnten, welche Art der Äußerung insgesamt überwog und ob bzw. wie sich das Bild mit dem Kriegsverlauf änderte. Es ist hier zu unterscheiden zwischen emotionalen Haltungen, die Empathie (Mitleid, Kritik oder Distanz), Neutralität und Antisemitismus zum Ausdruck bringen. Hier muss zwischen qualitativ unterschiedlichen Stufen antisemitischer Äußerungen unterschieden werden. Dazu wurde folgende Einteilung gewählt: 1. schwach antisemitisch, 2. stark antisemitisch und 3. eliminatorisch antisemitisch. Andererseits sollen die verschiedenen deskriptiven Erwähnungen, die „normales“ jüdisches Leben bzw. reine Nennungen (hier: „Bild“ genannt), die Vertreibung der Juden (darunter zählt auch deren Gettoisierung und die Arierisierung jüdischer Geschäfte) oder deren Ermordung thematisieren, getrennt dargestellt werden.⁵⁶⁷ Das hier angelegte Raster ist natürlich eine starke Vereinfachung der vielschichtigen Aussagen. Damit aber überhaupt eine Gewichtung vorgenommen und eine Aussage getroffen werden kann, muss mit dieser holzschnittartigen Verfahrensweise gearbeitet werden.

	Bild	Vertreibung	Tötung
empathisch	2	-	4
neutral	11	13	10
schwach antisemitisch	16	1	
stark antisemitisch	19	1	4
elim. antisemitisch	1	-	1

(Tab. 25)

Nachdem die allgemeine Verteilung der Briefe wie gezeigt dargestellt wurde, soll nun der Blick schärfer auf die inhaltlichen Aspekte nach den oben erläuterten Kriterien erfolgen. Dabei wird einerseits die qualitative Entwicklung im Kriegsverlauf herausgearbeitet, zum

⁵⁶⁷ Wie bei allen Kategorisierungen bleiben auch hier Grenzfälle, die genaugenommen in keine der gebrauchten Kriterien fallen. Misshandlungen von Juden sind noch keine Vernichtung und auch keine Vertreibung, und es klingt zynisch, diese Aussagen unter „normales“ jüdisches Leben einzuordnen. Nur war es das „normale“ Schicksal von Juden unter dem Regime der Nationalsozialisten psychisch und physisch misshandelt zu werden. Ebenso fallen Bemerkungen über das Abbrennen von Synagogen unter dieses Raster, da hier weder Vertreibung noch Vernichtung von Menschen ausdrücklich beschrieben wird.

anderen wird dadurch deutlicher, welche Schreibergruppen stärker zu antisemitischen Äußerungen neigten, welche besonders empathisch waren.

8.5.2 „Der Kern des Krieges“. Deutsche Soldaten und Juden im Polenfeldzug 1939

Die 1939 geschriebenen elf Briefe mit einem Bezug zum Thema „Juden“ stammen ausschließlich aus Polen. Die meisten beschreiben auf neutrale, d.h. ohne eine erkennbare emotionale Wertung, bzw. schwach antisemitische Weise Begegnungen mit Juden. So schilderte ein Soldat seine Eindrücke aus Warschau: „Am meisten blüht ja hier der Straßenhandel der Juden, bei denen wir schon manche Razzia durchgeführt haben! Auch haben wir verschiedene Häuserblocks nach Waffen durchsucht.“⁵⁶⁸ Drei der Briefe enthielten Äußerungen, die zumindest leichte antisemitische Tendenzen erkennen lassen. „Wir begegnen sehr viel [...] Juden die natürlich mächtig auf den Arm genommen werden.“⁵⁶⁹ beschrieb ein anderer Soldat. „Auf den Arm nehmen“ bedeutete in diesem Zusammenhang, dass die Juden von den Soldaten mit einschlägigen Demütigungen, wie Abschneiden der Bärte u.ä. verhöhnt wurden. Es gab ebenfalls eine Bemerkung zur Enteignung und Vertreibung der Juden in Warschau im Dezember 1939: „Es ist ja alles so teuer hier. Es gibt ja noch genug. Aber bei den Juden gibt es nicht mehr viel, zumal die jüdischen Geschäfte nachgrad schnell arisiert werden [...]“.⁵⁷⁰ Briefe, die in starkem antisemitischen Ton geschrieben wurden oder gar Vernichtungsgedanken offenbaren, waren hier die Ausnahme. Gleichwohl gab es sie. Aus zwei Briefen eines älteren Soldaten sprachen solche Haltungen. Knapp zwei Wochen nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen schrieb er an seine Frau: „Und die Juden mit ihrem Anhang –wir haben welche geknipst – fürchterlich! – Nur ganz wenige feiner geschnittene Gesichter - die meisten hätten dem Stürmer entsprungen sein können! Die Säuberungsaktion ist natürlich noch nicht überall durchgeführt, das können erst die »rückwärtigen Dienste« machen.“⁵⁷¹ In einem anderen Brief tauchten indes Ansichten auf, die bereits 1939 mit erschreckend kühler Konsequenz vorwegnahmen, was erst zwei Jahre später grausame Wahrheit werden sollte - die vollständige Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Polens: „In den Städten entsetzlich viel Juden und diese gut angezogen gegenüber dem zerlumpten armen Polenvolk. Wie dieses Problem einmal gelöst wird? – Es schreit hier am schlimmsten nach einer Lösung. R. sagt einfach: „Totschlagen“ – aber 3000000 Menschen?“ Zwar reflektierte der Schreiber lediglich, die Auffassung einer anderen Person.

⁵⁶⁸ Kurt L. an seine Mutter, am 18. Oktober 1939.

⁵⁶⁹ Kurt M. an seine Frau, am 7. September 1939.

⁵⁷⁰ Kurt L. an seine Mutter am 11. Dezember 1939.

⁵⁷¹ Fritz S. an seine Frau am 13. September 1939. Ob mit der „Säuberungsaktion“, die S. andeutet auch die Tötung von Juden gemeint war, geht aus dem Brief nicht eindeutig hervor. S. hatte im vorhergehenden Absatz das Exekutieren von Zivilisten erwähnt: „Waffenbesitz wird mit dem Tode bestraft, für jeden ermordeten Soldaten 3 Zivilisten erschossen.“ Durch seinen Verweis, dass dies die Aufgabe der „rückwärtigen Dienste“, d.h. der SS-Einsatzgruppen etc., sei, ist anzunehmen, dass auch Juden getötet worden waren und S. dies wusste.

Gleichwohl, stimmte er ihr inhaltlich zu, wenn er abschließend anfügte „Auf der anderen Seite sind sie der Kern des Krieges! [Hervorhebung im Original]“. ⁵⁷²

Das Thema Juden scheint also in den Feldpostbriefen aus Polen 1939 stark präsent gewesen zu sein. Mehr noch, vergleicht man die Häufigkeit der Aussagen zu diesem Thema mit den anderen Untersuchungsthemen, überwiegt es mit fast einem Viertel aller signifikanten Briefe sogar alle anderen hier untersuchten Themen. Betrachtet man indessen die Verteilung dieses Themas unter den Akteuren, also den schreibenden Soldaten, ändert sich das Bild. Nur für ein Fünftel aller Soldaten, die 1939 Feldpostbriefe verfassten, waren Juden beschreibenswert. Signifikant ist dabei gleichwohl, dass sie alle von drei verheirateten Protestanten, die Offiziere und Unteroffiziere und vor 1910 bzw. 1921 geboren worden waren, geschrieben wurden. Im Polenfeldzug und in der Folgezeit lag die Wahrnehmungs- bzw. Wiedergabeschwelle diesbezüglich noch recht hoch. Die hohe Briefanzahl erklärt sich also aus den Wiederholungen weniger Schreiber und ist kein Beweis für einen hohen Stellenwert dieses Themas in der Skala der „berichtenswerten Dinge“ für deutsche Soldaten in diesem Zeitabschnitt.

8.5.3 Zwei Welten: Frankreich und Polen 1940

Auch in Belgien und Frankreich begegneten die deutschen Soldaten den dort lebenden Juden. Im Unterschied zu denen in Polen schienen sie den Wehrmachtssoldaten nicht wegen ihres äußerlichen Erscheinungsbildes ins Auge zu fallen - es fehlten die stereotypen Beschreibungsmuster, wie sie bei den Ostjuden verwendet wurden. Zwar erreichten 1940 zehn Briefe ihren Empfänger in Deutschland, die sich an einer Stelle mit Juden auseinandersetzen, jedoch nur vier aus Frankreich, die restlichen kamen aus dem Generalgouvernement. Der „Tonfall“ in den Briefen aus Frankreich war insgesamt eher moderat. So schrieb ein Soldat seiner Frau: „gestern entdeckte ich in einem Judenauto eine große Tonne Benzin, das sehr knapp ist (verschiedene Autos sind hier steckengeblieben), und mehrere Kisten Konserven; daraufhin habe ich veranlaßt, daß der Jude diese Sachen bis auf einen kleinen Rest an die Flüchtlinge im Ort verkaufte; das war ein richtiges Volksfest!“⁵⁷³ Ganz ähnlich hieß es im Brief eines anderen Soldaten: „Da ist heute ein von der Wehrmacht übernommenes Judengeschäft eröffnet worden. Da hättest Du was sehen können, 50 Mann rein, geschlossen und so ging es alle 15 min. Da wird vielleicht ein Zeug rausgetragen und ich sitze hier,

⁵⁷² Fritz S. an seine Frau, am 5. Oktober 1939. Erschütternd ist nicht nur die emotionale Distanz dieser Vorhersage, sondern auch die Genauigkeit, mit der sie ich am Ende erfüllen sollte. Die genauen Angaben schwanken dabei. Werner Rings: *Leben mit dem Feind. Anpassung und Widerstand in Hitlers Europa*. München 1979, S. 439, gibt 2,4 Millionen getötete polnische Juden an. Wolfgang Benz geht von 2,7 Millionen Ermordeten aus. Ders (Hg.): *Dimensionen des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*, München 1991, S. 15. Die höchste Opferzahl, 3 Millionen vernichtete polnische Juden, findet sich bei Dieter Pohl: *Dimensionen eines Menschheitsverbrechens. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden 1939-1945*, in: Burkhard Asmuss (Hg.): *Holocaust. Der nationalsozialistische Völkermord und die Motive seiner Erinnerung*, Ausstellungskatalog DHM, Berlin 2002, S. 103-120, hier S. 105.

⁵⁷³ Hellmuth H. an seine Frau am 24. Juni 1940.

mir sind Hände und Füße gebunden.“⁵⁷⁴ Dem deutschen Leser wird zwar mitgeteilt, dass man in Frankreich die Juden enteignete, ihr Hab und Gut beschlagnahmte und es selbst behielt oder an die französische Zivilbevölkerung verteilte. Doch diese, so wurde der Ehefrau versichert, hätte ohnehin selbst bald zu solchen Maßnahmen gegriffen, denn „[...] hier [steigt] die Wut auf die Juden von Tag zu Tag, wird noch hübsche Formen annehmen.“⁵⁷⁵

Demgegenüber war der Sprachgebrauch in den in Polen geschriebenen Feldpostbriefen deutlich antisemitischer eingefärbt. Ein Soldat, der im Vorjahr bereits aus Polen über Juden schrieb, schlug nun andere Töne an als 1939. „Ich habe Sch. hier bei der Durchfahrt zweimal getroffen, er ist in einem Nebenort, ungefähr 16 km entfernt. Ein dolles Nest 90 Prozent Juden, alles vermistete Gestalten [...] Die Juden sind auch noch viel zu wenig eingesetzt worden [gemeint ist: beim Straßenbau], ein großer Teil lungert noch in den Straßen umher.“⁵⁷⁶ Ob diese Beschreibung auf einer eigenen Wahrnehmung beruhte, wird im Brief nicht weiter erörtert. Keinen Zweifel aber lässt er wenig später, als er seiner Frau über einen Besuch in Lublin berichtet: „Gestern habe ich mir die Stadt angesehen, wirklich ein furchtbares Kaff, es besitzt 35000 Einwohner, davon 85 Prozent Juden, natürlich alles schrecklich vermistet.“⁵⁷⁷ Einer der Schreiber wurde im Laufe des Jahres 1940 von Frankreich in das Warthegau versetzt. Von dort berichtete er: „Schade, daß ich nicht nach Litzmannstadt mehr gekommen bin, das Judenviertel muß da gigantisch sein; die Hauptstraße führt quer durch, aber die Juden überqueren sie auf Holzbrücken für jedesmal 10 Pf; auf 14000 Kinder unter 14 Jahren sollen ganze 7 Milchkühe sein; die Sterblichkeit ist so hoch und der Nachwuchs so gering, daß in 10 Jahren nichts mehr leben wird.“⁵⁷⁸ Die Schilderung ist keineswegs antisemitisch, doch gleichwohl bzw. gerade deswegen erschütternd. Emotional vollkommen unbeteiligt, drückt der Soldat sein Bedauern darüber aus, eine scheinbar sensationelle Schau, verpasst zu haben. An dem kalkulierten Sterben vieler Menschen, auch Kinder - der Schreiber war übrigens selbst Vater - war nur dessen Anschaulichkeit interessant.

Doch auch hier ist ein solcher Briefinhalt nicht die Regel. 1940 befassen sich gerade ein Sechstel aller Schreiber in etwas weniger als 8 Prozent der signifikanten Briefe überhaupt mit Juden.⁵⁷⁹ Eines ist besonders auffällig: Die Schreibergruppe stimmt zwar nicht in einzel-

⁵⁷⁴ Ernst G. an seine Frau am 1. November 1940.

⁵⁷⁵ Helmut N. an seine Frau am 30. Juni 1940.

⁵⁷⁶ Kurt M. an seine Frau am 21. Juli 1940 aus Jaroslav.

⁵⁷⁷ Ders. an seine Frau am 28. August 1940 aus Jaroslav. Hinzuzufügen ist hier, das M. die Bezeichnung „vermistet“ nicht ausschließlich für die Juden verwendet, sondern auch die polnische Zivilbevölkerung damit beschreibt.

⁵⁷⁸ Hellmuth H. an seine Frau am 11. September aus Kališz. In seinem Brief führt H. weiter aus: „Es wird hier überhaupt, auch mit den Polen, mit den Menschen umgesprungen, wie wir es in Altreich nicht kennen, wahrhaft „britische“ Methoden, aber ohne Zweifel im Augenblick erfolgreich und nicht zu missen.“ Damit meint H. ganz offensichtlich die gewaltsame Umsiedlung und Deportation der Juden und Polen aus dem Warthegau, die Platz schaffen sollte für die Ansiedlung von „Volksdeutschen“ und Deutschen aus dem Reich. Der Begriff „Britische Methoden“ könnten eine Anspielung auf das Verhalten britischer Truppen in ihren Kolonien gegenüber den dortigen Völkern sein. Zudem wartete H. selbst auf eine „arisierte“ Wohnung und Mobiliar, um seine Frau nachziehen lassen zu können. Zur Planung und Durchführung der Umsiedlung jüdischer und polnischer Zivilbevölkerung im Herbst 1940 siehe Aly, „Endlösung“, S. 139-187.

⁵⁷⁹ Gemessen an den insgesamt verfassten 2029 Briefen sind dies gerade 0,5 Prozent.

nen Personen aber doch in ihren sozio-demografischen Merkmalen vollkommen mit den Schreibern, die im Vorjahr über Juden schrieben, überein - alle vier sind verheiratete, protestantische Unteroffiziere, die vor 1910 bzw. vor 1921 geboren wurden. Außer den Abiturienten schrieben alle übrigen Bildungsschichten die gleiche Anzahl Briefe.

8.5.4 Bilder vom Töten. Ostfeldzug und Judenvernichtung 1941-1944.

Das Jahr 1941 stellte, nicht nur was die „Briefproduktion“ an sich betrifft, sondern auch in Hinsicht auf die Mitteilungsdichte „nichttrivialer“ Themen, eine deutliche Steigerung zu den Jahren davor dar. Dies traf auch auf den Komplex „Juden“ zu. Die Anzahl solcher Feldpostsendungen stieg um etwas mehr als das Vierfache. Grund dafür ist der Beginn des Unternehmens „Barbarossa“ bzw. seine Vorbereitungen. Diese Zäsur teilte das Jahr 1941 daher im Juni in zwei qualitativ und quantitativ unterschiedliche Abschnitte.

Vier Fünftel der 45 Briefe mit einer Berührung des Themas „Juden“ wurden nach dem 22. Juni 1941 geschrieben. Die Schreibergruppe der bis dahin verfassten Mitteilungen war denkbar klein. Von den acht Berichten über Juden kamen fünf von einem einzigen Schreiber. Diese verrieten sämtlich ein stark antisemitisches Judenbild. Ob er an den Misshandlungen, die er umschrieb, selbst beteiligt war, ist nicht klar. Gleichwohl fanden die Maßnahmen seine ungeteilte Zustimmung. Er sah sich auch als Teil einer handelnden Gruppe, als er angab: „Die Juden finden bei uns hinreißend Absatz und werden für alle erdenklichen Arbeiten herangezogen. Wer nicht will oder zu langsam arbeitet, sprintet. Zu lachen haben sie bestimmt nichts.“⁵⁸⁰ Auch beschrieb er, auf zynische Art und Weise, dass die Juden gekennzeichnet wurden: „Unsere Vorgesetzten tragen die Sterne auf der Schulter; dagegen die Juden auf Brust und Rücken; jeder seinen Davidstern, damit man sie schon von weitem erkennt. Andere Völker, andere Moden. Jedem das Seine!“⁵⁸¹ Soziodemografisch lässt sich (erneut) folgender Befund ziehen. Bis auf eine stammten alle Äußerungen, die im Ton wenigstens leicht, vorwiegend aber stärker antisemitisch waren, von protestantischen Unteroffizieren der älteren Generationen. Im Unterschied zu den bisherigen Feststellungen waren es nun ausnahmslos Ledige. Die einzige Bemerkung, die Empathie erkennen ließ, war die eines Gefreiten: „Einige Kameraden erzählten bei der Ankunft u. dem Auftauchen bekannter Namen stolz, wie sie vor 2 Jahren hier die Synagoge angesteckt hätten. Gut, daß ich nicht dabei sein mußte! – Wahrscheinlich wären sie empört, wenn sie wüßten, wie ich darüber denke [...] Die Ansicht, daß man »Vergeltung« üben dürfe u. könne, ist ja weit verbreitet.“⁵⁸² Indes beschrieb er keine eigene Erfahrung, sondern kommentiert beobachtete Einstellungen anderer Soldaten.

⁵⁸⁰ Walter N. an seine Eltern am 16. März 1941.

⁵⁸¹ Ders. an seine Eltern am 20. März 1941.

⁵⁸² Rudolf S. an seine Mutter am 11. Mai 1941.

Eine völlig andere Situation entwickelte sich nach Überschreiten der sowjetischen Grenze und dem Beginn des Ostkrieges. Im Spiegel der Feldpost sah dies so aus: Die Zahl der Briefe zu Juden lag bis zum Oktober 1941 um das Vierfache höher als in den vorangegangenen fünf Monaten. Die Zahl der Schreiber stieg von drei auf zwölf. Inhaltlich wurde nun auch von Tötungen berichtet. Einige Beispiele sollen zeigen, dass Soldaten weitaus weniger gehemmt darüber schreiben als bisher: „In Slotzow wurden hundert Ukrainer von Juden und Russen ermordet. Als Vergeltung sind sämtliche Juden erschossen worden“.⁵⁸³ - „Heute früh wurden hier 1500 Juden erschossen als Vergeltung für die Zerstörung der Stadt“.⁵⁸⁴ - „Ihr seht natürlich noch lange nicht alles [gemeint ist: in der Wochenschau] und könnt nicht ahnen in welchen Mengen Blut geflossen ist, d.h. ... hauptsächlich der Juden, die gibt es ja hier wo Deutsche sind nicht mehr“.⁵⁸⁵ Verschiedenes hatten die insgesamt neun Berichte über die Ermordung der Juden gemein. Sie rechtfertigten sie sämtlich als Vergeltungsmaßnahmen für Zerstörungen in Städten oder die Verbrechen des NKVD, sie verrieten nicht konkret, wer die Exekutionen durchführte - und sie stammten alle von verheirateten, vor 1921 geborenen, protestantischen Unteroffizieren. Außerdem waren sie nur zur Hälfte emotional aufgeladen oder in einem antisemitischen Ton geschrieben. Eine Ausnahme in dieser Reihe ist ein Feldpostbrief aus den ersten Tagen des Russlandkrieges. In ihm beschrieb ein Soldat: „Auf einem kleinen Platz standen viele Soldaten und redeten eifrig auf einen Juden ein, der sich vor Lebensangst nicht zu helfen wußte. Flehentlich lag er am Boden. Er soll mitschuldig gewesen sein bei der Verstümmelung zweier deutscher Flieger [...]. Kurz darauf hörte ich einige Pistolenschüsse“.⁵⁸⁶ Zwar wurde die Beteiligung des Opfers an einem ihm zur Last gelegten Verbrechen mitgenannt, gleichwohl diese steht Anschuldigung im Konjunktiv und diente nicht von vornherein als Legitimation für die Ermordung jüdischer Zivilisten. Das hieß jedoch nicht, dass antisemitische Wahrnehmungen bzw. Äußerungen bei Schreibern, die Empathie gegenüber Juden bezeugten, nicht vorkamen. So erzählte derselbe Schreiber gut zwei Monate später von einer Jüdin „die irgendwo zur Arbeit herangezogen worden war. Sie trägt ihren Judenstern auf dem arm und hat ein scheußlich jüdisches Gesicht, eines von der unangenehmen Art, sodaß man ein Foto von ihr ohne weiteres in den Stürmer aufnehmen könnte [...] Wie gesagt, sie gehört zu den typischen Judengesichtern und ist mir daher ziemlich widerwärtig“.⁵⁸⁷ Die soziodemografische Struktur der Schreiber wird zwar nach wie vor von Schreibern der Jahrgänge 1900 bis 1920, Unteroffizieren, Protes-

⁵⁸³ Michael B. an seine Frau am 3. Juli 1941.

⁵⁸⁴ Hans-Joachim S. an seine Frau am 23. Juli 1941 aus Vitebsk.

⁵⁸⁵ Fritz P. an seine Frau am 26. Oktober aus Kiev. P. gibt hier und in zwei weiteren Briefen Zeugnis von einer der, wenn nicht der größten Massenexekution im Zweiten Weltkrieg (in Europa). Nach mehreren Explosionen im bereits eroberten Kiev wurden in der nahe gelegenen Schlucht von Babij Jar Ende September 1941 über 33000 Juden von SS- und Polizeieinheiten erschossen, wobei sie weitgehende logistische Unterstützung der Wehrmacht erhielten. Siehe dazu Wette, Wehrmacht, S. 115-128. Die „Schuldigen“ eindeutig identifizierend schrieb P. am 5. Oktober an seine Frau: „Grauenhaft ist hier der Anblick [gemeint ist das zerstörte Kiev] fast das ganze Zentrum ist vernichtet oder ausgebrannt. Entstanden ist diese Feuer durch Sabotage der Juden die ja nun auch alle ihre Strafe dafür bekommen haben [Hervorhebung im Original]“.

⁵⁸⁶ Heinz R. an seine Frau am 26. Juni 1941.

⁵⁸⁷ Heinz R. an seine Frau am 7. September 1941.

tanten und Verheirateten deutlich dominiert. Gleichwohl erscheint das Profil deutlich stärker innerhalb der Merkmale diversifiziert.

Im folgenden Kriegsjahr gingen die Erwähnungen von Juden in der Feldpost sehr deutlich zurück, obwohl das Gesamtaufkommen an Briefen relativ konstant blieb. Nur noch 17 Briefe berührten 1942 das Thema überhaupt. Aber auch auf der qualitativ-inhaltlichen Ebene und im Schreiberprofil vollzog sich ein bemerkenswerter Wandel. Ganz gleich zu welchem Bereich, ob Vertreibung, Ermordung oder reine Beschreibung bzw. Nennung, der Gesamttonfall bewegte sich weg von antisemitischen Stereotypen und Invektiven. Der Anteil an Unteroffizieren schrumpfte, das Verhältnis zwischen verheirateten und ledigen Soldaten war fast ausgeglichen, Katholiken schrieben fast ein Drittel der Berichte und auch die Jahrgänge nach 1921 übermittelten solche Bilder.

Auf der „Skala“ der inhaltlichen Signifikanz der Aussagen, wurden in diesem Jahr zwei extreme Punkte erreicht. Im Frühjahr des Jahres wurden zwei Briefe geschrieben, die auf sehr deutliche Weise von einem Kenntnisstand der Massenvernichtung zeugen, der bisher so nicht wiedergegeben wurde. Beide Schreiber tun dies auf denkbar unterschiedliche Weise und vollkommen konträren Schlussfolgerungen. Ein Soldat schrieb kurz nach seiner Ankunft an der Ostfront: „Gestern abend haben wir [...] gesprochen - über Dinge um derentwillen man sich schämen muß, Deutscher zu sein. Was man hier so erfährt, wie dem, auserwählten Volk“ mitgespielt wird. Das [...] ist Unmenschlichkeit, wie man sie im XX. Jahrhundert, dem »aufgeklärten, modernen Zeitalter«, nicht mehr für möglich halten sollte. Wie wird das einmal gesühnt werden? Man möchte bei solchen Erzählungen (und hier hört man sie aus erstem Munde) am Sinn unseres Kampfes einfach verzweifeln!“⁵⁸⁸ Allein die Nachricht vom Völkermord ruft hier eine Reaktion hervor, die, und das ist eine Ausnahme in den Briefen, eigene Scham empfindet und ausdrückt, für Taten, die von Deutschen begangen wurden. Ganz anders ist der Brief eines Gefreiten Ende Mai 1942: „Wir müssen siegen, denn sonst würde es uns schlecht gehen. Das ausländische Judengesindel würde sich fürchterlich am Volk rächen, denn hier sind, um der Welt endlich Ruhe + Frieden zu bringen, Hunderttausende von Juden hingerichtet worden. Vor unserer Stadt sind auch 2 Massengräber. In einem liegen 20 000 Juden[...]“. Eine Ausnahme ist der Brief aus zwei Gründen. Erstens wurde in keinem anderen Brief von einer höheren Opferzahl berichtet. Zweitens findet sich in keinem weiteren Brief eine derart klar formulierte zustimmende Haltung zum Mord an den Juden wie in diesem, denn der Schreiber betont: „Zuerst ist man zwar davon erschüttert, aber wenn man an die große Idee denkt, dann muss man ja selbst sagen, dass es nötig war. Jedenfalls hat die SS ganze Arbeit geleistet und man hat ihr viel zu verdanken. Vielleicht werden wir später mal die ganze Größe der Zeit erfassen, vielleicht auch nie. Aber die

⁵⁸⁸ Eugen A. an einen Freund am 24. März 1942.

Geschichte wird uns schon Antwort geben.“⁵⁸⁹ Beide Schreiber standen unter dem überwältigenden Eindruck eines Verbrechens, das auch als ein solches wahrgenommen wurde. Die schriftliche Verarbeitung bzw. Deutung kann indes verschiedenartiger nicht sein. Der Judenmord führte zu Scham und Verzweiflung bzw. „Sinnverlust“ des Krieges auf der einen Seite. Auf der anderen Seite wirkte das Verbrechen wie eine Sinnstiftung: Angst vor der Rache und der daraus entstehende Zwang, den Krieg zu gewinnen bzw. noch härter zu führen. Gleichzeitig erkannte der (zweite) Schreiber eine - nicht näher erklärte - Notwendigkeit der Morde. Insgesamt ist unter den signifikanten Aussagen zum Thema „Juden“ 1942 auffällig, dass die Erwähnungen von Tötungen in größerem Umfang deutlich über dem bisherigen Durchschnitt liegen und vergleichsweise konkret sind.

Nach 1942 waren die Juden aus dem Gesichtsfeld der Schreiber und gleichsam aus den Briefen so gut wie verschwunden. In den Jahren 1943 und 1944 schrieben zwar noch vier Soldaten fünf solcher Feldpostbriefe. Doch nur einer sprach noch davon, dass er selbst noch Juden begegnet war. Alle anderen stellen nur noch, wie dieser Soldat in Ostpolen, fest, dass „[...] in Galizien, der Heimat der Juden [...] jetzt alle weg sind“.⁵⁹⁰

8.6 Zusammenfassung

Die Tatsache, dass, wie auch Peter Longerich feststellt, die Judenerschießungen bzw. die „Endlösung der Judenfrage“ im Allgemeinen in den Feldpostbriefen sehr zurückhaltend behandelt wurden, konnte durch das hier untersuchte Material nur bestätigt werden.⁵⁹¹ Dies hängt natürlich in erster Linie mit der sozialen Funktion der Briefe zusammen. Gleichwohl war die brutale Behandlung der Juden offenkundig und sogar der Massenmord konnte, trotz aller Bemühungen und Bedenken, nicht völlig unter „Ausschluss der Öffentlichkeit“ stattfinden.⁵⁹² Wenn man die Feldpostbriefe als Spiegel für das Abbild der Juden, welches sie in den Augen der deutschen Soldaten hinterließen, betrachtet, lassen sich mehrere Schlüsse ziehen.

Zum einen ist festzuhalten, dass außer im Jahr 1941 die Mitteilungsbereitschaft der Schreiber sehr schwach ausgeprägt war. Die Mitteilungsdichte lag hingegen auch im Polen-

⁵⁸⁹ Heinz S. an seine Schwester am 20. Mai 1942.

⁵⁹⁰ Kurt L. an seine Mutter am 19. August 1943.

⁵⁹¹ Longerich, *Die Deutschen*, S. 24 f.

⁵⁹² Himmler betonte selber des Öfteren, dass das Kennntnis von der Ausrottung der Juden nur einem kleinen Kreis vorbehalten bleiben sollte. „Ich glaube“, bekannte er vor den versammelten Gau- und Reichsleitern in Posen 1943, „es ist besser, wir - wir insgesamt [...] nehmen [...] das Geheimnis mit in unser Grab.“ Zit. nach Bradley F. Smith/Agnes F. Peterson (Hg.): Heinrich Himmler. Geheimreden 1933 bis 1945 und andere Ansprachen, Frankfurt a.M. 1974, S. 170 f. Gleichwohl kann diese Offenbarung vor so vielen Menschen kaum zur Geheimhaltung einer solch ungeheuerlichen Verbrechens beitragen. Möglicherweise wollte Himmler auch ganz bewusst das Wissen weiter streuen, um sich zu entlasten und ein mehr oder weniger kollektives „Geheimwissen“ zu schaffen, über das nur unter der Hand und mit dem „Siegel der Verschwiegenheit“ geredet wurde. Bezeichnend ist dafür auch, dass diese Reden überhaupt dokumentiert, ja sogar im O-Ton mitgeschnitten und auf Schallplatten gepresst wurden.

feldzug bemerkenswert hoch.⁵⁹³ Zu beiden Zeitabschnitten war die Begegnung mit den orthodoxen Ostjuden, die sich von den in Deutschland lebenden Juden rein äußerlich durch ihre Kleidung, ihr Aussehen und ihre Armut stark unterschieden, für die Soldaten augenscheinlich ein ganz bemerkenswerter Eindruck. Danach verschwanden die Juden aus dem Leben, wie auch aus den Briefen. Das Spektrum der Fremdbildmotive bzw. der Einstellungen zu den Juden, reicht von den Ausnahmeextremen, Scham und Reue im Angesicht der Gräueltaten auf der einen und menschenverachtender Rechtfertigung der Morde als Notwendigkeit deutscher Herrschaft auf der anderen Seite. Nach den hier angewendeten emotionalen Beteiligungsstufen halten sich die eher als distanziert, neutral und weitgehend emotionslos einzustufenden Briefe, und die mit einer leicht bis stark antisemitischen Sprachfärbung, ungefähr die Waage. Empathie oder offene Mitleidsbekundungen treten so gut wie nie auf. Hinsichtlich der soziodemografischen bzw. militärischen Merkmale der Akteure ist eine starke Häufung sowohl der allgemeinen Aussagebereitschaft und Schreibdichte, als auch im Besonderen bei den antisemitischen Briefen in der Gruppe der Unteroffiziere besonders auffällig. Ebenso schrieben eher die älteren Generationen als die „Hitlerjungen-Generation“, eher Ehemänner als Unverheiratete und eher Protestanten als Katholiken über die Juden. Der Bildungsstand, so scheint es, spielte quantitativ keine große Rolle bei der Bereitschaft und Dichte der Beschreibung. Es hing auch nicht vom Schulabschluss ab, ob eine Soldat mehr oder weniger bzw. gar nicht antisemitisch in seinen Briefen schrieb.

⁵⁹³ Dieses Wahrnehmungsmuster schlug sich auch in den Truppenberichten und Kriegstagebüchern des Polenfeldzuges wieder. Vgl. Böhler, S. 46 ff.

9. Zusammenfassung und Ausblick

Am Schluss dieser Studie, die - wie eingangs betont - keiner festen These folgen, sondern nach Beschreibungsmustern bei verschiedenen Themen in den Feldpostbriefen suchte, sollen nun einige Feststellungen und Schlussfolgerungen zusammengefasst werden. Die Quellen sollten - so gut es ging - unvoreingenommen untersucht werden. Ziel war es, eine Art Mentalitätsprofil von Wehrmachtssoldaten zu erstellen. Von 38 Soldaten, ungefähr die Stärke eines Zuges, wurden 11285 Feldpostbriefe, die diese zwischen dem 7. September 1939 und dem 9. März 1945 geschrieben hatten, in diese Untersuchung einbezogen. Dies ist, verglichen mit Studien zu ähnlichen Themen, einer recht hohen Anzahl. Doch es war nötig, die Quellenbasis breit anzulegen, damit die Ergebnisse der Studie nicht nur für eine bestimmte Phase des Krieges Gültigkeit besitzen. Wie ebenfalls zu Beginn erwähnt wurde, sollte die Untersuchung sich ursprünglich auf insgesamt neun Themenbereiche beziehen. Beim Anfertigen der Studie erwies es sich mit Rücksicht auf ihren Umfang als schlicht unmöglich, noch weitere Bereiche zu analysieren.

Doch kommen wir zurück zu den Ergebnissen und Beobachtungen der Studie. Wie in den einzelnen Kapiteln bereits in den Zusammenfassungen herausgearbeitet wurde, lassen sich sowohl quantitativ, als auch qualitativ signifikante Muster feststellen. In Kapitel zwei wurde anhand der Verteilung der Briefe auf die Schreiber herausgefunden, dass bei zwei Merkmalsgruppen eine überdurchschnittliche Abweichung vom Verhältnis Schreiberanteil-Briefanteil feststellbar war. Während bei allen übrigen Merkmalen die Verhältnisse einander entsprachen, d.h. dass die prozentuale Verteilung der verschiedenen Merkmalsuntergruppen immer auch dem jeweiligen Anteil an „normalen“ und „signifikanten“ Briefen entsprach, wichen bei den Merkmalen „Unteroffizier“ und „verheiratet“ die Werte voneinander ab. Genauer gesagt, die jeweils kleinere Gruppe der „Ehemänner“ bzw. „Unteroffiziere“ schrieb überdurchschnittlich viele Briefe. Für das Merkmal „verheiratet“ gibt es für diesen Befund durchaus eine plausible Erklärung. Das „signifikante Gespräch“ mit der Ehefrau bedurfte eines weit größeren Aufwandes, als das mit den Eltern oder anderen Adressaten. Zu wenig Post an die Ehefrau konnte zur Folge haben, dass die gemeinsame Vertrauensbasis erschüttert wurde. Nicht wenige Ehen bestanden über weite Strecken nur durch die Feldpostbriefe. Wenn also von den Männern im Feld lange nichts zu hören war, bestand nicht nur die Gefahr, dass die Frauen sich Sorge lebten, sondern auch eine gefestigtere Ehe scheitern konnte. Insofern erklärt sich der überproportional hohe Schreibanteil der Ehemänner. Warum indessen die Unteroffiziere

bemerkbar mehr schrieben als Offiziere und Mannschaften, ist nicht von vornherein zu beantworten.

In der vertieften Untersuchung der Einzelthemen ergab sich eine tendenzielle Bestätigung der oben gemachten Beobachtung. Bei der Übermittlung von „soldatischen“ Selbstbildern im Krieg ließ sich zwar insgesamt feststellen, dass die Mannschaftssoldaten sogar ein wenig mehr Briefe schrieben als die Unteroffiziere. Die Schreibentwicklung im Kriegsverlauf zeigte dann aber deutlich, dass in der Zeit der „Blitzsieg“ bzw. großen Umfangsschlachten zwischen 1939 und 1941, die Unteroffiziere mehr als doppelt so oft solche Selbstbildbeschreibungen nach Hause vermittelten. Als sich die Gesamtlage ab 1942 verschlechterte, wandelte sich das Bild und die meisten Briefe, in denen Selbstbildbeschreibungen enthalten waren, wurden nun von Mannschaftssoldaten verfasst. Noch deutlicher wird dieser Trend bei der Beschreibung des militärischen Gegners. Solange die Wehrmacht siegreich Krieg führte, fanden sich Fremd- und Feindbilder überaus zahlreich in den Briefen der Unteroffiziere wieder. Bei diesem Thema überstieg der Anteil von signifikanten Briefen der Unteroffiziere bis 1941 den der Mannschaften um mehr als das Dreifache. Und auch hier wandelte sich das Bild mit dem Umschwung im Jahr 1942. Der Anteil an Briefen, die den Gegner charakterisierten, war bei den Unteroffizieren bis zum Kriegsende nur noch halb so hoch wie bei den Mannschaften. Die Beobachtungen, dass bis 1941 der Briefanteil der Unteroffiziere überwog, konnte auch bei den Themen „Judenbild und Antisemitismus“ und „Ernährungskrieg“ gemacht werden. Im Gegensatz zu den ersten beiden Analysesthemen, blieb der Anteil von Unteroffizieren und Mannschaften nach 1942 etwa auf dem gleichen Niveau.

Nun mag das allein, da diese Feststellungen ja rein quantitativer Natur sind, nicht viel Aussagekraft besitzen. Indessen rundet sich das Bild ab, zieht man die qualitativen, d.h. die inhaltlichen Analyseergebnisse hinzu. Bei der Betrachtung der Briefinhalte bzw. beim Vergleich der Beschreibungsmuster, lässt sich eine ganz eindeutige Mehrzahl der Briefe von Unteroffizieren, sowohl bei der Selbst-, als auch bei der Fremddarstellung als überdurchschnittlich „radikal“ bezeichnen. „Radikal“ meint in den verschiedenen Zusammenhängen, dass die Selbstbildvermittlungen besonders „soldatische Härte“ präsentierten und „führergläubig“ waren, also ein regimekonformes und -unterstützendes „Selbstbildpanorama“ ausbreiten. Auch die Gegnerbeschreibungen fielen vergleichsweise besonders feindselig aus. Das Judenbild stellte sich besonders antisemitisch dar und die Selbstdarstellungen im „Ernährungskrieg“ wiesen bei den Unteroffizieren besonders rigorose Züge auf. Die in den Anhängen dargestellten Tabellen zeigen detailliert, wie viele Briefe bzw. Kodierungen zu welchem Beschreibungsmuster sich den verschiedenen Merkmalsgruppen zuordnen lassen. Dabei entfällt die

überaus große Mehrzahl der Briefe von Unteroffizieren auf die als „radikal“ oder „feindselig“ zu bezeichnenden Muster. Analog dazu liegen die Mannschaftssoldaten immer deutlich unter diesen Werten, bzw. schrieben weit mehr „kritische“ oder „empathische“ Briefe als die Unteroffiziere. Diese Beobachtung lässt die Feststellung zu, dass im Mentalitätsprofil der Schreibergruppe, die Unteroffiziere, so könnte man zugespitzt formulieren, das „radikale Element“ darstellten. Bei allen anderen Merkmalen wie Alter, Konfession, Bildungsschicht oder Familienstand überwog der Anteil solcher „radikaler“ Einstellungen nicht eklatant den Anteil der Schreiber. Anders gesagt, die zwar überproportioniert vertretene, aber im Vergleich zu den Mannschaftssoldaten immer noch kleinere Gruppe der Unteroffiziere lag bei den „radikalen“ Äußerungen, ganz gleich um welches Analysethema es sich handelte, immer an erster Stelle. Worauf ist dieser Umstand zurückzuführen? Welche Bedeutung hatten die Unteroffiziere in der Wehrmacht?

Noch 1992 stellte Wolfram Wette fest, dass die „etablierte Militärgeschichte [nichts] weiß [...] vom »kleinen Mann«“. ⁵⁹⁴ Die Geschichte der Mannschaftssoldaten und Unteroffiziere blieb eine *terra incognita*. Das Bild hat sich seitdem grundlegend gewandelt. Der „kleine Mann“ wurde aus der Masse herausgehoben. Seine aus den Kriegen hinterlassenen Selbstzeugnisse, Tagebücher und Feldpostbriefe, stellten ihn fortan als Handelnden und Getriebenen gleichsam dar. Was nun die bislang ungeschriebene Geschichte der Mannschaftssoldaten und Unteroffiziere angeht, so ist festzustellen, dass mit der Verschiebung des militärgeschichtlichen Blicks nach „unten“, auf den „Frontsoldaten“ bzw. „Landser“ im Allgemeinen, völlig neue „Geschichten“ hervorgebracht wurden. Gleichwohl wissen wir immer noch wenig über die Mentalitäten der verschiedenen Ranggruppen. Dies gilt insbesondere für die Unteroffiziere. Die Forschungslage zu dieser militärischen Gruppe ist nicht anders als desolat zu bezeichnen. ⁵⁹⁵

Es gibt bis heute nur eine einzige Untersuchung, die sich eigens mit Unteroffizieren befasst. ⁵⁹⁶ Indessen ist diese, von Werner Lahne in den 60er Jahren veröffentlichte Arbeit nur noch bedingt aussagefähig bzw. völlig unkritisch. Auch behandelt der Autor diesen „Stand“ in seiner gesamten historischen Entwicklung. Dennoch sind einige Hinweise zu finden, die vielleicht helfen, das Phänomen der mentalen „Radikalität“ im Unteroffizierkorps der Wehrmacht zu erklären. Wie auch Christoph Rass betont, hatten die Unteroffiziere in der Wehrmacht eine besondere Stellung. Sie stellten nicht nur „das Rückgrat der Truppe“ ⁵⁹⁷ dar, sondern fungierten als Bindeglied zwischen Offizieren und Mannschaften, d.h. zwischen „Führern“ und „Geführ-

⁵⁹⁴ Wolfram Wette: Militärgeschichte von unten. Die Perspektive des „kleinen Mannes“, in: Ders., Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München² 1995, S. 9-47, S. 9 ff.

⁵⁹⁵ Vgl. Rass, S. 229 (Anm. 132).

⁵⁹⁶ Werner Lahne: Unteroffiziere. Werden, Wesen und Wirken eines Berufsstandes, München 1965.

⁵⁹⁷ Ebd., S. 485.

ten“.⁵⁹⁸ Unteroffiziere waren auf der einen Seite „Gehilfe“ und „Herrschaftsinstrument“ der Offiziere, die aufgrund ihrer Stellung für die „kontinuierliche Funktionsfähigkeit des militärischen Systems zu einem bedeutenden Faktor wurde[n].“⁵⁹⁹ Auf der anderen Seite besaßen sie als die direkten Vorgesetzten der Mannschaftssoldaten Vorbildfunktion. Sie waren im Feld oder im Schützengraben oft die einzigen militärischen Führer und Fachleute, die den, mit Dauer des Krieges immer schlechter ausgebildeten, Mannschaften Instruktion, Identifikation und Motivation zugleich geben mussten.⁶⁰⁰ Die Mannschaften mussten sich in riskanten Situationen auf die Unterführer verlassen können. Durch diese Doppelrolle als „Führer“ und „Kamerad“ war der Unteroffizier mehr als nur ein Bindeglied oder „Scharnier“ zwischen der Befehlsgewalt der Offiziere und der ausführenden Mannschaft. Unteroffiziere waren, so kann man es zuspitzen, eine Art „soziales Schmieröl“ der militärischen Maschine, die deren Funktionalität aufrecht erhielt und andererseits die Soldaten als Kamerad zum Weiterkämpfen motivierte. Der Unteroffizier war zwar in der Kaserne oder im Ausbildungslager der oftmals verhasste „Schleifer“. Indessen wandelte sich die Rolle, ging es in die Einsätze. Die Unteroffiziere waren auf eine „funktionierende“ Mannschaft angewiesen, die Mannschaft brauchte einen fähigen „Führer“ um die Gefahren des Krieges zu überstehen.

Obwohl, wie Rass feststellt, im Unteroffizierkorps hinsichtlich einer Affinität zum Nationalsozialismus keine besonderen Feststellungen zu machen sind, sollten nach dem Willen der Wehrmachtführung besonders die Unteroffiziere als Bindeglied zwischen nationalsozialistischen Organisationen und der Armee fungieren und selbst das Fundament der NS-Weltanschauung in der Wehrmacht bilden. Darüber hinaus erwartete man von ihnen eine entscheidende Rolle bei der Indoktrination der Rekruten und jungen Soldaten und schließlich war ihnen eine Rolle als „Speerspitze“ der deutschen Fremdherrschaft, besonders in Osteuropa, zgedacht.⁶⁰¹ Dass damit eine Radikalität in den Einstellungen und Haltungen geradezu verbunden sein muss, liegt auf der Hand. Wenn man dabei bedenkt, dass ca. 20 Prozent aller im Zweiten Weltkrieg verliehen Ritterkreuze, die vornehmlich an Offiziere vergeben wurden, Unteroffizieren zukamen,⁶⁰² wirft sich die Frage nach deren Kampfbereitschaft auf. Der Militärhistoriker Martin van Creveld hat der Wehrmacht in seinen Beiträgen immer wieder ein Maß an Truppenezusammenhalt, Moral und Elan attestiert, dass dem anderer Armeen des 20. Jahrhunderts überlegen war.⁶⁰³ Selbst im Verfall, so Creveld, waren die taktischen Fähigkei-

⁵⁹⁸ Rass, S. 229.

⁵⁹⁹ Ebd., S. 230.

⁶⁰⁰ Lahne, S. 485 f.

⁶⁰¹ Rass, S. 323.

⁶⁰² Lahne, S. 500; Creveld, *Kampfkraft*, S. 152.

⁶⁰³ Creveld, *Kampfkraft*, S. 203.

ten des Heeres mindestens jedem seiner Gegner ebenbürtig.⁶⁰⁴ Diese langanhaltende Kampfmotivation, -kraft und -moral der Wehrmacht ist in der Forschung immer wieder hinterfragt worden. Aufgrund von noch während des Krieges durchgeführten Befragungen deutscher Gefangener stellten die amerikanischen Soziologen Morris Shils und Edward Janowitz die sogenannte Primärgruppentheorie auf. Diese besagt im Großen und Ganzen, dass der Zusammenhalt in der Wehrmacht nicht das Ergebnis nationalsozialistischer Indoktrination gewesen sei, sondern auf der landsmannschaftlichen und regionalen Zusammensetzung der Einheiten beruhte. Die Soldaten, so kann man die These verkürzen, hätten nicht für Hitler sondern für ihre Kameraden gekämpft und daher so lange ausgehalten.⁶⁰⁵

Omer Bartov wendete sich in seiner Studie zur deutschen Wehrmacht explizit gegen diese These und stellte anstelle der Primärgruppen, die seiner Untersuchung zufolge früh zerfallen waren und am Ende des Krieges keinerlei Bedeutung mehr gehabt hätten, eine andere Erklärung. Ein Kreislauf oder eine Spirale aus „Entmodernisierung“ und „-technisierung“, Pervertierung von Disziplin durch drakonische Strafen und die ideologische Durchdringung der gesamten Wehrmacht hatten demnach eine Brutalisierung und Perpetuierung der Kampfweise aufkommen lassen.⁶⁰⁶ Gegen diese Sichtweise erhob Martin Humburg aufgrund seiner Forschungsergebnisse den Einwurf, dass Bartovs Vorstellung von „Primärgruppe“ zu formalistisch sei und den informellen Charakter derselben übersähe.⁶⁰⁷ Feldpostbriefe bescheinigten hier auch in scheinbar zerfallenen Primärgruppen einen hohen Stellenwert sozialer Bindung unter den Soldaten.⁶⁰⁸ Auf dieser Grundlage baute auch Thomas Kühne seine These von der Bindekraft des Phänomens „Kameradschaft“ auf. Kameradschaft war, so Kühne, Leitbild und Motor des Gruppenzusammenhaltes und damit des Kampfwillens der Wehrmacht.⁶⁰⁹ Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass für die Soldaten im Schützengraben der Unteroffizier einziger Vorgesetzter, militärischer Führer, Fachmann und gleichsam Kamerad in einem war. Zusätzlich gab die, von Rass festgestellte, überdurchschnittlich lange Verweildauer der Unteroffiziere in den Wehrmachtseinheiten, ihnen eine exponierte und kontinuierliche Stellung im militärischen Sozialgefüge.⁶¹⁰ Es spricht also einiges dafür, in der Person und Funktion des Unteroffiziers einen weiteren Grund für den Zusammenhalt und die Permanenz der Kampfmoral der deutschen Wehrmacht zu sehen. Die Bindung der Mannschaftssoldaten an ihre Un-

⁶⁰⁴ Ders.: Die deutsche Wehrmacht: Eine militärische Beurteilung, in: Wehrmacht, Mythos, S. 331-345, hier S. 338. Nach Crevelds Urteil lagen die wesentlichen Fähigkeiten der Wehrmacht bzw. des Heeres in den unteren militärischen Ebenen, wo Ausbildung und Erziehung - Aufgaben der Unteroffiziere - diese taktische Überlegenheit erzeugten. Ebd., S. 344.

⁶⁰⁵ Edward A. Shils/Morris Janowitz: Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II, in: Public Opinion Quarterly (12/1948), S. 280-315.

⁶⁰⁶ Bartov, S. 16-25.

⁶⁰⁷ Humburg, Gesicht, S. 58 f.

⁶⁰⁸ Ebd., S. 263.

⁶⁰⁹ Kühne, Kameradschaft, S. 271.

⁶¹⁰ Rass, S. 236 f; Kühne, Kameradschaft, S. 274.

terführer, die bei der hohen Offiziersmortalität im Kriegsverlauf⁶¹¹ immer mehr auch deren Funktion als Zug und Kompanieführer übernehmen mussten, schweißte Einheiten stärker zusammen. Der Unteroffizier war als ehemaliger Mannschaftssoldat immer auch noch einer von ihnen.⁶¹²

Nimmt man zu diesen allgemeinen Befunden die Ergebnisse zur Mentalität der Unteroffiziere, die in der vorliegenden Studie erzielt wurden, hinzu, lässt sich im Hinblick auf die Frage nach der langandauernden Kampfmoral der Wehrmacht der Unteroffizier als perpetuierendes Element nicht übersehen. Seine „radikalen“ Haltungen, die als Spiegelungen in den Feldpostbriefen sichtbar wurden und seine herausgehobene soziale Bedeutung innerhalb der Züge, Kompanien und Bataillone machten ihn zu einem wichtigen Faktor für Funktionsfähigkeit und Funktionsdauer der nationalsozialistischen Kriegsmaschine. Indes kann diese Studie nicht mehr als eine Anregung sein. Ob diese These für das bessere Verständnis des Gruppenzusammenhaltes und der Kampfmoral in der Wehrmacht, allgemeinere Aussagekraft besitzt bzw. zu einer Antwort führen kann, müssten weitere Untersuchungen erweisen.

⁶¹¹ Siehe Kroener, „Menschenbewirtschaftung“, S. 844.

⁶¹² Rass, S. 237.

10. Anhänge

Anlage 1:

1.) Monatliche Verteilung der Briefe 1939-1945

Jahr/Monat	Jan	Feb	Mär	Apr	Mai	Jun	Jul	Aug	Sep	Okt	Nov	Dez	Gesamt
1939	-	-	-	-	-	-	-	-	76	125	109	96	406
1940	117	131	147	159	194	199	196	160	181	192	150	203	2029
1941	204	151	223	260	275	239	256	265	240	253	254	198	2818
1942	223	214	280	257	244	212	270	220	200	210	215	214	2759
1943	178	142	177	198	194	165	134	141	149	112	132	143	1865
1944	128	141	128	130	158	141	92	94	71	82	63	60	1288
1945	58	38	21	3	-	-	-	-	-	-	-	-	120
Gesamt	908	817	976	1007	1065	956	948	880	917	974	923	914	11285

(Tab. 26)

Anlage 2:

1.) Briefverteilung/Schreibfrequenz 1939-1945

Schreiber	1939	1940	1941	1942	1943	1944	1945	Gesamt
Edgar S.	-	-	41	-	-	-	-	41
Hermann G.	-	-	-	-	-	50	-	50
Fritz S.	51	-	-	-	-	-	-	51
Günter H.	2	2	9	10	12	21	2	58
Horst F.	-	-	-	-	24	46	-	70
Michael B.	-	-	38	53	-	-	-	91
Hans A.	-	29	48	24	-	-	-	101
Gerhard L.	-	-	-	24	52	38	-	114
Alfrd M.	11	70	12	52	-	-	-	145
Hans St.	-	-	-	-	139	8	-	147
Paul W.	-	-	28	124	1	-	-	153
Georg S.	-	-	-	45	114	-	-	159
Siegfried H.	-	-	-	-	29	112	21	162
Klaus K.	11	31	46	57	20	-	-	165
Kurt L.	17	13	-	44	57	37	2	170
Helmut N.	17	48	37	61	15	-	-	178
Heinz S.	-	-	-	82	87	19	-	188
Hellmuth H.	15	78	83	51	2	-	-	229
Gustav B.	-	14	87	105	43	-	-	249
Ludwig K.	-	-	-	22	86	137	12	257
Eugen A.	11	96	89	74	-	-	-	270
Franz S.	-	27	123	138	-	-	-	288
Karl-Ludwig N.	-	-	-	72	133	89	-	294
Walter N.	6	127	108	54	-	-	-	295
Hans-Joachim S.	-	-	82	126	60	53	7	328
Heinz R.	-	12	151	175	-	-	-	338
Fritz P.	28	124	104	92	-	-	-	348
Karl-Heinz K.	3	116	82	76	86	44	5	412
Kurt Mi.	-	38	140	131	99	18	-	426
Klaus B.	-	15	147	95	71	83	18	429
Hans S.	61	114	84	106	77	59	-	501
Helmut P.	-	123	115	148	120	-	-	506
Otto M.	-	8	206	176	107	40	-	537
Kurt M.	68	191	165	39	12	101	9	585
Rudolf S.	-	172	144	123	103	117	17	676
Hugo D.	60	255	257	106	3	-	-	681
Ernst G.	45	193	156	46	152	157	27	776
Martin M.	-	133	236	228	161	59	-	817
Gesamt	406	2029	2818	2759	1865	1288	120	11285

(Tab. 27)

Anlage 3:

Beschreibungsmuster/-motive „soldatisches Selbstbild“ 1939-1945 (Tab. 28)

Motiv /Merkmal		Generationen			Familienstand		Konfessionen		Bildungsschichten				Militärische Ranggruppen		
		1897-1909	1910-1920	1921-1925	verheiratet	ledig	evangelisch	katholisch	Hochschule	Abitur	Mittelschule	Volksschule	Offizier	Unteroffizier	Mannschaft
Führerglaube /Zustimmung	Ind.	1	5	-	5	1	4	2	2	1	1	2	2	4	-
	Koll.	6	31	3	27	13	27	13	11	5	18	6	13	19	8
Positives Soldaten- und Kriegsbild („Schule der Männlichkeit“)	Ind.	7	11	5	15	8	13	10	5	8	8	2	4	9	10
	Koll.	7	22		20	9	23	6	7	7	12	3	6	19	4
Eigene Überlegenheit (moral./soldatisch)	Ind.	2	9	2	8	5	8	5	4	3	2	4	3	6	4
	Koll.	9	17	2	16	12	22	6	8	4	12	4	4	12	12
Siegessicherheit /Zuversicht	Ind.	1	3	-	3	1	2	2	3	-	1	-	2	-	2
	Koll.	4	6	-	8	2	6	4	3	2	3	2	2	3	5
„Verteidiger Deutschlands“	Ind.	1	4	1	4	2	3	3	2	1	3	-	2	1	3
	Koll.	8	36	4	30	18	34	14	16	8	17	7	16	20	12
„Befreier Europas“	Ind.		2		2	-	1	1	1	-	1	-	1	-	1
	Koll.	4	19	2	13	12	15	10	5	8	7	5	4	7	14
Standhaftigkeit /Durchhaltewillen	Ind.	1	3	-	4	-	3	1	-	-	3	1	-	3	1
	Koll.	7	12	-	14	5	17	2	1	2	16	-	1	11	7
Härte /Abstumpfung /Verrohung	Ind.	8	12	2	11	11	17	5	8	7	6	1	3	14	5
	Koll.	16	22	9	25	22	33	14	7	20	15	5	3	31	13
Siegeszweifel /Selbstzweifel	Ind.	5	12	3	9	11	16	4	3	8	9	-	4	3	13
	Koll.	11	8	4	11	12	12	11	-	15	4	4	3	8	12
Kriegsmüdigkeit /Resignation	Ind.	5	1	4	5	5	3	7	-	4	1	5	-	2	8
	Koll.	4	3	-	5	2	3	4	-	-	2	5	-	-	7
Eigene Unterlegenheit (moral./soldatisch)	Ind.		1	1	1	1	1	1	-	1	-	1	-	2	-
	Koll.	1	3	4	1	7	5	3	-	5	3	-	-	2	6
Angst/Schwäche/Mitleid	Ind.	4	5	13	3	19	16	6	-	22	-	-	1	1	20
	Koll.	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Negatives Soldaten- und Kriegsbild	Ind.	4	1	7	3	9	8	4	-	8	1	3	-	-	12
	Koll.	5	16	10	8	23	18	13	-	22	7	2	4	12	15
Kritik an der ‚Heimatfront‘	Ind.	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
	Koll.	6	2	3	9	2	11	-	2	3	6		-	7	4
Kritik an der Führung/Opposition	Ind.	4	1	7	3	9	8	4	-	8	1	3	-	-	12
	Koll.	2	1	-	2	1	3	-	2	-	-	1	-	2	-

Anlage 4:

Beschreibungsmuster/-motive „Der militärische Gegner“ (Tab. 29)

Motiv /Merkmal	Generationen			Familienstand		Konfessionen		Bildungsschichten				Militärische Ranggruppen		
	1897-1909	1910-1920	1921-1925	verheiratet	ledig	evangelisch	katholisch	Hochschule	Abitur	Mittelschule	Volksschule	Offizier	Unteroffizier	Mannschaft
Privat /emphatisch	1	-	1	-	1	1	1	-	1	1	-	-	-	2
Privat pragmatisch	4	2	2	5	3	4	4	2	4	-	2	-	6	2
Privat /radikal	10	6	2	11	7	13	5	-	-	-		-	-	
Truppe /empathisch	2		2	2	2	3	1	-	3	-	1	-	1	3
Truppe /pragmatisch	5	7	5	9	8	9	8	2	4	6	5	1	9	7
Truppe /radikal	12	14	4	19	11	25	5	5	7	17	1	1	22	7
Reich /pragmatisch	-	1	-	1		1	-	-	-	-	1	-	1	
Reich /radikal	1	6	-	5	2	7	-	2	-	4	1	2	3	3

Anlage 5:

Beschreibungsmuster/-motive „Selbstbilder im Ernährungskrieg“ (Tab. 30)

Motiv /Merkmal	Generationen			Familienstand		Konfessionen		Bildungsschichten				Militärische Ranggruppen		
	1897-1909	1910-1920	1921-1925	verheiratet	ledig	evangelisch	katholisch	Hochschule	Abitur	Mittelschule	Volksschule	Offizier	Unteroffizier	Mannschaft
Respekt /individuell	-	3	-	2	1	2	1	-	-	-	-	2	-	1
Respekt /Truppe	-	-	1	-	1	-	1	-	1	-	-	-	1	-
Unterlegenheit /Truppe	-	3	1	3	1	3	1	1	1	2	-	-	4	-
Respekt /Anonym	11	30	12	23	30	32	22	13	17	13	10	6	29	18
Feindseligkeit, Abwertung /Anonym	16	57	2	45	30	66	9	16	8	42	9	7	50	18
Überlegenheit /Anonym	3	6	7	3	13	8	8	-	12	4	1	1	3	12
Unterlegenheit /Anonym	6	26	5	20	17	30	7	10	7	14	6	3	24	10
Dehumanisierung /Anonym	5	17	6	13	14	24	3	6	6	6	9	1	14	12
Misstrauen /Anonym	3	4	1	2	6	7	1	1	1	4	2	1	5	2

Anlage 6:

Beschreibungsmuster/-motive „Judenbild und Antisemitismus“ (Tab. 31)

Motiv /Merkmal	Generationen			Familienstand		Konfessionen		Bildungsschichten				Militärische Ranggruppen		
	1897-1909	1910-1920	1921-1925	verheiratet	ledig	evangelisch	katholisch	Hochschule	Abitur	Mittelschule	Volksschule	Offizier	Unteroffizier	Mannschaft
Bild /emphatisch	1	1	-	1	1	2	-	1	1	-	-	1	-	1
Bild /neutral	10	7	1	13	5	16	2	4	4	6	4	2	12	4
Bild /schwach antisemitisch	4	10	1	6	7	10	5	5	4	4	2	3	7	5
Bild /stark antisemitisch	7	12	-	12	7	19	-	1	-	8	10	1	10	8
Bild /eliminatorisch antisemitisch	1	-	-	1	-	1	-	1	-	-	-	1	-	
Vertreibung /neutral	6	7	-	13	-	13	-	4	1	8	-	3	8	2
Vertreibung /schwach antisemitisch	-	1	-	1	-	1	-	1	-	-	-	-	1	-
Vertreibung /stark antisemitisch	1		-	1	-	1	-	1	-	-	-	-	-	1
Ermordung /empathisch		4		2	2	2	2	2	2	-	-	3		1
Ermordung /neutral	2	5	1	6	2	5	3	3	3	2	-	3	4	1
Ermordung /eliminatorisch antisemitisch	-	1	-	-	1	1	-	-	-	1	-	-	-	1

Anlage 7:

„Der militärische Gegner“ (Quelle: Sign. MKB 3.2002.1290.0)

Feldpostkarte von Unteroffizier Otto E. an seine Frau vom 19.10.1943:

Text:

„Meine Liebste! Eben bekomme ich diese Karte in die Hand. Die Abbildung des guten Herrn Gegners ist treffend. Sie zeigt die urwüchsige Kraft des Russen, die Stärke des natürl. Instinktes leuchten aus diesem Gesicht u. die Beherrschung des Gemüts durch ein bestimmtes Ziel sprechen aus diesen Augen. Man sieht an diesem Gesicht, dass Russland früher oder später eine Zukunft haben wird. Hoffentlich ohne die Dämonie Bolschewismus.
Ich grüße dich als Dein Otto.“



Druckaufschrift:

„Das Gesicht des Gegners“

Sowjetrussischer Infanterie-Leutnant aus Kirow - Ural

Herausgegeben von einem Armeeoberkommando

Nach einem Original von Kriegsmaler Ernst Schaumann, Druck: Bruckmann, München.

11. Quellen und Literaturverzeichnis

11.1 Unveröffentlichte Quellen

Briefserie Hans A.	Sign. MKB 3.2002.0210.0
Briefserie Eugen A.	Sign. MKB 3.2002.0211.0
Briefserie Klaus B.	Sign. MKB 3.2002.0224.0
Briefserie Michael B.	Sign. MKB 3.2002.7127.0
Briefserie Gustav B.	Sign. MKB 3.2002.0966.0
Briefserie Hugo D.	Sign. MKB 3.2002.0280.0
Briefserie Horst F.	Sign. MKB 3.2002.0302.0
Briefserie Hermann G.	Sign. MKB 3.2002.0383.0
Briefserie Ernst G.	Sign. MKB 3.2002.0349.0
Briefserie Günther H.	Sign. MKB 3.2002.1283.0
Briefserie Hellmuth H.	Sign. MKB 3.2002.7139.0
Briefserie Siegfried H.	Sign. MKB 3.2002.0804.0
Briefserie Klaus K.	Sign. MKB 3.2002.0817.0
Briefserie Karl-Heinz K.	Sign. MKB 3.2002.0247.0
Briefserie Ludwig K.	Sign. MKB 3.2002.0822.0
Briefserie Gerhard L.	Sign. MKB 3.2002.0883.0
Briefserie Kurt L.	Sign. MKB 3.2002.0855.0
Briefserie Otto M.	Sign. MKB 3.2002.7163.0
Briefserie Kurt M.	Sign. MKB 3.2002.0884.0
Briefserie Kurt Mi.	Sign. MKB 3.2002.0224.0
Briefserie Alfred M.	Sign. MKB 3.2002.0230.0
Briefserie Martin M.	Sign. MKB 3.2002.0966.0
Briefserie Karl-Ludwig N.	Sign. MKB 3.2002.0943.0
Briefserie Walter N.	Sign. MKB 3.2002.0940.0
Briefserie Helmut N.	Sign. MKB 3.2002.0274.0
Briefserie Helmut P.	Sign. MKB 3.2002.7115.0
Briefserie Fritz P.	Sign. MKB 3.2002.0306.0
Briefserie Heinz R.	Sign. MKB 3.2002.0985.0
Briefserie Heinz S.	Sign. MKB 3.2002.0827.0
Briefserie Hans-Joachim S.	Sign. MKB 3.2002.1214.0
Briefserie Franz S.	Sign. MKB 3.2002.1285.0

Briefserie Hans S.	Sign. MKB 3.2002.1288.0
Briefserie Fritz S.	Sign. MKB 3.2002.7135.0
Briefserie Rudolf S.	Sign. MKB 3.2002.7136.0
Briefserie Georg S.	Sign. MKB 3.2002.1295.0
Briefserie Edgar S.	Sign. MKB 3.2002.1234.0
Briefserie Hans St.	Sign. MKB 3.2002.1217.0
Briefserie Paul W.	Sign. MKB 3.2002.0935.0

11.2 Veröffentlichte Quellen und Quelleneditionen

Akten zur deutschen Außenpolitik 1918-1945, Serie D (1937-1945) Bd. 4, Baden-Baden 1951.

Heinz Boberach (Hg.): Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945, 17 Bde., Herrsching 1984.

Willi A. Boelcke (Hg.): Kriegspropaganda 1939-1941. Geheime Ministerkonferenzen im Reichpropagandaministerium, Stuttgart 1966.

Willi A. Boelcke (Hg.): "Wollt ihr den totalen Krieg?". Die geheimen Goebbels-Konferenzen 1939-1943, Stuttgart 1967.

Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem internationalen Militärgerichtshof Nürnberg 14. November 1945-1. Oktober 1946, Bd. 29, Nürnberg 1948.

Max Domarus (Hg.): Hitler, Reden und Proklamationen 1932-1945, Bd. 2, Würzburg 1963.

Elke Fröhlich (Hg.): Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil I: Aufzeichnungen 1923-1941, 10 Bde., Teil II: Diktate 1941-1945, 15 Bde., München u.a. 1994-2004.

Werner Jochmann (Hg.): Adolf Hitler - Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944. Die Aufzeichnungen von Heinrich Heims, Hamburg 1980.

Joachim Hinz/Elmar Rauch (Hg.): Kriegsvölkerrecht. Völkerrechtliche Verträge über die Kriegführung, die Kriegsmittel und den Schutz der Verwundeten, Kriegsgefangenen und Zivilpersonen im Kriege, Köln u.a.³ 1984.

Adolf Hitler: Mein Kampf. 2 Bde., ungekürzte Ausgabe, München 1941.

Helmut Krausnick/Harold C. Deutsch (Hg.): Helmuth Groscurth. Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938-1940, Stuttgart 1970.

Norbert Müller (Hg.): Okkupation, Raub, Vernichtung. Dokumente zur Besatzungspolitik der faschistischen Wehrmacht auf sowjetischem Territorium 1941 bis 1944. (Ost-)Berlin² 1980.

Henry Picker (Hg.): Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, Stuttgart 1976.

Alfred Rosenberg (Hg.): Das Parteiprogramm. Wesen, Grundsätze und Ziele der NSDAP, München²⁴ 1942.

Alfred Rosenberg: Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit, München 1935.

Percy E. Schramm (Hg.) Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht 1940-1941, Teilband 1. Eine Dokumentation, Bonn o.J.

Bradley F. Smith/Agnes F. Peterson (Hg.): Heinrich Himmler. Geheimreden 1933 bis 1945 und andere Ansprachen, Frankfurt a.M. 1974.

Gerd R. Ueberschär: Dokumente zum „Unternehmen Barbarossa“ als Vernichtungskrieg im Osten, in: Ders./Wolfram Wette (Hg.): Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. „Unternehmen Barbarossa“ 1941, Frankfurt a.M. 1991, S. 241-348.

Karl Ziegler: Erinnerungen an die Feldpost im Kriege 1939-1945, masch. Manuskript, o. J. o.O.

11.2 Literatur

Svenja Ahlborn: Inhaltliche Erschließung im Feldpost-Archiv Berlin. Entwurf eines Thesaurus, unveröffentlichte Diplomarbeit, Potsdam 2003.

Gerd Albrecht: Nationalsozialistische Filmpolitik. Eine soziologische Untersuchung über die Spielfilme des Dritten Reichs, Stuttgart 1969.

Götz Aly: „Endlösung“. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a.M.² 1995.

Götz Aly: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt a.M.³ 2005.

Klaus-Jochen Arnold: Die Wehrmacht und die Besatzungspolitik in den besetzten Gebieten der Sowjetunion. Kriegführung und Radikalisierung im „Unternehmen Barbarossa“, Berlin 2005.

Omer Bartov: Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Reinbek 1995.

Hans Bähr /Walter Bähr: Kriegsbriefe gefallener Studenten 1939-1945, Stuttgart 1952.

Wolfgang Benz (Hg.): Dimensionen des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991.

Wolfgang Benz/Werner Bergmann (Hg.): Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus, Bonn 1997.

Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a.M. 1998.

Hans-Michael Bernhardt: Voraussetzungen, Struktur und Funktion von Feindbildern. Vorüberlegungen aus historischer Sicht, in: Christoph Jahr/Uwe Mai/Kathrin Roller (Hg.): Feindbilder in der deutschen Geschichte. Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1994, S. 9-24.

Jochen Böhler: Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939, Frankfurt a.M. 2006.

Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der Deutschen Kolonialliteratur (1884-1945). Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas, Berlin 1985.

Martin Broszat: Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik, Frankfurt a. M.³ 1981.

Christopher R. Browning: Wehrmacht Reprisal Policy and Mass Murder of Jews in Serbia, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (33/1983), S. 31-47.

Ortwin Buchbender/Reinhold Sterz (Hg.): Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945, München 1982.

Peter Bucher: Goebbels und die Deutsche Wochenschau im Zweiten Weltkrieg 1939-1945, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (2/1986), S. 53-69.

Hans Buchheim: Befehl und Gehorsam, in: Ders./Martin Broszat/Hans-Adolf Jacobsen/Helmut Krausnick (Hg.): Anatomie des SS-Staates, München⁶ 1994, S. 215-319.

Peter Bürgel: Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (50/1976), S. 281-297.

Martin van Creveld: Die deutsche Wehrmacht: Eine militärische Beurteilung, in: Rolf-Dieter Müller/Hans Erich Volkmann (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 331-345.

Martin van Creveld: Kampfkraft. Militärische Organisation und militärische Leistung 1939-1945, Freiburg 1982.

Alexander Dallin: Deutsche Herrschaft in Russland 1941-1945. Eine Studie über Besatzungspolitik, Düsseldorf 1981.

Ingrid M. Deusinger: "Locus of Control" - ein Selbstkonzept, in: Dies./Henning Haase (Hg.): Persönlichkeit und Kognition. Aspekte der Kognitionsforschung Göttingen 1996, S. 86-110.

Wolfgang Diewerge: Feldpostbriefe aus dem Osten. Deutsche Soldaten sehen die Sowjet-Union, Berlin 1941.

Paul Distelbarth: Franzosen und Deutsche, Bauern und Krieger, Stuttgart 1946.

Jens Ebert (Hg.): Stalingrad - eine deutsche Legende, Reinbek 1992

Ludwig Eiber: „...ein bisschen die Wahrheit“. Briefe eines Bremer Kaufmanns von seinem Einsatz beim Reserve-Polizeibataillons 105 in der Sowjetunion 1941, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts (1/1991), S. 58-83.

Dietrich Eichholtz: Der Krieg gegen die Sowjetunion als Wirtschaftsexpansion und Raubkrieg, in: Bilanz, S. 125-135.

Norbert Elias: Zum Begriff des Alltags, in: Kurt Hammerich /Michel Klein (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie; Sonderh. 20), Opladen 1978, S. 22-29.

Seymour Epstein: Entwurf einer integrativen Persönlichkeitstheorie, in: Selbstkonzept-Forschung, S. 15-45,

Karl Ermert: Briefsorten. Untersuchungen zur Theorie und Empirie der Textklassifikation, Tübingen 1979.

Susanne Ettl: Anleitungen zu Schriftlicher Kommunikation. Briefsteller von 1880 bis 1980, Tübingen 1984.

Jean Favier (Hg.): Geschichte Frankreichs, 1. Teil, Bd. 6, 1918-1958, Stuttgart 1994.

Iring Fetscher: Feindbild- Freundbild und Realismus in der Politik, in: Psychosozial (12/1998), S. 9-18.

Jürgen Förster: Geistige Kriegführung in Deutschland 1919 bis 1945, in: Jörg Echternkamp (Hg.): Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Politisierung, Vernichtung, Überleben (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; 9/1), München 2004, S. 469-640.

Jürgen Förster: Wehrmacht, Krieg und Holocaust, in: Wehrmacht, Mythos, S. 948-963.

Sigrun-Heide Filipp: Entwurf eines heuristischen Bezugsrahmens für Selbstkonzept-Forschung: Menschliche Informationsverarbeitung und naive Handlungstheorie, in Dies. (Hg.): Selbstkonzept-Forschung. Probleme, Befunde, Perspektiven, Stuttgart² 1984, S. 129-152.

Ute Frevert: Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001

Ute Frevert: Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Kühne, Männergeschichte: S. 69-87.

Stephen G. Fritz: Hitlers Frontsoldaten. Der erzählte Krieg, Berlin 1998.

Bodo Gericke: Die deutsche Feldpost im Zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation über Aufbau, Einsatz und Dienste, Darmstadt 1971.

Christian Gerlach: Die Rekrutierung von Zwangsarbeitern in den besetzten Gebieten der Sowjetunion, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.): Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, Darmstadt 2001, S. 193-207.

Christian Gerlach: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941-1944, Hamburg 2000.

Erving Goffmann: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt a.M. 1972.

Karen Hagemann: „Männlicher Muth und Teutsche Ehre“. Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn 2002.

Karen Hagemann: „Heran, Heran, zu Sieg oder Tod!“. Entwürfe patriotisch-wehrhafter Männlichkeit in der Zeit der Befreiungskriege, in: Kühne, Männergeschichte, S. 51-68.

Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1990.

Wolfgang Hartwig: Alltagsgeschichte heute. Eine kritische Bilanz, in: Winfried Schulze (Hg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, Göttingen 1994, S. 19-32.

Walter Hahn: Der Ernährungskrieg. Grundsätzliches und Geschichtliches, Berlin 1939.

Ulrich von Hehl: Kirchen in der NS-Diktatur. Zwischen Anpassung, Selbstbehauptung und Widerstand, in: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hg.): Deutschland 1933-1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft, Bonn² 1993, S. 153 - 181.

Hans-Jürgen Heimsoeth: Der Zusammenbruch der Dritten französischen Republik. Frankreich während der „Drôle de Guerre“ 1939/40, Bonn 1990.

Eckart Henning: Selbstzeugnisse, in: Friedrich Beck/Eckart Henning (Hg.): Die archivalischen Quellen. Eine Einführung in ihre Benutzung, Weimar 1994, S. 107-114.

Ulrich Herbert: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn 2001.

Ludolf Herbst: Der totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft. Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Ressourcen 1939-1941, (= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5.1), Stuttgart 1988, S.

Dirk Herweg: Von der „Polnischen Wirtschaft“ zur Un-Nation. Das Polenbild der Nationalsozialisten, in: Feindbilder, S. 201-223.

Andreas Hillgruber: Das Rußland-Bild der führenden deutschen Militärs vor Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion, in: Hans Erich Volkmann (Hg.): Das Russlandbild im Dritten Reich, Köln² 1994, S. 126-140.

Andreas Hillgruber: Der Ostkrieg und die Judenvernichtung, in: „Unternehmen Barbarossa“, S. 185-205.

Gerhard Hirschfeld: Erster Weltkrieg - Zweiter Weltkrieg: Kriegserfahrungen in Deutschland. Neuere Ansätze und Überlegungen zu einem diachronen Vergleich, in: Zeitgeschichte-online, Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsordnung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges, Mai 2004, URL: <<http://www.zeitgeschichte-online.de/md=EWK-Hirschfeld>>.

Martin Humburg: Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941-1944, Opladen 1998.

Martin Humburg: Deutsche Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg. Eine Bestandsaufnahme, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): Andre Helme - Andre Menschen? Heimerfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Essen 1995, S. 13-35.

Martin Humburg: Die Bedeutung der Feldpost für die Soldaten in Stalingrad, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt a.M 1993, S. 68-79

Martin Humburg: Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg - Werkstattbericht zu einer Inhaltsanalyse, URL: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/beitrag/essays/feld.htm>>. (Stand: 22.03.2002).

Martin Humburg: Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg - Zur möglichen Bedeutung im aktuellen Meinungsstreit unter besonderer Berücksichtigung des Themas „Antisemitismus“, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (58/1999), S. 321-343.

Martin Humburg/Peter Knoch: Die Sammlung Sterz in der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart, in: Der Archivar, (4/1991), Sp. 699-700.

Johannes Hürter: „Es herrschen Sitten und Gebräuche wie im 30-jährigen Krieg“. Das erste Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges in Dokumenten des Generals Gotthard Heinrici, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (48/2000), S. 329-403.

Hans-Adolf Jacobsen: Kommissarbefehl und Massenexekutionen sowjetischer Kriegsgefangener, in: Hans Buchheim u.a. (Hg.): Anatomie des SS-Staates, S. 449-544.

Hans-Adolf Jacobsen: Militär, Staat und Gesellschaft in der Weimarer Republik, in: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Ders. (Hg.): Die Weimarer Republik 1918-1933. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Bonn³ 1998, S.343-368.

Hans Jaeger: Generationen in der Geschichte. Überlegungen zu einer umstrittenen Konzeption, in: Geschichte und Gesellschaft (3/1977), S. 429-452.

Siegfried Jäger: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, Duisburg 1993.

Peter Jahn: „Russenfurcht“ und „Antibolschewismus“: Zur Entstehung und Wirkung von Feindbildern, in: Peter Jahn/Reinhard Rürup (Hg.): Erobern und Vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941-1945, Berlin 1991, S. 47-65.

Christian Jansen/Arno Weckbecker: Eine Miliz im „Weltanschauungskrieg“: der „Volksdeutsche Selbstschutz“ in Polen 1939/40. in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Analysen, Grundzüge Forschungsbilanz, München² 1990, S. 482-500.

Stanislas Jeanneson: Übergriffe der französischen Besatzungsmacht und deutsche Beschwerden, in: Gerd Krumeich/Joachim Schröder (Hg.): Der Schatten des Krieges. Die Ruhrbesetzung 1923, Essen 2004, S. 207-231.

Tobias Jersak: Die Interaktion von Kriegsverlauf und Judenvernichtung. Einblick auf Hitlers Strategie im Spätsommer 1941, in: Historische Zeitschrift (2/1999), S. 311-374.

Tobias Jersak: Entscheidungen zu Mord und Lüge. Die deutsche Kriegsgesellschaft und der Holocaust, in: Jörg Echternkamp (Hg.): Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Politisierung, Vernichtung, Überleben (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 9/1), München 2004, S. 274-355.

Lars Jockheck: Der „Völkische Beobachter“ über Polen 1932-1934. Eine Fallstudie zum Übergang vom „Kampfblatt“ zur „Regierungszeitung“, Hamburg 1999.

Margretta Jolly: Briefe, Moral und Geschlecht. Britische und Amerikanische Diskurse über das Briefeschreiben im Zweiten Weltkrieg, in: Andre Helme, S. 173-203.

Ernst Jünger: Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt, Stuttgart 1982.

Ernst Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, in: Ders.: Sämtliche Werke, 2. Abt., Bd. 7, Essays 1, Stuttgart 1980, S. 11-103.

Ulrike Jureit: Motive-Mentalitäten-Handlungskonzepte. Theoretische Anmerkungen zu handlungsoptionen von Soldaten, in: Verbrechen, Bilanz, S. 163-170.

Norbert Kannapin (Hg.): Deutsche Feldpostübersicht 1939-1945. Vollständiges Verzeichnis der Feldpostnummern, 3 Bde., Osnabrück 1980-1982.

Wulf Kansteiner: Radikalisierung des deutschen Gedächtnisses im Zeitalter seiner kommerziellen Reproduktion: Hitler und das „Dritte Reich“ in den Fernsehdokumentationen von Guido Knopp, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (7/2003), S. 626-648.

Katrin A. Kilian: Das Medium Feldpost als Gegenstand interdisziplinärer Forschung. Archivlage, Forschungsstand und Aufbereitung der Quelle aus dem Zweiten Weltkrieg, Berlin 2001.

Katrin A. Kilian: Kriegsbriefe und Lebensdokumente aus dem Zweiten Weltkrieg. Überlieferungssituation in öffentlichen Institutionen in Deutschland, in: Der Archivar (1/2003), S. 28-32

Katrin A. Kilian/Clemens Schwender: Ein Paradigmenwechsel in der Archivierung. Das Feldpost-Archiv Berlin geht neue Wege im Umgang mit Dokumenten, in: Der Archivar (3/2002) S. 237-239.

Victor Klemperer: LTI. Notizbuch eines Philologen, Berlin² 1949.

Arno Klönne: Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner, Köln 1982.

Peter Knoch: Das Bild des russischen Feindes, in: Stalingrad. Mythos, S. 160-167.

Peter Knoch: Feldpost - eine unentdeckte Quellengattung, in: Geschichtsdidaktik (11/1986), S. 154-171.

Peter Knoch: Kriegsalltag, in: Ders. (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 222-251.

Peter Knoch: Kriegserlebnis als biographische Krise, in: Andreas Gestrich/Peter Knoch/Helga Merkel: Biographie - sozialgeschichtlich, Göttingen 1988, S. 86-108.

Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1919-1930), Stuttgart 2001.

Konrad Köstlin: Erzählen von Krieg als Reise II, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History (2/1989), S. 173-182.

Reinhard Koselleck: ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ - zwei historische Kategorien, in: Reinhard Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1989, S. 349-375.

Reinhard Koselleck: Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewusstsein, in: Wolfram Wette (Hg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München² 1995, S. 324-343.

Reinhard Koselleck: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe, in: Reinhard Koselleck: Vergangene Zukunft, S. 211-259.

Bernhard R. Kroener: „Frontochsen“ und „Etappenbullen“. Zur Ideologisierung militärischer Organisationsstrukturen im Zweiten Weltkrieg, in: Wehrmacht, Mythos, S. 371-384,

Bernhard R. Kroener: „Menschenbewirtschaftung“, Bevölkerungsverteilung und Personelle Rüstung in der Zweiten Kriegshälfte (1942-1944), in: Ders./Rolf-Dieter Müller/Hans Umbreit: Organisation und Mobilisierung des Deutschen Machtbereichs. Kriegsverwaltung, Wirt-

schaft und Personelle Ressourcen 1942-1944/45 (= Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 5/2), Stuttgart 1999, S 777-1001.

Helmut Krausnick: Judenverfolgung, in: Anatomie des SS-Staates, S. 547-677.

Thomas Kühne: „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert, in Ders.: Männergeschichte, S. 174-192

Thomas Kühne: Kameradschaft - „das Beste im Leben eines Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: Geschichte und Gesellschaft (22/1996), S. 504-529.

Thomas Kühne: Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Göttingen 2006.

Birthe Kundrus: Totale Unterhaltung? Die kulturelle Kriegführung 1939-1945 in Film, Rundfunk und Theater, in: Kriegsgesellschaft, Ausbeutung, S. 93-157.

Werner Lahne: Unteroffiziere. Werden, Wesen und Wirken eines Berufsstandes, München 1965.

Gerhard Lamprecht: Feldpost und Kriegserlebnis. Briefe als historisch-biographische Quelle, Göttingen 2001.

Klaus Latzel: Deutsche Soldaten - nationalsozialistischer Krieg? Kriegerlebnis - Kriegserfahrung 1939-1945, Paderborn 1998.

Klaus Latzel: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegung zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (56/1997), S. 1-30.

Klaus Latzel: Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg, Warendorf 1988.

Karsten Linne: Hitler als Quotenbringer - Guido Knopps mediale Erfolge, in: 1999. Zeitschrift für die Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts (17/2002), S. 90-101.

Jens Loenhoff: Interkulturelle Verständigung. Zum Problem grenzüberschreitender Wahrnehmung, Opladen 1992.

Peter Longerich: „Davon haben wir nichts gewusst!“ Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933-1945, München 2006.

Peter Longerich: Vom Massenmord zur „Endlösung“. Die Erschießung von jüdischen Zivilisten in den ersten Monaten des Ostfeldzuges im Kontext des nationalsozialistischen Judenmords, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum „Unternehmen Barbarossa“, München 1991, S. 251-274.

Klara Löffler: Aufgehoben: Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges, Bamberg 1992.

Czesław Madajczyk: Die Mitverantwortung der Wehrmacht für die Verbrechen während des Krieges mit Polen, in: Kriegsverbrechen, S. 113-122.

Walter Manoschek: „Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung“. Das Judenbild in deutschen Soldatenbriefen 1939-1944, Hamburg 1995.

Walter Manoschek: „Serbien ist judenfrei“. Militärische Besatzungspolitik und Judenvernichtung in Serbien 1941/42, München 1995.

Gregory Martin: German and French Perceptions of French North and West African Contingents, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (56/1997), S. 31-68.

Gregory Martin: Koloniale Truppen im Ersten Weltkrieg, in: Gerhard Höpp/Brigitte Reinwald (Hg.): Fremdeinsätze. Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen 1914-1945, Berlin 2000, S. 15-34.

Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen, Hamburg 2001.

Jürgen Matthäus: Das „Unternehmen Barbarossa“ und der Beginn der Judenvernichtung, Juni-Dezember 1941, in: Christopher Browning (Hg.): Die Entfesselung der „Endlösung“. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942, Berlin 2006, S. 360-428.

Manfred Messerschmidt: Die Wehrmacht im NS-Staat. Zeit der Indoktrination, Hamburg 1969.

Manfred Messerschmidt: Die Wehrmachtsjustiz 1933-1945, Paderborn 2005.

Wolf-Dieter Moormann (Hg.): „Der Krieg ist hart und grausam!“. Feldpostbriefe an den Osnabrücker Regierungspräsidenten 1941-44, Osnabrück 1984.

Wolf-Dieter Moormann: Die Sammlung von Feldpostbriefen im Niedersächsischen Staatsarchiv in Osnabrück. Gedanken zur Genese, Quellenwert und Struktur, in: Kriegsalltag, S. 25-39.

Felix Möller: Der Filmminister. Goebbels und der Film im Dritten Reich, Berlin 1998.

George L. Mosse: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt a.M. 1996.

Klaus-Jürgen Müller: Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940, Stuttgart 1969.

Rolf-Dieter Müller: Das Scheitern der wirtschaftlichen Blitzkriegstrategie, in: Horst Boog u.a. (Hg.): Der Angriff auf die Sowjetunion (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 4), Stuttgart 1983, S. 936-1029.

Rolf-Dieter Müller: Die Konsequenzen der „Volksgemeinschaft“: Ernährung, Ausbeutung und Vernichtung, in: Michalka, Weltkrieg, S. 240-248.

Rolf-Dieter Müller: Das „Unternehmen Barbarossa“ als wirtschaftlicher Raubkrieg, in: Überfall, S. 125-157.

Rolf-Dieter Müller: Menschenjagd. Die Rekrutierung der Zwangsarbeiter in der besetzten Sowjetunion, in: Hannes Heer /Klaus Naumann (Hg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944, Hamburg 1995, S. 92-103.

Rolf-Dieter Müller: Der Zweite Weltkrieg 1939-1945 (= Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte; Bd. 21), Stuttgart 2004.

Rolf-Dieter Müller: Die Wehrmacht - Historische Last und Verantwortung. Die Historiographie im Spannungsfeld von Wissenschaft und Vergangenheitsbewältigung, in: Ders. /Hans-Erich Volkmann (Hg.): Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 3-35.

Rolf-Dieter Müller (Hg.): Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten 1941-1943. Der Abschlußbericht des Wirtschaftsstabes Ost und Aufzeichnungen eines Angehörigen des Wirtschaftskommandos Kiew, Boppard a.R. 1991.

Rolf-Dieter Müller: Von der Wirtschaftsallianz zum kolonialen Ausbeutungskrieg, in: Der Angriff auf die Sowjetunion (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 4), S. 98-189.

Bogdan Musial: „Konterrevolutionäre Elemente sind zu erschießen“. Die Brutalisierung des deutsch-sowjetischen Krieges im Sommer 1941, Berlin 2000.

Rüdiger Overmans: Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg, München 2000.

Jürgen Osterhammel: Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats, Göttingen 2001.

Bianka Pietrow-Ennker: Das Feindbild im Wandel: Die Sowjetunion in den nationalsozialistischen Wochenschauen 1935-1941, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (12/1990), S. 337-351.

Bianka Pietrow-Ennker: Die Sowjetunion in der Propaganda des Dritten Reiches: Das Beispiel der Wochenschau, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (2/1989), S. 79-120.

Berit Pleitner: Von treuester Freundschaft und glühendem Haß. Polen im deutschen nationalen Diskurs 1849-1871, in: Gerd Krumeich/Hartmut Lehmann (Hg.): „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 53-72.

Dieter Pohl: Dimensionen eines Menschheitsverbrechens. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden 1939-1945, in: Burkhard Asmuss (Hg.): Holocaust. Der nationalsozialistische Völkermord und die Motive seiner Erinnerung, Ausstellungskatalog DHM, Berlin 2002, S. 103-120.

Dieter Pohl: Von der „Judenpolitik“ zum Judenmord. Der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939-1944, Frankfurt a.M. 1993.

Christoph Rass: „Menschenmaterial“: Deutsche Soldaten an der Ostfront. Innenansichten einer Infanteriedivision 1939-1945, Paderborn u.a. 2003.

Aribert Reimann: Wenn Soldaten vom Töten schreiben - Zur soldatischen Semantik in Deutschland und England, 1914-1918, in: Thomas Kühne/Peter Gleichmann (Hg.): Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert, Essen 2004, S. 307-319.

Matthias Reiß: „Die Schwarzen waren unsere Freunde“. Deutsche Kriegsgefangen in der amerikanischen Gesellschaft 1942-1946, Paderborn 2005.

Jürgen Reulecke/Elisabeth Müller-Luckner (Hg.) Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003.

Jürgen Reulecke: Vom Kämpfer zum Krieger. Zur Visualisierung des Männerbildes während des ersten Weltkrieges, in: Siegfried Quandt/Horst Schichtel (Hg.): Der erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis, Gießen 1993, S. 158-175.

Werner Rings: Leben mit dem Feind. Anpassung und Widerstand in Hitlers Europa. München 1979.

Elisabeth Rosenthal (Hg.): Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung, Essen 1986.

Bernd A. Rusinek: Der Kult der Jugend und des Krieges. Militärischer Stil als Phänomen der Jugendkultur in der Weimarer Zeit. In: Jost Dülffer/Gerd Krumeich (Hg.): Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918, Essen 2002, S. 171-197.

Anne Sattler: Und was erfuhr des Soldaten Weib? Private und öffentliche Kommunikation im Kriegsalltag, Hamburg 1994.

Raffael Scheck: Keine Kameraden, in: DIE ZEIT, Nr. 3, 12. Januar 2006.

Raffael Scheck: The Killing of Black Soldiers from the French Army by the Wehrmacht in 1940: The Question of Authorization, in : German Studies Review (3/2005), S. 595-605.

Isa Schikorsky: Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: Wirkendes Wort. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre (2/1992), S.295-315.

Rene Schilling: Die „Helden der Wehrmacht“. Konstruktion und Rezeption, in: Wehrmacht, Mythos, S. 550-572.

Irmtraud Schmidt: Briefe, in: Die Archivalischen Quellen, S. 99-106.

Wolfgang Schmidt: „Maler an der Front“. Zur Rolle der Kriegsmaler und Pressezeichner der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, in: Wehrmacht, Mythos, S. 635-684.

Stefan Schmitz (Hg.): Willi Peter Reese: Mir selber Seltsam fremd. Russland 1941-44, Berlin⁴ 2005.

Ute Schneider: Die Erfindung des Bösen: Der Welsche, in: „Gott mit uns“, S. 36-51.

Julius H. Schoeps (Hg.): Ein Volk von Mördern. Dokumente zur Goldhagen-Kontroverse und die Rolle der Deutschen im Holocaust, Hamburg 1996.

Hans-Joachim Schröder: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten, Tübingen 1992.

Klaus Schüler: Der Ostfeldzug als Transport- und Versorgungsproblem, in: Zwei Wege, S. 203-220.

Ernst Schulin: Die Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, Weyarn 1997, S. 3-27.

Edward A. Shis/Morris Janovitz: Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II, in: Public Opinion Quaterly (12/1948), S. 280-315.

Georg Simmel: Exkurs über den schriftlichen Verkehr, in: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin 1958, S. 288.

Georg Simmel: Exkurs über den Fremden, in: Soziologie, S. 509-512.

Gert Sommer: Feindbilder und politisches Bewusstsein, in: Psychosozial (12/1989), S. 19-36.

Thilo Stenzel: Das Rußlandbild des „kleinen Mannes“. Gesellschaftliche Prägung und Fremdwahrnehmung in Feldpostbriefen aus dem Ostfeldzug (1941-1944/45), München 1998.

Reinhold Sterz: Vom Aufbau einer Briefsammlung aus dem Zweiten Weltkrieg, in: Peter Knoch (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 20-24.

Marlies Steinert: Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg, Düsseldorf 1970.

Wolfgang Strauß (Hg.): Letzte Briefe aus Stalingrad, Frankfurt a.M. 1952.

Heinz Stübiger: Heer und Nation. Zur Entwicklung der pädagogisch-politischen Ideen Hermann von Boyens, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen (58/1999) S. 1-22.

Hans-Ullrich Thamer: Das Dritte Reich. Interpretationen, Kontroversen und Probleme des aktuellen Forschungsstandes, in: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hg.): Deutschland 1933-1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft, Bonn² 1993, S. 507-532.

Hans-Günther Thiele (Hg.): Die Wehrmachtsausstellung. Dokumentation einer Kontroverse, Bonn 1997.

Horst Überhorst: Geschichte der Leibesübungen. Bd. 3/2 Leibesübungen und Sport in Deutschland vom ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart Berlin 1982.

Gerd R. Ueberschär: Die Deutsche Reichspost 1933-1945. Eine politische Verwaltungsgeschichte, Bd. II 1939-1945, Berlin 1999.

Volker Ullrich: „Wir haben nichts gewusst“. Ein deutsches Trauma, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts (4/1991), S. 11-46.

Hans Umbreit: Auf dem Weg zur Kontinentalherrschaft, in: Bernhard R. Kroener/Rolf-Dieter Müller/Ders. (Hg.): Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs. Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 5/1), Stuttgart 1988, S. 3-345.

Hans Umbreit: Der Kampf um die Vormachtstellung in Westeuropa, in: Klaus Maier u.a. (Hg.): Die Errichtung der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent (= Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg; Bd. 2), Stuttgart 1979, S. 235-327.

Hans Umbreit: Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940-1944, Boppard a.R. 1968.

Hans Umbreit: Die Deutsche Herrschaft in den besetzten Gebieten 1942-1945, in: Organisation und Mobilisierung, Bd. 5.2, S. 4-272.

Hans Umbreit: Deutsche Militärverwaltungen 1939/40. Die militärische Besetzung der Tschechoslowakei und Polens, Stuttgart 1977.

Hansjürgen Usczek: Scharnhorst über die Ursachen des französischen Sieges im Feldzug 1794, in: Militärgeschichte (6/1980), S. 726-732.

Frank Vossler: Propaganda in die eigene Truppe. Die Truppenbetreuung in der Wehrmacht 1939-1945, Paderborn 2005.

Lothar Wate: Kommunikation und kommunikatives Handeln. Grundlagen, Entwicklungslinien und Perspektiven, Bd. 1- Der Mensch in seiner Welt, Potsdam 2004.

Bernd Wegner: Hitlers politische Soldaten. Die Waffen-SS 1933-1945, Paderborn 1982.

Harald Welzer: Das soziale Gedächtnis, in: Ders. (Hg.): Das soziale Gedächtnis, Hamburg 2001, S. 9-21.

Wolfram Wette: die propagandistische Begleitmusik zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941, in: „Unternehmen Barbarossa“, S. 45-65.

Wolfram Wette: Die Wehrmacht. Feindbilder. Vernichtungskrieg. Legenden, Frankfurt a.M. 2002.

Wolfram Wette: „Unsere Stimmung ist auf dem Nullpunkt angekommen“. Berichte von Feldpostprüfstelen über die „Kessel-Post“, in: Ders./Gerd R. Ueberschär (Hg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, Frankfurt a.M 1993, S. 90-101.

Wolfram Wette: Militärgeschichte von unten. Die Perspektive des „kleinen Mannes“, in: Krieg des kleinen Mannes, S. 9-47.

Manfred Zeidler: Das Bild der Wehrmacht von Rußland und der Roten Armee zwischen 1933 und 1939, in: Russlandbild, S. 105-123.

Manfred Zeidler: Die Tötungs- und Vergewaltigungsverbrechen der Roten Armee auf deutschem Boden 1944/45, in: Wette/Ueberschär, Kriegsverbrechen, S. 419-432.

Manfred Zeidler: Reichswehr und Rote Armee 1920-1933. Wege und Stationen einer ungewöhnlichen Zusammenarbeit, München² 1994.

Christian Zentner/Friedemann Bedürftig (Hg.): Das große Lexikon des Zweiten Weltkrieges, München 1988.

Benjamin Ziemann: Feldpostbriefe und ihre Zensur in den zwei Weltkriegen, in: Klaus Beyer/Hans-Christian Täubrich (Hg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Heidelberg², S. 163-171.